Princeton University Library
32101 062160161

Paul Schweder

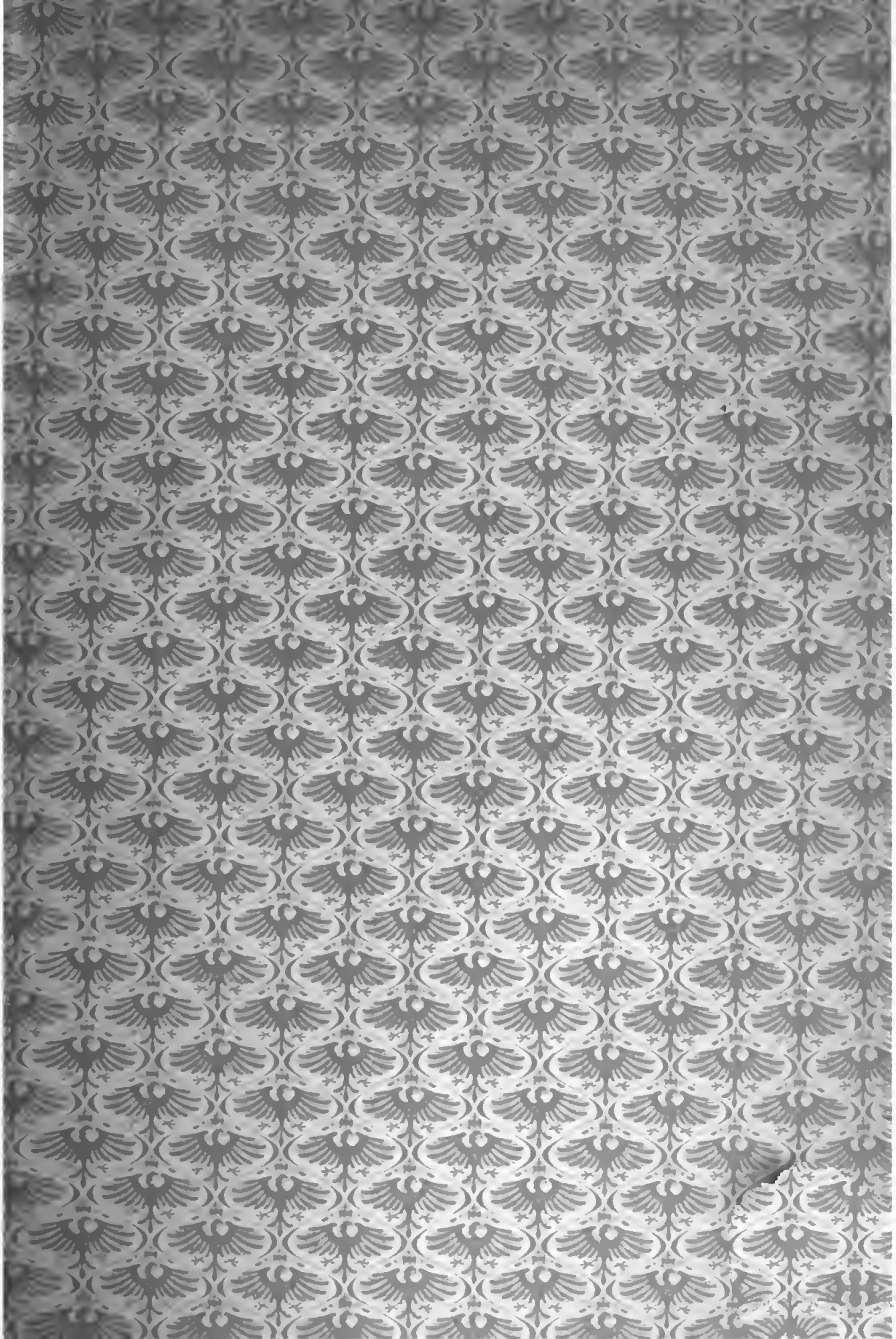
Im Kaiserlichen Hauptquartier

Hesse & Becker Verlag Leipzig

14094
.91
.845
v.1

Library of

Princeton University.



Paul Schweder

Im Kaiserlichen Hauptquartier

I

C. H. BRENDEL
EIN MANN MIT GOTT IST IMMER EIN DER MACHT

Im Kaiserlichen Hauptquartier

Deutsche Kriegsbriefe

von

Paul Schweder
Kriegsberichterstatter

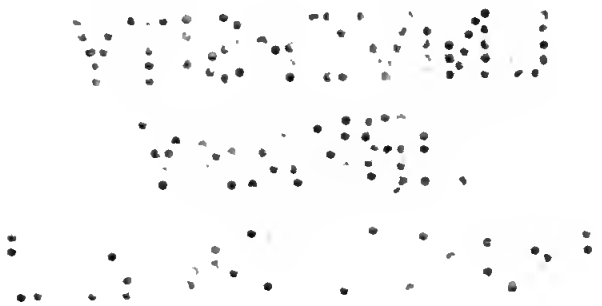
Erster Band

Von der Donau zur Maas

Mit einem Titelbilde und Buchschmuck von Carl Alexander Brendel-Weimar, sowie 49 Bildbeigaben nach Original-Aufnahmen

Hesse & Becker Verlag, Leipzig 1915

Copyright 1915 by Hesse & Becker Verlag in Leipzig



Erſtes bis zehntes Tauſend

Inhalt

I.

	Seite
Vorwort	7
Nach Belgrad!	9
Am Mobilmachungssonntag in Wien	13
Budapest im Kriegszustand	17
Mit dem ersten Militärzug nach Semlin	22
Vor den Toren Belgrads	27
Semliner Lagerleben	30
Das Bombardement von Belgrad	35
Es braust ein Ruf wie Donnerhall	44
Österreich marschiert!	47
Einquartierung	52

II.

Mit dem Großen Hauptquartier nach dem Westen	57
Berlin — Ems	61
Am Kränchenbrunnen	67
Vom Großen Hauptquartier nach Lüttich und Namur	71
Von Ems nach Trier und Luxemburg	85
Kriegssonntag an der Westgrenze	89
Franktireurtod — Soldatentod	93
Am Tage vor Sedan	96
Rings um Verdun	100
Die Einnahme von Maubeuge	118
In der Champagnerstadt	126
Der Kaiser im Felde	130
Die Sorgen der Post und die Krankenpflege	135

III.

Eine Reise durch Belgien	140
Im Schrapnellfeuer von Verdun	168
Die vom Flügelrad	183

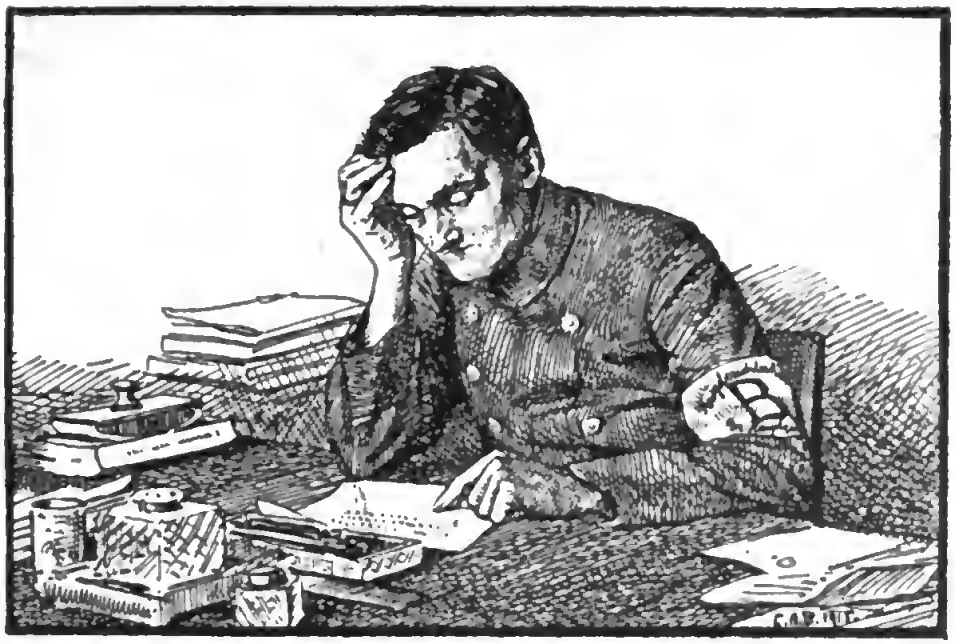
JUN 21 1915 335670

Seite

Der „Brücken-Professor“ 189
Von St. Privat nach Sedan 192
Feldgottesdienst in Feindesland 198
Adieu, mon général! 204
Von der Maas zum Scheldestrand 207
Die letzten Tage von Antwerpen 215
Auf dem Turme St. Romuald 224
Im eroberten Antwerpen 229

IV.

Am 18. Oktober 249
Château Olympe 253
Der Segen der Liebesgaben — Der Kaiser in Donchéry 257
Wie es in einem Etappenhauptort aussieht 261
Yalim Dad aus Tat-Wale und Emil Neumann aus Berlin 267
In den Schützengräben vor Reims 275
Im ersten Schnee 306
Das „Benzin-Regiment“ 309
Fürchtegott Leberecht, der Marketender 313



Vorwort

Von großen Tagen und aus großer Zeit erzählen die Aufzeichnungen, die ich in den nachfolgenden Blättern dem deutschen Volke unterbreite. Da, wo Kopf und Herz des Vaterlandes in diesem Weltkriege waren — im Großen Hauptquartier der Armee — sind sie entstanden, vielfach unter schwierigen Verhältnissen, immer aber getragen von dem erhebenden Bewußtsein, unmittelbarer Zeuge der gewaltigen und überwältigenden Taten unseres herrlichen Volkes in Waffen sein zu dürfen. —

* *
*

Kinder des flüchtigen Augenblicks, sind mir diese Berichte doch unvergeßlich und teuer geworden. Und auch dem Leser wird es gewiß so scheinen, als ob sie im Vorbeimarsch vor seinem geistigen Auge fröhlich grüßen und winken: Denkst du daran? Erinnerst du dich nicht gern noch einmal aller der Tage der gewaltigsten Volkserhebung, die je die Welt sah? Erscheint dir nicht diese Zeit als die köstlichste deines Lebens, da das deutsche Volk auf den Ruf seines Kaisers

hin aufstand wie ein Mann, allen Hader, alle Zwietracht im Innern mit einem Schlage vergaß, alle Stände, alle Berufe, alle Parteien und alle Bekenntnisse einig wurden gegen eine Welt von Feinden!

* *
*

Doch bevor die „Wacht am Rhein" erklang, sang man drunten vor Belgrad die österreichische Kaiserhymne. Denn nicht an der Spree und nicht am Rhein sammelten sich diesmal wie 1870/71 zuerst die Heere, sondern dort, wo vor 200 Jahren Prinz Eugen dem Hause Habsburg große Ehren schuf. Und da in diesem Weltkriege Deutschland und Österreich-Ungarn treuverbündet zusammen fechten, habe ich an die Spitze dieses Buches zunächst meine Erlebnisse vor Belgrad gestellt, zumal es mir vergönnt war, als einziger deutscher Journalist dort unten den Anbruch des Weltkrieges zu erleben.

* *
*

Dort wie hier gab es bewegte Bilder, die befreundete Photographen für dieses Buch auf die Platte bannten. Dazu stellte mir in liebenswürdigster Weise der Große Generalstab in Berlin seine Aufnahmen der von uns eroberten belgischen und französischen Forts zur Verfügung, und Carl Alexander Brendels Meisterhand schuf das Kaiserbild und den sonstigen künstlerischen Schmuck dieses Werkes, das zeitlich meine Wanderung von der Donau bis zur Maas umfaßt und viele Freunde auch für die weiteren Bände werben soll. — So ziehe denn hinaus, du buntes, vielgestaltiges Volk der Berichte aus Südost und Nordwest! Grüße die Heimat von denen da draußen und die da draußen von der Heimat! Und singe und sage allen Deutschen von ihres Reiches größter Zeit!

Großes Hauptquartier der Armee,
im März 1915.

Paul Schweder,
Kriegsberichterstatter.

I.

Nach Belgrad!

(Abſchied von Berlin. — Serbien mobiliſiert! — Endlich Krieg in Sicht. — Trügeriſche Ruhe! — Es wird a Wein ſein... — In Wien.)

Am Abend des 26. Juli 1914 auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin! Hin und her waren tagsüber in der Reichshauptſtadt die Anſichten und Meinungen über die plötzliche Zuſpitzung der politiſchen Lage gegangen. Wider alles Erwarten hatte Serbien die öſterreichiſche Note nicht zur vollen Zufriedenheit der Regierung der verbündeten Monarchie beantwortet und rieſengroß ſtand mit einem Male das Kriegsgeſpenſt vor aller Welt da. Noch freilich ſchien das letzte Wort nicht geſprochen, aber ſelbſt wenn der Handel noch im letzten Augenblick gut ausgehen ſollte, erſchien es mir als Chroniſtenpflicht, in ſo ſchickſalsſchwerer Stunde unmittelbar am Schauplatz der Ereigniſſe zu weilen, und ſo fuhr ich auf gut Glück der alten Feſte am Donauſtrand entgegen, in deren Mauern in dieſen ernſten Stunden wahrſcheinlich nicht nur um das Sein oder Nichtſein Serbiens gewürfelt wurde, ſondern in denen es um viel Wichtigeres und Größeres gehen konnte. Die direkte Fahrkarte Berlin—Belgrad fand der Schalterbeamte erſt nach längerem Suchen — es war die letzte, die überhaupt verkauft worden iſt, und da ich ſie auf der letzten, winzig kleinen Strecke von Semlin bis Belgrad nicht mehr benutzen konnte, ſo befindet ſie ſich noch heute

in meinem Besitz als ein kleines, aber interessantes Andenken an den beginnenden Krieg.

Auf dem Bahnsteig herrschte ein wilder Andrang all derer, die diesen wahrscheinlich letzten ordnungsmäßig laufenden Zug nach Wien, Pest und Belgrad noch benutzen wollten, so daß im Handumdrehen kein Plätzchen mehr zu haben war. Natürlich war nach kurzen scharfen Erklärungen alsbald auch der „Kriegszustand" da. Preußen schimpfte auf Sachsen, das den Zug durch seine Schaffner bis Tetschen zu bedienen hat, und Österreich schalt auf beide, weil es das größte Interesse am Mitkommen hatte und keinen Platz fand. Erst allmählich kam es zur Verständigung, denn schließlich hatten wir ja alle ein Interesse, und eine Frage bewegte uns alle: Wird es denn überhaupt losgehen?

Bei der Abfahrt von Berlin lagen noch Depeschen vor, wonach Serbien im letzten Augenblick zum Nachgeben geneigt gewesen sei, und so erwartete man mit Spannung die letzten Dresdener Depeschen. Namentlich die österreichischen Offiziere, die aus den Ostseebädern und aus Berlin selbst plötzlich zurückgerufen waren, wußten ihre Ungeduld kaum noch zu meistern und verrieten sich dadurch trotz ihrer Zivilkleidung. Eine unverhohlene Genugtuung zeigten die frischen gebräunten Gesichter, als uns der Zeitungsverkäufer auf dem Dresdener Hauptbahnhofe um die elfte Abendstunde unaufgefordert das Extrablatt mit den paar so inhaltsschweren Zeilen entgegenhielt, die die Abreise des österreichischen Gesandten aus Belgrad und die Mobilisierung der serbischen Armee meldeten. Es gab keinen lauten Jubel im Zuge, ernst und schweigend drückten sich die Kameraden die Hand, und dann setzte sich jeder in seine Ecke, schrieb, las oder hing seinen Gedanken nach. Aus der Unterhaltung hörte man

heraus, wie geſchickt die Militärverwaltung bei der Zurückberufung der beurlaubten Offiziere vorgegangen war. Die oberſten Chargen waren bereits vor fünf bis ſechs Tagen telegraphiſch erſucht worden, in die Garniſon zurückzukehren, da eine wichtige Konferenz anberaumt worden ſei. Dann folgten die Majore und Hauptleute und zuletzt die Leutnants. Niemand hatte zu dem anderen geſprochen, ſo daß keiner auf die Vermutung einer ernſthaften Sache kommen konnte, wenn er nicht die Zeitungen der letzten Tage genau verfolgt hatte. Und dazu waren die meiſten in dem fröhlichen Leben der Bäder wie in dem ablenkenden Treiben der deutſchen Reichshauptſtadt nicht gekommen. So trat der Ernſt der Stunde ziemlich unvermittelt an ſie heran, und die Stille der Nacht, das Halbdämmer in den Abteilen trug noch mehr dazu bei, die Gedanken auf dieſen einen Punkt zu konzentrieren: Der Krieg iſt da, der Krieg, den ihr Ehrgeiz ſeit Jahren erflehte, der immer am Horizont ſtand und doch nie zur Wahrheit zu werden ſchien, und der nun urplötzlich vor ihrem geiſtigen Auge all die bunten, vielgeſtaltigen Bilder entrollte, die er für ſie im Gefolge hat.

In Dresden gab es weiteren Zuzug. Da kamen die dicken, durch die Börſenderoute der letzten Tage aus ihrem dolce far niente auf dem „Weißen Hirſch“ und in den Sendig-Hotels in Schandau unliebſam aufgeſcheuchten Wiener Bankiers mit ihren nicht minder gut beleibten Ehehälften angekeucht und mit ihnen Leipziger und Magdeburger Großkaufleute, die plötzlich „Intereſſen“ in Wien hatten.

Auf vielen, ach allzu vielen Geſichtern ſtand nicht nur die bange Sorge, ſondern auch der blaſſe Schreck zu leſen. Immer ſtiller wurde es und ſtiller. Um Mitternacht war bei Tetſchen die Grenze erreicht. Im unſicheren

Licht ſtanden die Beamten vom Zoll und von der Steuer und fröſtelnd von der kühlen Luft, die von der Elbe heraufdrang, die Paſſagiere. Aber noch gab es kein Militär an Stelle der Beamten; auch die Maſchinen, die man hier und da bereits auf der Fahrt nach Südoſten vermutet hatte, waren noch da und keine Strecke meldete irgendeine Veränderung des Fahrplans. — O du mein Öſterreich, ſagten die einen, es hat halt immer noch Zeit! Die anderen aber deuteten ſehr richtig das alles als ſcheinbare Ruhe, hinter der ſich die Energie verſteckte, den von draußen Kommenden um keinen Preis zu zeigen, wie tief die Erregung über das Ereignis ging. Die böhmiſchen Schaffner ſogen anſcheinend ebenſo bedächtig wie ſonſt an ihren Tabakspfeifen, und der Stationsvorſteher pfiff ſo unbekümmert als nur möglich: Es wird a Wein ſein, und mir werden nimmer ſein. — 's wird ſchöne Madln geb'n, und wir werd'n nimmer leb'n! — Aber da hörte man ſchon den Unterton heraus. Morgen oder übermorgen wird er marſchieren, und die ſchönen Mädchen im Elbtal werden Tränen in den Augen haben.

Erſt einzeln, dann häufiger tauchen Infanterie- und Kavallerie-Offiziere der verſchiedenſten Regimenter im Zuge auf, und in der dritten Klaſſe wimmelt es ſchließlich von Soldaten aller Truppengattungen, die aus dem Urlaub in Nordböhmen telegraphiſch zurückgerufen worden waren. In aller Hände aber ſah man die Extrablätter der Tetſchen-Bodenbacher Zeitungen, die bereits alle Einzelheiten der ſerbiſchen Mobilmachung und des Miniſterrates in Iſchl zu melden wußten.

Derweil raſte der Zug durch die ſchweigende Nacht ſeinem fernen Ziele entgegen. Und das Geklirr ſeiner Räder, das Dröhnen ſeiner Achſen begleiteten ein paar friſche, helle Soldatenſtimmen im letzten Wagen, die vom

Prinzen Eugen, der Stadt und Feſtung Belgrad erſtürmen wollte, ſolange zu ſingen wußten, daß im Morgengrauen faſt ſchon der Wiener Stephansturm ſichtbar wurde.

Am Mobilmachungsſonntag in Wien

(Wien im Regen. — Der „Schickſalstag Öſterreichs". — Im alten Steffel. — Kaffeehaustreiben. — Wie aus Phäaken Männer wurden.)

Wien, 27. Juli.

Mit militäriſcher Pünktlichkeit lief der Berliner Schnellzug im Wiener Nordbahnhof ein. Kein Zweifel, man war heute weit entfernt von den Tagen, da die paſſive Reſiſtenz der Eiſenbahner dem öſterreichiſchen Staate ſchwere Sorgen bereitete. Alles war vielmehr einig in treueſter Pflichterfüllung, von dem aus Anlaß des Mobilmachungstages mit Schiffhut und Galadegen amtierenden Bahnhofsvorſtand bis herab zum letzten Wagenputzer. Draußen rieſelte ein feiner, aber durchdringender Landregen hernieder und verdarb den Wienern die Freude am Mobilmachungsſonntag. Sie hatten am Abend vorher voller Begeiſterung den Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen zu Serbien gefeiert und ſchauten nun etwas verdutzt und ernüchtert zu den grauen Wolkenmaſſen empor, aus denen es immer ſtärker hervorquoll, bis ſchließlich um die Mittagsſtunde ganz Wien eine einzige große Regenpfütze bildete. Schade, ich hatte den Wienern und mir einen echten rechten Sonntag gewünſcht. Aber vielleicht war es ſo auch ganz gut. Iſt doch nach allen Räuſchen und ſomit auch nach einem Freudenrauſch die innere Einkehr erwünſcht und vonnöten. Und ruhig, ſtill und ernſt ſpielte ſich in den erſten Morgenſtunden

das Leben in der ehrwürdigen Kaiserstadt ab. Die Morgenzeitungen hatten auf den Ernst der Lage nochmals eindringlich hingewiesen und von dem „Schicksalstage" Österreichs gesprochen, der nun angebrochen sei.

Mein erster Weg führte mich zum Ostbahnhof, wo die Züge nach Budapest und Belgrad abgehen. Denn hier mußte ja das militärische Wien Abschied nehmen. Und richtig: Auto auf Auto, Fiaker auf Fiaker rollte heran, Offiziere aller Grade und Chargen entstiegen den Wagen, die alsbald von anderen Offizieren wieder mit Beschlag belegt wurden, um die für die erste Division bestimmten Kameraden heranzuholen. Es schien, als seien die Böhmen dazu ausersehen, die Avantgarde gegen Serbien zu bilden. Aber es war eitel, sich über die beabsichtigten Truppenbewegungen den Kopf zu zerbrechen, da man doch nur auf Vermutungen angewiesen war und die sehr liebenswürdigen und auch auskunftsbereiten Militärs selbst vorläufig noch im dunkeln tappten. Denn offiziell war ja der Krieg überhaupt noch nicht ausgebrochen und erst die nächsten Tage würden einige Klarheit bringen. Also zurück ins Stadtinnere. Eben beginnt die große Glocke des „alten Steffel" zur Neunuhr-Andacht zu rufen. Das weite, im trüben Zwielicht des regenfeuchten Morgens liegende Gotteshaus ist dicht gefüllt. Am Hochaltar, dessen goldener Aufbau im Glanze unzähliger Lichter funkelt und gleißt, singen die Geistlichen, steigt der Weihrauch empor und klingelt leise von Zeit zu Zeit das Glöcklein der Ministranten. Dann braust der Orgel tiefer, sonorer Ton durch die altersgrauen Mauern und andächtig sinkt alles in die Knie. Tiefinniger und flehentlicher ist vielleicht seit den Tagen, da die Türken vor Wien standen, nicht mehr im Stephansdome gebetet worden. Überall in den Winkeln und Nischen, im Schutze der tiefen Dämmerung

liegen, in inbrünſtiges Gebet verſunken, elegant, aber unauffällig gekleidete Damen, deren Gatten vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon Semlin, dem öſterreichiſch-ungariſchen Waffenplatze am Donauufer gegenüber Belgrad, zueilen. Und kein Lichtſtrahl bricht ſich durch die wunderſchönen bunten Kirchenfenſter Bahn. Dunkel und ungewiß laſtet in dieſem Augenblick das Schickſal über all den Andächtigen, wie über dem ganzen großen Kaiſerſtaat.

Etwas lebhafter geht es in den Kaffeehäuſern her. Man iſt es ja gewohnt, daß die Münchener ſchon um 7 Uhr früh bei der erſten Maß und die Wiener faſt um die gleiche Zeit im Kaffeehaus zu finden ſind. Aber heute muß man einfach da ſein, denn wo könnte man ſonſt wohl noch mit gleicher Behaglichkeit und Breite die Tagesereigniſſe erörtern!

Und es gibt halt gar ſo viel Neues auf einmal. Da hat man den ſerbiſchen Generalſtabschef in Kelenföld feſtgenommen. Wir hatten die Möglichkeit ſchon geſtern im Zuge ins Auge gefaßt, nachdem eine Zeitberechnung ergab, daß Herr Putnik bis 6 Uhr abends unmöglich die Landesgrenze überſchritten haben konnte. Aber daß er ſolche Späne machen und der Detektiv ihm mit der Feſtnahmemeldung ſo brutal ins Geſicht ſpringen würde, daß man den mit Recht erregten Mann niederboxen mußte, das hatte niemand erwartet und das machte heute auch in Wien keinen angenehmen Eindruck. Um ſo befriedigter war man, als es hieß, daß der ſerbiſche Generalſtabschef ſchließlich unter Entſchuldigungen wieder freigelaſſen worden ſei. Aber dann die Meldungen aus Berlin über die Demonſtrationen vor der öſterreichiſchen Botſchaft und bei Herrn v. Bethmann Hollweg. Das löſte nur ein einziges überſtrömendes Gefühl der Begeiſterung aus.

Denn die Berliner gelten ja im allgemeinen nicht nur bei den eigenen Volksgenoſſen als kaltſchnäuzig und fiſchblütig, ſelbſt wenn es ſich um ſolche Dinge handelt. Alſo ſang man hier in Wien frohen Mutes die „Wacht am Rhein“ und „Ich hatt' einen Kameraden“.

Je weiter der Tag vorrückte und je troſtloſer das Wetter wurde, deſto mehr lichteten ſich die Menſchenmaſſen in den öffentlichen Lokalen. Ein jeder hatte ſchließlich doch auch mit ſich ſelbſt und ſeinen allereigenſten Angelegenheiten zu tun und ſo kam es, daß am Spätabend auch an den Stätten ein gewiſſer Ernſt und auffällige Ruhe herrſchte, an denen ſonſt bei feurigem Vöslauer und Gumpoldskirchener der Wiener mit Geſang und Tanz ſich zu vergnügen pflegt. Die liebliche Phäakenſtadt an der ſchönen blauen Donau war ſich an dieſem Mobilmachungsſonntag mit einem Schlage ihrer weltpolitiſchen Stellung bewußt geworden und der bittere Ernſt der Stunde räumte ſchnell noch die letzten Reſte alles deſſen fort, was einſt der Wienerſtadt den Ruf der gemütlichſten, aber auch der zurückgebliebenſten Großſtadt eingetragen hat.

Budapeſt im Kriegszuſtand

(Die überraſchten Krieger. — Baron von Giesl. — Die Fleiſchnot im Speiſewagen. — Feurige Kohlen. — Czardas in Feldblau. — Regierung und Oppoſition Arm in Arm. — Eine Wappenänderung. — Das ſchöne Budapeſt. — Eljen Tisza!)

Budapeſt, 28. Juli.

Die „Magyar Allam Vaſutak" alias „Königlich Ungariſche Staatsbahn" ſtellte trotz des Kriegszuſtandes angenehme, breite und bequeme Wagen für den Zug nach Budapeſt, ſie konnte auch ſofort einige weitere einſchieben, als auf dem Wiener Oſtbahnhof Platzmangel entſtand.

Und als dann in den durchweg für die erſte Klaſſe beſtimmten Abteilen noch einige Plätze freiblieben, ſtopften die braven ungariſchen Schaffner unter fröhlichen Scherzworten eine Anzahl ſchmucker blauer Jäger, brauner Honvedhuſaren und rotkäppiger Infanteriſten hinein, die, mit Fahrkarten für die dritte Klaſſe verſehen, beſcheiden auf den Perſonenzug gewartet hatten, der hinter unſerem Expreßzug abgehen ſollte. Auf dieſe Weiſe kamen die überraſchten Krieger in den ſonſt faſt nur von Exzellenzen und hohen und höchſten Vorgeſetzten angefüllten Zug und langten einen halben Tag früher in Budapeſt an. — Vor der Abfahrt gab's auch noch eine kleine Aufregung. Denn auf dem Nebengleiſe lief der von Popradfelka kommende Schnellzug ein, der den bisherigen öſterreichiſchen Geſandten in Belgrad Baron v. Giesl an Bord hatte. Das war ſo eine rechte Hetz für die Wiener. Kaum daß der in ſeinem Außern etwas an den Grafen Zeppelin erinnernde alte Herr den Wagen verlaſſen hatte, war er von der begeiſterten Menge umringt und der Gegenſtand rührendſter Huldigungen. Schließlich mußten ihn ein Dutzend

Geheimpolizisten förmlich aus dem Publikum herausreißen und in den Gepäckraum schleppen, da ja die Gefahr bestand, daß auch andere Elemente auf dem Bahnhof anwesend waren. Dann dampfte unser Zug nach der ungarischen Landeshauptstadt ab. Im Speisewagen herrschte infolge der Mobilmachung bereits die Fleischnot. Ich hatte mir ein Filetstück bestellt und mußte das Fenster schließen lassen, damit es nicht davonflog. Dafür entschädigte in etwas die wundervolle Aussicht auf die breit und mächtig dahinströmende Donau, deren Steilufer bereits dichten und schweren Traubenbehang aufwiesen. Und je weiter wir ins ungarische Land hineinkamen, desto gesegnetere Gefilde breiteten sich vor uns aus. Zu hohen Stapeln war das Getreide bereits aufgeschichtet, denn der ungarische Bauer verschmäht die Feldscheune. Der Kukurutz zeigte sich dicht vor der Reife und in unübersehbar großen Feldern. Gesegnetes Land, wo der Boden noch die Schwärze und Schwere des Urschlammes hat und die Kulturen dem Bauern sozusagen in den Hals hineinwachsen. Doch auch hier der Jammer um die Leutenot. Und was soll jetzt werden, wo die Söhne des Landes sich auf den Stationen drängen, um rechtzeitig in ihre Garnisonen zu gelangen, und auch der Landsturm aufgeboten ist?

In Preßburg vermisse ich die Kapelle zerrissener, aber echter Zigeuner, die sonst immer jeden Expreßzug mit einem feurigen Czardas begrüßte und die aus dem Zuge geworfenen Kreuzerstücke der Wiener und Pester „Magnaten" einsammelte. Sie hat in diesen Tagen gewiß lohnendere Beschäftigung als musikalische Begleitung der Demonstrationszüge in der Stadt gefunden. Als der Zug langsam aus der Bahnhofshalle zieht, lese ich tief unten ein Straßenschild „Lenau utca". Und es erinnert mich daran, welche glänzenden Kriegs- und Freiheitsliederdich-

ter dieſer durch Freiheitskriege blutgedüngte ungariſche Boden hervorgebracht hat. Aber auch daran, daß dieſe ſo freiheitsliebende Nation auf unſerer Fahrtſtrecke aus dem alten deutſchen Preßburg „Pozſony", aus Wartberg „Szeniz", aus Neuhäuſel „Erſekujvar" und aus Waitzen „Vaicz" gemacht hat und daß der ſchwäbiſche Bauer im Banat, obwohl er der zähe Kulturträger dieſer Gegend iſt, genau ſo unter der Unduldſamkeit der Ungarn leidet wie weiter drunten die Kroaten und Ruthenen. Sind da nicht die jetzigen Ereigniſſe in Berlin und die ganze Stellungnahme Reichsdeutſchlands zu dem öſterreichiſch-ſerbiſchen Konflikt, der ja doch auch der ungariſch-ſerbiſche Konflikt iſt, feurige Kohlen auf das Haupt der Machthaber in Budapeſt?

Unter ſolchen Gedanken fuhr ich am Spätabend in die Landeshauptſtadt ein. Das fröhliche lebensluſtige Budapeſt verleugnete auch heute ſeinen Charakter nicht. Zu Tauſenden ſingt und lärmt das Volk auf den Straßen. Und an der Spitze der Prozeſſionen, die ſich trotz der Verhängung des teilweiſen Belagerungszuſtandes immer wieder bilden, marſchieren die Kapellen der hieſigen Regimenter. Sie müſſen „plein pouvoir" haben, denn nicht nur daß Begleitmannſchaften mit hohen maleriſchen Windlichtern die Kapellen flankieren, ſingt und tanzt die Truppe zu ihren eigenen Weiſen, ungariſchen Weiſen, die die Menge hypnotiſieren und im Tanzſchritt gehen heißen. Nach dem Koſſuthlied, dem Rakoczi- und dem Radetzky-Marſch erklang auch „die Wacht am Rhein" und „Heil dir im Siegerkranz", die von den deutſchſprechenden Demonſtranten mitgeſungen wurden. Eine ungeheure Geſchäftigkeit erfüllt die ganze Stadt. Durch ihre Lage iſt ſie der natürliche Mittelpunkt der kriegeriſchen Aktionen gegen den Nachbarſtaat geworden, und wenn es ſich be-

wahrheiten sollte, was man hier über die hervorragende Mitwirkung der ungarischen Regierung, vor allem des Grafen Tisza, an dem Ultimatum erzählt, so erscheint Budapest als der politische Mittelpunkt der Angelegenheit, deren militärische Austragung von hier aus ihren Anfang nimmt. Mehr als 40000 Landsturmpflichtige sind bereits versammelt und von Stunde zu Stunde wächst die Zahl der Truppen durch den Zuzug aus dem ganzen Lande. Dabei ist es von Interesse, daß auch die serbischen Bewohner des südlichen Banat, die vorzugsweise dem K. und K. Infanterieregiment Nr. 6 in Budapest angehören, begeistert herbeiströmen, obwohl sie die Sprache des Gegners sprechen und wie dieser der orthodoxen Kirche angehören. Es hat eben innerhalb 24 Stunden eine vollständige Umwälzung in Ungarn stattgefunden. Regierung und Opposition, die sich länger als ein Jahrzehnt hindurch in den Haaren lagen und bis aufs Blut bekämpften, haben plötzlich Frieden geschlossen, die von den Magyaren unterjochten Völkerschaften marschieren freudig mit ihnen in den Krieg, und als am gestrigen Abend der Chefredakteur des hiesigen sozialdemokratischen Zentralorgans „Nephsava" eine Ansprache an einige tausend demonstrierende Arbeiter damit begann, daß die ungarländische Sozialdemokratie sich in diesem Augenblick gemeinsam mit der Internationale für den Weltfrieden einsetzen müsse, unterbrach man ihn mit Hochrufen auf den Krieg und Pereatrufen auf König Peter. Diese Einmütigkeit der Gesinnung hält die Massen auch von allen Ausschreitungen ab. So ist die Abreise Putniks ohne jeden Zwischenfall vor sich gegangen und weder der serbische Generalkonsul, noch irgendein mit Serbien in Verbindung stehender Privatmann bisher behelligt worden. Nur dem hiesigen „Hofzahnarzt Sr. Maj. des Königs von Ser-

bien" hatte man gestern „vorübergehend" ein Wappen in den rot-weiß-grünen Farben Ungarns auf das prunkhafte Hausschild geklebt. Wenn man bedenkt, wie fanatisch die Ungarn früher manchmal gehaust haben, muß man an ihrer jetzigen Haltung aufrichtige Freude haben. Vor allem aber an ihrer absoluten Kriegsbegeisterung, für die Österreich nicht immer alle Garantien hatte. Denn inzwischen ist das 4. ungarische Korps, das die Avantgarde bilden wird, schon vollständig marschbereit. Vielfach sind die Leute sofort nach der Bekanntgabe des Ultimatums abgereist, ohne die Gestellungsorder abzuwarten, und haben nun Zeit, noch ein paar Tage die schöne Landeshauptstadt zu besichtigen. Denn schön, unsagbar schön ist Budapest, namentlich jetzt, wo ringsum die Rebenhügel auf eine gute Ernte schließen lassen, wo der breite Donaurücken zu allerlei Lustfahrten stromauf und stromab einladet, wo am Abend die elegante, lebenslustige Aristokratie am hellerleuchteten Kai lustwandelt, von den gegenüberliegenden Höhen die alte und die neue Burg Ofen grüßt und über dem „Eingang zum Orient", den Budapest für die Völker des Westens bildet, die weiche und lockende Luft des Südens liegt. Aber schon flötet der Hotelportier dem Kraftwagen, und während ich zum Ostbahnhof sause, gibt mir die Volksmenge, die, mit einer ungarischen Fahne bewaffnet, den Vaczi Körut (Waitzener Boulevard) herunterzieht, in einem unwiderstehlichen Rhythmus meine Marschroute an: „Auf nach Belgrad! Einmarschieren! Eljen Tisza! Auf nach Belgrad!"

Mit dem ersten Militärzug nach Semlin

(Abschied von Budapest. — Eine Erinnerung an London. — Schweine- und andere Hirten. — Frauentränen. — Zigeuner fiedeln und der Landwein kreist. — Von künftigen Kämpfen und Siegen. — Auf verdächtiger Brücke. — Das „ungarische Gibraltar". — In der Fruschka Gora. — Mit Pulver und Blei nach Semlin hinein!)

Zwischen Nacht und Morgen hat der Budapester Ostbahnhof sein Gesicht vollkommen verändert. Die weite Halle gleicht einem brausenden Meer. Zu Tausenden wogt eine überaus bunte Menschenwelle hin und her und an den Wänden bricht sich donnernd ein Stimmenchaos. Mehrere Züge stehen zur Abfahrt bereit, aber es verrinnt eine geraume Zeit, ehe sie in Bewegung kommen, denn sie sind gefüllt, — nein, vollgepreßt mit unruhigem Reisepublikum, das nach Wien und darüber hinaus möchte und das ja mit diesen letzten Zügen fort muß, weil vom Abend ab alle Strecken für die Militärtransporte freigehalten werden müssen. Auf der Strecke Budapest—Belgrad aber ist bereits gestern um Mitternacht der Verkehr eingestellt worden, und zwar unmittelbar, nachdem der von Wien kommende und nach Konstantinopel bestimmte Orientexpreß in Budapest eingetroffen war. Die Passagiere mußten wohl oder übel hinaus und in Budapest übernachten, unter ihnen auch — ein kaum minder pikantes Ereignis als der Putnikzwischenfall — der englische Gesandte für Serbien, ein naher Verwandter Sir Edward Greys, der sehr erregt wurde und immer wieder betonte, daß er unbedingt nach Belgrad müsse. Erst heute mittag konnte seine Weiterreise erfolgen, aber er mußte den Umweg über Bukarest machen.

Auf dem Orientbahngleise steht heute der erste Militärzug, dazu bestimmt, die Offiziere und Mannschaften für

Maria-Thereſiapol, Peterwardein und Semlin zu befördern. Weil aber inzwiſchen der von Berlin am geſtrigen Abend über Breslau—Oderberg—Galanta abgegangene fahrplanmäßige Konſtantinopeler Zug eingelaufen iſt, wird er an den unſrigen angekoppelt und von den Offizieren und Mannſchaften, die dicht gepfercht in den anderen Wagen geſeſſen hatten, im Sturm genommen. Zuſammen mit dem Vertreter der „Daily Mail", mit dem ich noch erſt vor ſechs Wochen fröhlich im Hotel Cecil in London bei der deutſch-engliſchen Journaliſtenkonferenz zuſammengeſeſſen hatte, fand ich im Schlafwagen der Internationalen Expreßzuggeſellſchaft Platz, der gar keine Fahrgäſte aufwies und beobachtete von hier aus das bunte Leben und Treiben in der Bahnhofshalle. In Abſtänden von kaum 10 Minuten liefen drüben auf den Ankunftsgleiſen endloſe Züge aus Mittel- und Südungarn ein, die, mit Laub und Blumen geſchmückt, die Reſerviſten und Landwehrleute heranbrachten. Aus Güter- und Viehwagen zuſammengekoppelt, die innen mit loſen Bänken beſtellt waren, brachte jeder dieſer Züge ganze Kompagnien auf einmal in die Landeshauptſtadt, wo alsbald die Einkleidung und Einreihung der Mannſchaften vor ſich ging. Bunt genug ſahen ja die braunen Pußtaſöhne im Zivil aus. Neben den Handwerkern und Bauern, die den charakteriſtiſchen runden ſchwarzen Hut, ſchöne buntgeſtickte Samtweſten und über ebenſolchen Hoſen weite ſchwarzſeidene Frauenſchürzen trugen, dominierten die zahlloſen Hirten aller Art. Denn ſie bilden ja in den weiten öden Pußten Mittelungarns eine Kaſte für ſich. Auf der tiefſten Stufe ſteht der Schweinehirt, dann kommt der Hornviehhirt, dem die mit gewaltigen Hörnern ausgeſtatteten oft ganz prächtigen Büffelherden unterſtehen, dann der Schafhirt und ſchließlich der Roßhirt, der, ſofern er gleich-

zeitig auch ein kühner Tschikos (Roßdieb) ist, den Stolz der Tscharda (der einsamen Pußtaschenke) bildet.

Die überaus malerischen Trachten der verschiedenen Hirtenklassen fesselten noch unsere Aufmerksamkeit, als der Stationsleiter das Zeichen zur Abfahrt gab. Es wurde ein überaus schwerer Abschied in all den Wagen nebenan. Freilich, die Offiziere und Mannschaften nahmen sich zusammen. Aber die armen Mütter, die Frauen, die Schwestern und die Bräute! Ach, wie viele Tränen sind nun doch geflossen trotz aller Standhaftigkeit und des guten Willens der eleganten Offiziersdamen wie der armen Handwerker- und Arbeiterfrauen.

Zum ersten Male kam nach den begeisterungsvollen Vortagen der ganze Ernst der Situation zum Durchbruch. Unter Heil- und Eljenrufen fuhren wir hinaus in den sonnigen Tag. Rechts und links der Eisenbahn grüßten und winkten Hunderte von Männern, Frauen und Kindern hoffnungsfroh und freudig dem ersten Militärtransport zu. Auch die Kohlenlader, die Arbeiter der Vorstadtfabriken, die Handlanger auf den Neubauten schwenkten die Mützen in der schwieligen Faust und schickten ihr begeistertes „Eljen" zum Zuge hinüber. Und noch weiter draußen, als wir in die fast 100000 Quadratkilometer große ungarische Tiefebene mit ihren weiten baumlosen Viehtriften und Heidestrecken eingetreten waren, gab es kaum eine Meierei, Vorwerk oder Tscharda, von der aus nicht dem dahineilenden Zuge ein freundlicher Gruß zuteil geworden wäre.

In Kiskörös, der ersten größeren Station, standen Tausende von Landleuten in Erwartung der für Budapest bestimmten Transportzüge. Braune Zigeuner fiedelten und die Flasche mit dem guten, billigen Landwein kreiste. Aber auch hier Tränen im Auge der am Bahndamm

ſtehenden Frauen und Mädchen, und ſchon hier der Gendarmen- und Militärkordon um das Bahnhofsgebäude. Und je weiter wir kamen, deſto düſterer die Stimmung. An allen Brückenübergängen ſtehen Poſten mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett und in Maria-Thereſiapol, dem ungariſchen Szabadka, iſt die ganze Garniſon in Bereitſchaft, die ankommenden Kameraden zu empfangen. Auch hier ſteht wieder ein langer, langer Truppentransportzug, vollgefüllt mit Pußtaſöhnen, die teilweiſe die Trittbretter und ſogar die Wagendächer beſetzt halten. Vergeblich mahnen die in ihrer neuen hellblauen Felduniform ſehr feſch ausſehenden Offiziere zur Vorſicht und ſchließlich läßt man die fröhlichen Burſchen gewähren. Und immer weiter rollt unſer Zug. Schon werden die Aufenthalte immer länger und die Abenddämmerung bricht herein. Stiller und ſtiller wird's im Zuge. Hier und da ſchlummert, lang im Korridor oder droben im Gepäcknetz ausgeſtreckt, ein Müder und träumt von künftigen Kämpfen und Siegen. Da plötzlich bremſt der Zug mit einem furchtbaren Ruck und ſteht gleich darauf ſtill. Was iſt geſchehen? Wir ſtehen unmittelbar vor einer Brücke und rote Lichter flammen auf, während der Helm eines Gendarmen ſichtbar wird. Wir ſind jetzt bereits inmitten einer ſerbiſchen Bevölkerung unter ungariſcher Oberhoheit, und die Nervoſität iſt daher groß. Man wollte verdächtige Geſtalten unter der Brücke geſehen haben und ſah nunmehr erſt gründlich nach, ehe man uns hinüberließ. Und manchem war bei der Fahrt über dieſe verwünſchte Brücke doch nicht ganz geheuer. Noch einmal gab's dann, kurz vor Mitternacht, einen längeren Aufenthalt. Wir ſind in der Doppelſtadt Neuſatz-Peterwardein, die ſich zu beiden Ufern der hier in breites Sumpfland tretenden Donau aufbaut und zu deren Trup-

penverſtärkung wir wiederum ein paar Wagen voll Offiziere und Mannſchaften abgaben. Denn Peterwardein iſt das „ungariſche Gibraltar", eine ſtarke Feſtung mit etwa 10000 Mann Beſatzung und von den Türkenkriegen her durch Prinz Eugens Sieg am 5. Auguſt 1716 über die unter dem Befehl des Großweſirs Kamurdſchitſch hier kämpfenden Türkenſcharen berühmt.

Wiederum iſt faſt die ganze Garniſon am Bahnhof, von dem aus es nunmehr über die 430 Meter lange Donaubrücke hinüber zum andern Ufer geht, Karlowitz zu, mit ſeinem berühmten „Ausbruch", den in Semlin ausgiebig zu ſtudieren wir uns in dieſem feierlichen Augenblick vornehmen. Noch weitere 50 Kilometer bis Semlin fahren wir durch ſerbiſches Land, das die berühmte Pflaumengegend, die Fruſchka Gora, iſt. Hier brennt man den edlen Schliwowitz, den Serbenſchnaps, und wir fangen allmählich an, uns mit der undankbaren und ſchwierigen Aufgabe eines Kriegsberichterſtatters in dieſer Gegend zu verſöhnen.

Um 1 Uhr morgens endlich erreichen wir die letzte ungariſche Stadt vor dem gegenüberliegenden Belgrad, die Grenzſtadt Semlin, und erfahren, daß der Kriegszuſtand herrſcht, und daß, wie zu erwarten ſtand, der Weg über Belgrad nach dem Orient ſowohl von ungariſcher, als auch von ſerbiſcher Seite geſperrt iſt. Und nun hinein nach Zemun, wie die zu drei Vierteln ſerbiſche Bevölkerung Semlin nennt. Man ſoll auf Kaffeehausſtühlen ziemlich gut ſchlafen können. Pulver (Inſektenpulver) und Blei (von Faber) habe ich ja bei mir. Alſo auf in den Kampf gegen das ſerbiſche Ungeziefer! —

Vor den Toren Belgrads

(In lauer, weicher Sommernacht. — Die Jagd nach dem Koffer. — Ein neugieriger Droſchkengaul. — Allgemeiner Burgfrieden. — Auf den Spuren des Prinzen Eugen. — Der Blick auf Belgrad.)

Semlin, 29. Juli.

Eine angenehmere Enttäuſchung habe ich ſelten erlebt als die, welche mir Semlin bereitet hat. Nach Stara-Gora und Durazzo glaubte man nicht mehr an menſchenwürdige Kriegsberichterſtatterquartiere. Und nun! Ein überaus freundliches, maleriſches und ſauberes Städtchen mit einer gemütlichen Bevölkerung, guten Gaſthäuſern, großen Kaufläden und durchweg angemeſſenen Preiſen. Dazu das geſchäftige Leben und Treiben des Militärs in den Straßen, der prickelnde Reiz, unter den Kanonen Belgrads zu ſitzen, deſſen weißſchimmerndes Häuſermeer ſich auf den Semlin gegenüberliegenden Höhen ausbreitet. Der Bahnhof Semlins iſt terraſſenförmig in die hier über ein und einen halben Kilometer breite Donau hineingebaut und von hier aus präſentierte ſich geſtern abend die hellbeleuchtete Feſte geradezu märchenhaft ſchön. Die laue, weiche Sommernacht lud förmlich zu einem Spaziergang durch das ſchlummernde Städtchen ein und ſo wanderten wir zunächſt durch die elektriſch beleuchteten Straßen zum Haupttelegraphenamt, das ebenſo Nachtbetrieb hatte wie das Stadttelephon. Auf den Tiſchen der eifrig arbeitenden Beamten lagen Berge von Depeſchen, und am Schalter drängten ſich die Herren Kollegen aus Wien und Budapeſt.

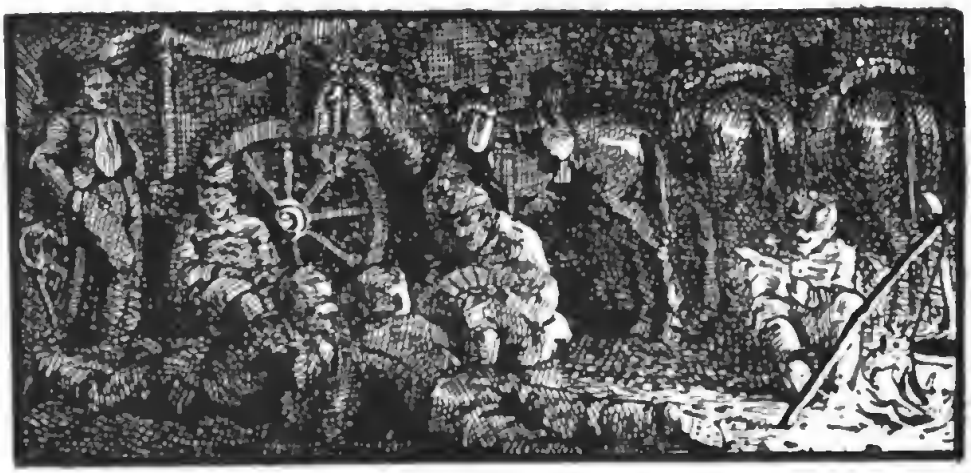
Trotzdem erhielt man in liebenswürdigſter Form Auskunft, und auch im Kriegskorreſpondentenlager herrſchte das beſte Einvernehmen. Das zeigte ſich noch mitten in

der Nacht. Denn als ich ins Grandhotel kam, um endlich einmal nach diesen aufregenden Tagen auszuschlafen, fehlte einer meiner Koffer, und zwar gerade der mit der Kriegskasse. Es gab eine wilde Jagd durch die nächtlichen Straßen, um den Fiaker zu stellen, der ihn auf dem Wagen behalten hatte. Und glücklich um vier Uhr früh telephonierte Old England aus dem Zentralhotel, daß dort ein Kutscher ganz verzweifelt umherlaufe, weil er einen herrenlosen Koffer nicht anbringen könne. Eljen! Der Biedere wurde darauf solange mit Karlowitzer Ausbruch begossen, bis sein Gaul draußen ungeduldig wurde und mit der Deichsel die Scheibe des Gastzimmers einstieß. Das rief die vor jedem Hotel aufgestellten Doppelposten ins Gewehr, und da inzwischen der erste Kriegstag angebrochen war, so bugsierte man uns unter allerlei freundlichen Hinweisen auf das Standrecht und ähnliche Dinge in unsere Zimmer.

Heute früh traten dann England, Frankreich, Österreich-Ungarn und Deutschland zu einem Kriegsrat zusammen. Es wurde allgemeiner Burgfrieden verkündet und beschlossen, den Stadtkommandanten von unserer Anwesenheit in Semlin zu benachrichtigen. Er empfing uns sehr freundlich und stellte uns jede zulässige Erleichterung für unsere Arbeit in Aussicht. Man erfuhr so nebenbei, daß bereits 45000 Mann in Semlin versammelt sind, aber etwa dreimal so viel den bevorstehenden Einmarsch in Serbien von hier aus bewerkstelligen werden. Genaueres wird man aber hier kaum erfahren. Denn von heute ab ist Semlin als Hauptquartier des 4. Armeekorps für Brief- und Telegrammverkehr von privater Seite wahrscheinlich schlechter daran als irgendeines der fernen galizischen Nester. Also wappnen wir uns mit Geduld und guten Vorsätzen. Inzwischen genießen wir

Semlin, wo im Juli 1717 die Belagerung Belgrads durch Prinz Eugen begann. „Bei Semlin ſchlug er das Lager", wie es in dem jetzt zum öſterreichiſchen Kriegslied gewordenen Sang von dem edlen Ritter heißt.

Freilich iſt heute nichts mehr davon zu ſehen, aber man vermutet es ſüdlich der Stadt längs der Dunavika nach der Save zu, dem heiligen Strom der Serben, der ſich hier in die Donau ergießt. Auf einer Anhöhe weſtlich der Stadt, dem ſogenannten „Zigeunerberg", liegen einige Ruinen der Burg der Grafen von Cilli, wo 1456 der ſerbiſche Nationalheld Hunyady wenige Tage nach ſeinem großen Siege über den Belgrad belagernden Sultan Mohammed II. an der Peſt ſtarb. Von hier oben hat man einen weiteren, noch ſchöneren Ausblick auf Belgrad, das mit ſeinen Feſtungswerken und Staatsgebäuden, die im Hintergrunde das alte Türkenviertel maleriſch umrahmt, ſo ruhig und friedlich daliegt, als ob keinesfalls innerhalb der nächſten Tage die ſchwerwiegendſten Entſcheidungen über das Sein oder Nichtſein der Stadt als der Hauptſtadt Serbiens getroffen werden.



Semliner Lagerleben

(Auf der Laudon-Schanze. — Großſerbiſche Propaganda. — Die Bombe im Koffer. — Blaue Jungen von der Adria. — Geflüchtete Belgrader. — Hoch oben auf dem Zigeunerberg. — Luſtiges Kriegslager. — Von Elb-Athen nach Semlin. — Beim Cymbalklang.)

Semlin, 30. Juli.

Zelte. Poſten. „Wer da"-Rufer!
Luſt'ge Nacht am Donauufer!
Pferde ſtehn im Kreis umher,
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner ſchwer.
Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen ſeiner Pferde
Liegt das öſtreich'ſche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein jeder,
Von den Tſchakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornett.

Es iſt hier heute ganz wie in den alten ruhmvollen Zeiten, die Freiligrath ſo anſchaulich beſang. Sie werden wieder lebendig und der Geiſt des Prinzen Eugen ſchwebt über den nebelfeuchten Dünſten des breiten Donautales bei Semlin. Abermals iſt es Abend geworden und drüben blitzen die erſten Lichter von Belgrad auf. Mit bren-

nenden Augen ſtarren wir hinüber. Drunten an der bosniſchen Grenze und an der Drina haben ſie bereits mit den Feindſeligkeiten begonnen und hier ſchweigt noch alles. Und ſie möchten doch ſo gern hinüber, die graublauen feſchen Jungens, die, ſechs Kilometer von der Stadt entfernt, „ihr Lager geſchlagen" und es „mit Pulver und mit Blei betragen" haben.

Oben auf der Laudonſchanze hinter dem breiten Rücken des Semliner Bahnhofs tut ſich offenſichtlich etwas. Aber: Ich warne Neugierige! ſagte der Semliner Kommandant und ließ kurzerhand den Vertreter eines ausländiſchen Blattes durch Panduren mit aufgepflanztem Seitengewehr als Spion abführen, als er ſich die bunte Zeltſtadt zu Füßen der Schanze unmittelbar nach ſeinem Eintreffen in Semlin aus allernächſter Nähe anſehen wollte. Wir leben hier eben vollſtändig unter dem Standrecht, das für Kroatien, Slawonien und das Syrmierland verhängt werden mußte, nachdem man hier einen Herd der großſerbiſchen Propaganda entdeckt hatte. Sechs Semliner Einwohner wurden geſtern feſtgenommen und ſie gelten als die Opfer eines millionſchweren ſüdungariſchen Großgrundbeſitzers, der ſie zur Störung der ungariſchen Aufmarſchbewegung angeſtiftet haben ſoll. Auch ſonſt ſchwirren allerlei wilde Gerüchte umher. Zwiſchen Neuſatz und der Feſtung Peterwardein, aus der Zug um Zug hier einläuft, ſoll ein großſerbiſch geſonnener Rechtsanwalt beim Paſſieren der Donaubrücke einen Koffer aus dem Zuge zu werfen verſucht haben, der eine Bombe enthielt. Er wurde ſofort feſtgenommen und nach kurzer Verhandlung ſtandrechtlich erſchoſſen. Sein Sohn, der ihm Beihilfe geleiſtet haben ſoll, wurde zu fünfzehnjähriger Kerkerſtrafe verurteilt. — Es war unter dieſen Umſtänden ein gewagtes Unternehmen, auf der faſt 350 Kilo-

meter langen Strecke von Budapeſt bis Semlin ganze Regimenter im eingleiſigen Betrieb hin und her zu bewegen, zumal die Donau verſchiedene große Überbrückungen erforderte und mehrere Tunnels zu paſſieren waren. Aber das gefahrvolle Werk iſt ohne jede Störung gelungen und faſt auf die Minute wurden die einzelnen Transporte durchgeführt — doppelt anerkennenswert in einer Gegend, in der auf verhältnismäßig kleinem Gebiet vier Sprachen geſprochen werden und meilenweit Steppen- und Heidelandſchaft ſich dehnt. Daß alles zum Losſchlagen bereit iſt, merkt man auch an den vier Donaumonitoren, die oberhalb Semlin ganz ſtill und unſcheinbar anzuſehen verankert liegen, aber mit Kanonen bis obenhin bepackt ſind und erſtklaſſige, aus Offizieren und Mannſchaften der öſterreichiſchen Adria-Flotte zuſammengeſetzte Beſatzung aufweiſen. Noch aber atmet alles anſcheinend Ruhe und friedliche Behaglichkeit. In den Kaffeehäuſern ſitzt die ſchwatzende Menge der aus Belgrad geflüchteten Ungarn, Öſterreicher und Deutſchen, unter welch letzteren ſich überraſchend viele Württemberger, Sachſen und Berliner befinden. Sie waren drüben in Bankhäuſern, Kaufläden und Fabriken tätig und ſchildern mit bewegter Stimme, wie ſie alles verloren gaben, als der öſterreichiſche Geſandte Baron Giesl die Stadt verließ. Mit anerkennenswerter Objektivität beſtreiten ſie in ihren Erzählungen durchweg, daß man ſie bei ihrer Abreiſe von Belgrad beläſtigt habe. Die Belgrader hätten mit ſich ſelbſt genug zu tun gehabt und wären von der im Konak und in der Skupſchtina zutage getretenen Halsſtarrigkeit keineswegs erbaut geweſen; außerdem hätten ſie mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun gehabt, da man die Truppenanſammlungen jenſeits der Donau wohl bemerkt hatte und damit rechnen mußte, daß in den näch-

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Die österr.-ung Kriegserklärung an Serbien: Vor dem „Pesti Hirlap" in Budapest

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Österreichisch-ungarisches Militär im Eisenbahnwagen auf der Fahrt an die serbische Grenze

Digitized by Google

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Blick vom „Zigeunerberg" in Semlin auf Belgrad (rechts) und die Donauniederung

sten Tagen eine gründliche Kanonade der Stadt durch die österreichisch-ungarischen Truppen beginnen würde, so daß auch für sie eilige Flucht geboten schien. Mit überraschender Schnelligkeit hat sich die infolge der Mobilmachung schulfreie Semliner Jugend in die Situation hineingefunden. Sie gründete alsbald hoch oben auf dem Zigeunerberg mit seinem wundervollen Ausblick auf das schwermütige Donautal und die Feste Belgrad eine Semliner „Jugendwehr" und ahmte alle Exerzitien der in und bei der Stadt lagernden Soldaten nach. Und es sind teilweise entzückende Bilder, die man da zu sehen bekommt. Am Donauufer entlang liegen und träumen die rothosigen ungarischen Honveds (Husaren), den Tschako mit dem schwarzen wehenden Haarbusch neben sich. Ihr herrliches Pferdematerial tummelt sich derweil ringsum auf dem grünen Rasen und ein lustiges ungebundenes Lagerleben läßt vorübergehend die Meinung aufkommen, als befinde man sich nur im Manöver. Doch es scheint nur so; denn eben naht drüben ein Trupp Bosniaken, die zur feldgrauen Uniform den ihnen als Mohammedanern gestifteten Fez, allerdings auch in feldgrauer Farbe, tragen. Sie bringen einen Schub serbischer Militärpflichtiger, die mit einem letzten Dampfer nach Belgrad hinübergebracht werden sollten, und schon schwärmen Infanteristen und Geheimpolizisten aus, um jede Annäherung an die Truppe zu verhindern. Um Mitternacht hört auch diese letzte Verbindung mit Belgrad auf und es beginnt der latente Kriegszustand. Wenn auch die Festungswerke Belgrads durch das Glas nahezu verlassen erscheinen und nur auf der Höhe des Kalimegdan, „wo die Kanonen stehn", eine gewisse Bewegung bemerkbar ist, muß man doch annehmen, daß die Serben wenigstens einige Bomben und Granaten zum Semliner Bahnhof hinübersenden werden,

um die von Norden kommenden Truppentransporte entsprechend zu begrüßen. Es lief mir unwillkürlich kalt über den Rücken, als der liebenswürdige Stationsleiter mich eben bei einer Unterredung auf diese Möglichkeit hinwies. Er hatte noch bis vorgestern in Dresden auf Urlaub geweilt und erzählte mir mit stolzer Freude, daß er dort zum erstenmal in seinem Leben einen „Zeppelin" gesehen habe. Daß der oberste Leiter einer der im Augenblick der Mobilmachung gegen Serbien wichtigsten Eisenbahnstationen der Doppelmonarchie beurlaubt war und erst durch den Dresdner österreichischen Konsul aus dem schönen Elb-Athen abberufen werden mußte, beweist wohl am schlagendsten, daß man den Krieg in Österreich keineswegs erwartet hat. Nun aber ist die Kugel im Rollen und niemand weiß zur Stunde, wo sie ihren Ruhepunkt findet. Aber das läßt die Leute im Semliner Lager vorläufig und erfreulicherweise ganz kalt. Sie feiern eine fröhliche Verbrüderung mit den blauen Jungen von der österreichischen Kriegsmarine und sind allesamt lustig und guter Dinge. Im hinteren Saale des Grand-Hotel fiedelt eine famose Zigeunerkapelle. Der Primas intoniert einen Tschardasch und schon tanzen die grauen und blauen Offiziere paarweise trotz des Schleppsäbels und der breiten goldenen Feldbinde mit bewunderungswürdiger Grazie nach den Klängen des Cymbals.

Einer von ihnen aber singt mit seiner famosen Tenorstimme die schwermütige ungarische Weise mit, daß einem fast die Tränen kommen. Doch dann wechselt der Primgeiger die Melodie; ein paar Takte, alles erhebt sich, mit den Gläsern voll roten serbischen Negotiners („. . . Doch seine Weine trinkt er gern!") in der Hand und stimmt ein in den Sang der Sänge „Prinz Eugen, der edle Ritter — Und es klang wie Ungewitter nach dem Türkenlager hin!"

Das Bombardement von Belgrad

(Idylle im Kriege. — Der erste Schuß. — Im Laufschritt marsch, marsch! — Die Brücke gesprengt! — Die Donaumonitoren greifen ein. — Die deutsche Fahne über Belgrad. — Die Schüsse der Komitatschis. — Die ungarische Artillerie protzt ab! — Eine heroische Szene. — Granaten auf den Kalimegdan. — Schluß der Vorstellung! — Die ersten Helden.)

Semlin, 31. Juli.

Die Nacht war schwül, und der vom Wein, der Zigeunermusik und den Tschardaschtänzen lustiger Honved- und Marineoffiziere angeregte Sinn verlangte nach ruhigeren Eindrücken. So kam es, daß ich gemeinsam mit einem Leipziger Photographen kurz vor Mitternacht noch den etwa halbstündigen Weg zum Semliner Hauptbahnhof antrat, um einen Blick nach Belgrad hinüberzuwerfen. Um diese Zeit war keine Seele mehr auf dem zunächst am Donauufer, dann durch dichten Wald führenden Wege zu sehen. Nur drüben am Bahngeleise erklang das nervöse Scharren eines Rossehufes und der feste Tritt der Brückenpatrouille. Der Mond stand im ersten Viertel, war aber von einer aus Westen heranziehenden Gewitterwolke halb verdeckt. Als wir kurz vor dem Bahnhofsgebäude wieder den freien Ausblick auf die Donau gewannen, wurde der Photograph plötzlich ganz elegisch, indem er sagte: „Sollte man es für möglich halten, daß in dieser Idylle der Kriegszustand herrscht und daß das friedliche Städtchen dort drüben vielleicht schon in den nächsten Stunden Blut und Mord erleben wird!" Da rauschte es plötzlich hinter uns im Wasser, erst leise und dann immer stärker, und im unbestimmten Licht der Sommernacht erkannten wir einen Schleppdampfer der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, der mehrere Prähme

hinter ſich herzog. Es fiel uns auf, daß der Dampfer unbeleuchtet war und trotz des ergangenen Verbotes und der ſpäten Nachtſtunde ſtromabwärts, alſo geradezu auf Belgrad fuhr. Schnell eile ich auf den in die Donau hineinragenden Bahnhofsvorplatz, um dem Schlepper nachzublicken. Der Photograph hatte inzwiſchen die Ladung der Prähme auf Kriegsmunition geſchätzt, die anſcheinend in die Stellungen der Öſterreicher an der mittleren Save bei Sabac geſchafft werden ſollte. Und richtig, ſchon biegt der Schlepper nach rechts ab und ſteuert auf die Savemündung zu, über der ſich die 460 Meter lange Eiſenbahnbrücke wölbt, die das ungariſche mit dem ſerbiſchen Ufer verbindet. In dieſem Augenblick blitzt drüben etwas auf, was ich zunächſt für ein Lichtſignal in dem kleinen Belgrader Hafen halte. Aber dann gibt es einen dumpfen Knall, wieder blitzt ein Lichtlein auf und nun in ſchneller Folge Blitz und Knall faſt ohne Pauſe. Kein Zweifel: die Serben ſchießen auf den Transport und eröffnen damit die Feindſeligkeiten gegen die Doppelmonarchie. Im Augenblick ſind wir uns beide des wichtigen hiſtoriſchen Momentes bewußt. Der erſte Schuß in dieſem Kriege iſt gefallen, und welches Echo wird er drüben in Rußland, in Frankreich und in England wecken? Schon kommen auch Bahnbeamte mit etwas verſchlafenen Geſichtern und fragen, was los iſt. Aber nur einen Augenblick, dann ſind ſie zurück ans Stationstelephon, Soldaten von der Feldwache ſtürzen herbei, das Gas im Gebäude wird abgedreht, ſo daß im nächſten Augenblick niemand mehr eine Hand vor Augen ſieht und alles gegeneinanderläuft. Inzwiſchen hat der Schlepper eilig gewendet und ein rotes Lichtſignal aufgeſteckt, mit dem er an uns vorüber nach Semlin zurückfährt.

„Gott ſei Dank!“ ſagt ein ſchlanker junger Infante-

rieoffizier von der Feldwache neben mir. „Das hat lange genug gedauert!“ Und sein Blick wendet sich nach der Stadt, von woher jetzt im Laufschritt eine Kompagnie der Semliner Garnison mit einem Maschinengewehr anrückt. Vorbei an dem Stationsgebäude sausen sie der Eisenbahnbrücke zu, an dem längst als Wache eine andere Kompagnie tätig war und deren Schüsse nun ebenfalls durch die Nacht dröhnen. Es stellt sich heraus, daß eine größere serbische Truppenansammlung an dem serbischen Brückenkopf vorhanden ist, die durch ihre Schüsse dem Schlepper die Weiterfahrt unmöglich machte. Schuß auf Schuß wechseln die Gegner, aber im Dunkel der Nacht ist kein Ziel erkennbar. Doch jetzt blitzt es auf dem grauen Donauwasser weithin sichtbar auf und noch einmal und noch einmal. Drei dunkle Ungetüme, anzusehen etwa wie jene ungefügen Flußbagger, die wir alle schon einmal bei ihrer ächzenden, stöhnenden Arbeit beobachtet haben, nahen vom Semliner Ufer her, fortwährend die Savebrücke, das Weidengebüsch auf der vor uns liegenden „Großen Kriegsinsel“ und die Belgrader Befestigungen mit dem hellen Licht ihrer Scheinwerfer übergießend. Im Nu verlöschen alle Lichter in dem bis dahin hell erleuchteten Belgrad und da nach einem kurzen Rasseln des inzwischen in Tätigkeit gesetzten Maschinengewehres auch der Lärm von der Brücke her schweigt, so entsteht ein Augenblick höchster Spannung. Aber nur ein Augenblick. Denn unmittelbar danach dröhnt ein gewaltiger, ohrenbetäubender Donner, dessen Luftdruck uns fast zu Boden reißt und von dem die Erde erzittert, die Fensterscheiben des Bahnhofsgebäudes klirren und dröhnen. Gleich darauf ein zweiter furchtbarer Schlag, ein weithin leuchtender, blutigroter Feuerschein in der Gegend der Savebrücke und mitten in der Glut schwebt plötzlich — o Wunder! ein

Teil des hellgrauen Eisengerüstes der Brücke hoch in der Luft, um gleich darauf mit krachendem Geräusch in der Save zu versinken.

Die Brücke ist gesprengt! Wie ein Lauffeuer geht die Nachricht durch die aus dem ersten Schlummer geweckte Stadt, daß die Serben unter Bruch des Völkerrechtes die einzige, auf internationalen Verträgen beruhende Verbindung zwischen Semlin und Belgrad zerstört haben. Man muß wissen, daß es sich um eine Brücke der internationalen Orient-Bahn handelt, von der vier Pfeiler Eigentum der Doppelmonarchie sind, während der fünfte serbisch ist. Unter seinen Trägern schlummerten seit langem serbische Explosivstoffe, aber erst hatte man noch drüben die Rückkunft des Generalstabschefs Putnik abgewartet, ehe man den Funken an die Minen legte.

Wen das Knattern der Gewehre und der Alarm in den Straßen noch nicht geweckt hatte, der war sicher durch die gewaltige Doppeldetonation aus dem Bett getrieben worden, und im ersten Morgendämmern stand ganz Semlin am Donauufer und sah dem nun beginnenden Bombardement Belgrads mit nervöser Spannung zu. Denn inzwischen hatten sich drei der Donaumonitoren klar zum Gefecht gemacht und in kurzen Abständen dröhnte Schuß auf Schuß hinüber zu den halb verfallenen Mauern der Festungswerke Belgrads. Nach dem ersten Schuß stieg mitten über dem rechts von der Feste liegenden weißen Häusermeer der Stadt — offenbar auf dem Gebäude der Deutschen Botschaft — eine schwarzweißrote Fahne empor, die auch allein den ganzen Tag über sichtbar blieb und von uns Deutschen mit innerer Genugtuung begrüßt wurde, als ein Zeichen, daß Deutschlands Flagge in diesem historischen Augenblick die Interessen einer ganzen wehrlosen Stadt schützte. Denn selbstverständlich beschränkte

ſich die Beſchießung ausſchließlich auf die Feſtungswerke Belgrads. In Abſtänden von etwa fünf bis zehn Minuten feuerten die drei Monitoren, die faſt unausgeſetzt ihren Standort änderten, ihre Kanonen ab und jeder Treffer wurde von der am Ufer harrenden Menge mit Jubelgeſchrei begrüßt. Ebenſo raſſelten die inzwiſchen an der geſprengten Savebrücke in großer Zahl aufgeſtellten Maſchinengewehre ihren Morgengruß zu den Befeſtigungen hinüber, die von den Serben auf der Höhe hinter ihrem Brückenkopf angelegt worden waren.

Und ſchließlich knatterten die Gewehrſchüſſe der auf der großen und kleinen Kriegsinſel mitten im Donauſtrom befindlichen ungariſchen Truppenteile luſtig dazwiſchen. Nur eins beeinträchtigte die Freude der Semliner. Daß nämlich die Serben zu keiner Antwort zu bewegen waren. Wohl knallten faſt unausgeſetzt Flintenſchüſſe in der Stadt, vom Kalimegdan und vom Donauufer her, aber die großen Kanonen ſchwiegen ſich aus und nicht einmal das lockende Ziel des Semliner Bahnhofsgebäudes als des wichtigen Aufmarſchplatzes der öſterreichiſch-ungariſchen Truppen gab den ſerbiſchen Kanonieren Anlaß zu irgendeinem Lebenszeichen. Entweder war die ſerbiſche Artillerie bereits ins Innere abmarſchiert oder aber man ſparte die Munition für die Kanonen noch auf und begnügte ſich derweil mit den Gewehrſchüſſen auf die Monitoren, die Semliner Brückenwache und die große und kleine Kriegsinſel. Leider erwieſen ſich die Serben dabei als recht gute Schützen. Schon bei den erſten Schüſſen auf das diesſeitige Brückendetachement trafen ſie einen Oberleutnant der Brückenwache, der gerade das Telephonhörrohr am Ohr hielt, um Verſtärkungen herbeizurufen, und durchſchoſſen ihm den Hals. Ebenſo verwundeten ſie zwei Infante-

risten, als diese dem auf der großen Kriegsinsel liegenden Truppenteil Munition zutragen wollten. Auch in das Bahnhofsgebäude verirrten sich zwei Kugeln, die dicht über unsere Köpfe gesaust kamen. Aber niemand wich noch wankte, denn niemals wieder, das fühlte jeder, würde man aus so allernächster Nähe eine Schlacht mit ansehen können.

Was in Belgrad für Schaden durch die Monitoren, die um 1/2 6 Uhr früh das Feuer etwa zwei Stunden lang einstellten, angerichtet worden ist, konnte von hier aus nicht genau festgestellt werden. Doch sah man an dem in der oberen Festung befindlichen Kommandanturgebäude, an dem Zollamt, an einem Pulverschuppen und in der unteren, der sog. „Wasserfestung" und deren Magazinen, Werkstätten und Holzplätzen zahlreiche Beschädigungen. Ab und zu schien es uns auch, als ob hier und da Feuer ausbrach, das aber bald wieder gelöscht wurde. Es lag auch offenbar nicht in der Absicht der Oberleitung, die in ununterbrochener telephonischer Verbindung mit dem viele hundert Kilometer weit entfernten Kriegsministerium in Wien stand, die Feste einfach zu zerstören, denn dann hätte das Feuer ein ganz anderes und auch die Zahl der Treffer weit größer sein müssen. Ein überwältigender Augenblick war es, als kurz nach der Einstellung des Feuerns durch die Monitoren im Morgengrauen plötzlich dumpfer Kanonendonner erscholl und ein paar mächtige Geschosse zischend über die Köpfe der Zuschauer hinweg nach den Höhen von Belgrad hinüberzogen.

Offenbar um die moralische Wirkung der Beschießung Belgrads durch die Schiffe der Donauflottille zu verstärken, war das Heerlager im Westen Semlins alarmiert und die Artillerie auf die befestigte Anhöhe, die sog.

„Laudon-Schanze" entsandt worden. Potztausend, das flutschte besser! Jeder Schuß ein Treffer. Es muß ein Spaß für die Jünger der heiligen Barbara gewesen sein, sich auf die kurze Entfernung und auf ein so dankbares Ziel einzuschießen. Sie schossen sowohl mit Granaten wie mit Schrapnells, und die Wirkung war furchtbar, denn alsbald flogen ein paar Geschoßmagazine der Serben in den Befestigungen auf der Anhöhe über dem Brückenkopf in die Luft und ebenso zerstörte ein weiterer nach der Feste selbst gerichteter Schuß ein dort befindliches Pulvermagazin, das mit lautem Krach in die Luft flog. Aus der Anlegung der Befestigungen oberhalb der Savebrücke ließ sich erkennen, daß die Serben die Bedeutung der „Laudon-Schanze" für Belgrad genau gekannt haben müssen. Sie ist, als Laudon die in Belgrad versammelten Janitscharen belagerte, angelegt und von den Österreichern zu einer Befestigung ersten Ranges ausgestaltet worden, um den Übergang über die Save zu schützen.

Gegen 7 Uhr morgens stellten dann die Geschütze ebenfalls ihre Tätigkeit ein, worauf die drei Donaumonitoren das Schlachtfeld verließen und nach Semlin zurückdampften. Dabei gab es noch eine heroische Szene.

Der Flottenkommandant ließ bei der Vorüberfahrt die Offiziere und Mannschaften antreten und ein dreifaches Hoch auf Kaiser Franz Josef ausbringen, in das die Bevölkerung begeistert einstimmte. Dann sang alles tiefbewegt: Gott erhalte Franz den Kaiser! — Kurz nach 9 Uhr morgens wurde Semlin zum zweiten Male durch Schüsse der Monitoren alarmiert. Wieder hatten sich zunächst am Brückenkopf der gesprengten Savebrücke und gleich darauf auch am Donaukai schießende Serben gezeigt, die durch ein paar wohlgezielte Schüsse der Monitoren bald zum Rückzug gezwungen wurden. Ebenso wurden kurz

darauf ein paar Komitatschis beschossen, als sie sich in den Festungswerken unterhalb der Rusjcza-Kapelle, die in der Türkenzeit als Pulvermagazin benutzt wurde, in verdächtiger Weise zu schaffen machten. Ein paar Schüsse trafen diesmal auch die Kasematten, in denen die Kettensträflinge des Belgrader Kreisgerichts interniert sind. — Inzwischen war die Artillerie auf der Laudon-Schanze bis zum äußersten Punkte der Befestigungen vorgerückt und gab von hier aus ebenfalls ein paar wohlgezielte Schüsse ab, von denen einer dicht neben dem königlichen Landhaus Topschider einschlug, in dem sich allerlei Reminiszenzen der Obrenowitsch-Dynastie befinden. Fast gleichzeitig traf einer der Monitoren die Tombe, die das Grab des Großwesirs Kara Mustava enthält, der in Belgrad erdrosselt wurde, nachdem seine Armee bei Wien geschlagen worden war. So weckte Schuß auf Schuß historische Erinnerungen aller Art und besonders die Granaten, welche den Kalimegdan trafen, müssen den Serben äußerst nahegegangen sein. Denn dieser heute zu einem hübschen Park umgewandelte ehemalige Festungsvorplatz war in der Türkenzeit die Stätte, wo die für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpfenden Serben kurzerhand gepfählt wurden. — Während der ganzen Dauer auch der zweiten Beschießung sah man weder auf den Straßen und Plätzen noch in den Häusern Belgrads auch nur eine menschliche Seele. Wahrscheinlich hatte man sich in der ganz unbegründeten Furcht vor einer Beschießung auch der Stadt in die Keller geflüchtet. — Interessant war es zu beobachten, wie im Handumdrehen aus der neuerbauten stattlichen Gemeindeschule Semlins ein Lazarett geworden war, in dem das halbe Dutzend bei der Beschießung verwundeter Offiziere und Mannschaften liebevolle Aufnahme fand.

Leider verſtanden es die anweſenden Budapeſter und Wiener ſowie die engliſchen Journaliſten nicht, ihren telegraphiſchen Nachrichtendienſt den berechtigten Anforderungen der Heeresleitung anzupaſſen, und ſo war es kein Wunder, daß nach einer mühſamen und umſtändlichen Zenſurierung der vorliegenden Depeſchen noch in derſelben Nacht der Beſchluß gefaßt wurde, ſämtliche Journaliſten ohne Ausnahme aus Semlin auszuweiſen. So kam es, daß am nächſten Morgen in aller Herrgottsfrühe auch an die Tür meines Hotelzimmers ein kroatiſcher Pandur mit aufgepflanztem Bajonett pochte und mich zu einem Beſuch des Polizeileiters einlud, der uns allen die Aufforderung, die Stadt bis 12 Uhr mittags zu verlaſſen, vorlas. Dem liebenswürdigen Eingreifen des greiſen Herausgebers des Semliner Volksblattes hatte ich es zu verdanken, daß ich als einziger bis zum Abend in der Stadt bleiben durfte, und auf dieſe Weiſe noch den traurigen Anblick des zerſchoſſenen „Alkotmany", eines öſterreichiſchen Handelstransportdampfers hatte, der am Morgen ausgefahren war, um die von den Serben in den Donauſtrom gelegten Minen abzufiſchen, dabei aber mit einem Geſchoßhagel aus ſerbiſchen Maſchinengewehren überſchüttet worden war. Unvergeßlich wird mir der Eindruck der erſten beiden Toten bleiben, die Öſterreich-Ungarn hierbei hatte. Kapitän und Steuermann, der eine mit halb weggeriſſenem Schädel, der andere mit einer Kugel im Herzen, lagen auf dem Verdeck, umjammert von ihren Frauen und Kindern. Aber wenn ſie auch als Opfer ihres Berufs gefallen ſind, ſo werden ſie doch in der öſterreichiſchen Kriegsgeſchichte als die zwei erſten Helden fortleben, die beim Bombardement von Belgrad als Opfer ihrer Pflicht und treue Söhne ihres Vaterlandes geblieben ſind.

Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall...

(Im Zigeunerlager. — Die eingetroffene Weisſagung. — Rußland rüſtet! — Deutſchland an der Seite Öſterreich-Ungarns. — Das goldne Wiener Herz. — Keine Grenzen mehr. — Stille Stunden. — Der feierliche Augenblick.)

Den gleichen Weg, den ich auf der Hinfahrt genommen, bin ich von Semlin auch wieder heimwärts gekommen. Freilich — die Bahn ging erſt von Indija ab, etwa zwei Stunden hinterwärts Belgrad und Semlin, und bis dorthin mußte ich mit einem jener leichten, kleinen Pußtawägelchen im heißen Sonnenbrand durch endloſe ſyrmiſche Kukurutzfelder fahren. Aber dafür hatte ich auch das herrliche Bild der die Landſtraßen heranflutenden ſtolzen ungariſchen Regimenter, die mit Sang und Klang der ſerbiſchen Grenze entgegenmarſchierten und durch ihre glänzende Haltung und ihr gutes Ausſehen das Gefühl tiefer Beruhigung bei mir hervorriefen. Unterwegs ſtieß ich mit meinem Begleiter, dem Leipziger Photographen, auf ein ganz urwüchſiges Zigeunerlager und machte mir das Vergnügen, eine Schöne, die mit einer veritablen

Digitized by Google

Tabakspfeife im Munde daſtand, nach dem Schickſal der unabläſſig vorübermarſchierenden Truppen zu befragen. Lächelnd und nachdenklich erklärte ſie mir: „Sie werden bald alle zurückkommen!“ — Und dann nahm ſie meine Hand, ſah lange auf die Lebenslinie und ſagte ſchließlich: „Und Ihr, Herr, werdet nicht zurückkommen!“ — „Nein, gewiß nicht,“ lachte ich, „oder aber doch nicht in Euer Lager!“ — Allein ſie blieb ernſt, indem ſie fortfuhr: „Ihr werdet weit, weit fortziehen in einen anderen Krieg und —“. Aber ich hatte ſchon einen Gulden gezogen und legte ihn in ihre braune Hand. — „Meinen Dank, du Allerſchönſte, wir haben gerade genug an dieſem einen Krieg und ich habe genug an dem, was ich in den letzten Tagen erlebt habe.“ — Und zu meinem Begleiter gewandt, ſagte ich: „Wie glücklich dieſe Menſchen in ihren primitiven Verhältniſſen doch leben. Man ſollte unſern deutſchen Kulturmenſchen einmal zumuten, monate-, ja vielleicht jahrelang ſo zu leben, in Wind und Wetter, in Schmutz und Entbehrung, ohne Haus und Heim!“ — (Was wußte ich in dieſem Augenblick von den Schützengräben in den Vogeſen, vor Verdun, an der Aisne und in Flandern! Anm. des Verf.)

So kamen wir zunächſt nach Indija und am nächſten Mittag nach Peterwardein. Hier blieb der Photograph, während mich eine innere Unruhe nach Budapeſt weitertrieb. In der Landeshauptſtadt war die Erregung der Mobilmachungstage abgeebbt. Aber ſchon tauchte die neue Sorge am Horizont auf: Rußland rüſtete. Unbeſtimmte Gerüchte ſchwirrten umher, daß auch Deutſchland nicht untätig bleiben würde, ſondern bereits ein Ultimatum an das Nachbarreich gerichtet habe. So fuhr ich denn alsbald zum Oſtbahnhof weiter, wo in dieſem Augenblick der Berliner Expreßzug über Sillein—Oder-

berg abgehen mußte. Allein er wurde ſchon nicht mehr abgefertigt, denn die Militärverwaltung hatte bereits Weiſung gegeben, daß Truppentransporte in großer Zahl nach dem Norden gehen müßten und die vorhandenen Züge ſofort hierzu gebraucht würden. Alſo in fliegender Haſt hinüber zum Weſtbahnhof, denn dieſe Anordnung ließ allzu deutlich erkennen, daß es mit Rußland auch einen Gang geben würde und dann war Deutſchlands Stellung an der Seite des verbündeten Öſterreich-Ungarn. — Die Weſtbahnzüge nach Wien gingen noch, und ſo war ich am Abend in der Kaiſerſtadt, wo die Nachricht: Es geht auch gegen Rußland! womöglich noch größeren Jubel auslöſte, als am erſten Kriegsſonntag der Ruf: Auf nach Belgrad!

Der Nordbahnhof war von Tauſenden beſetzt und das goldene Wiener Herz ließ es einfach nicht zu, daß die Truppen den Bahnhof ſperrten, um die Abſchiedsſzenen der zur Front nach Nordoſten abgehenden Offiziere und Mannſchaften nicht ins Endloſe auswachſen zu laſſen. So kam es nicht nur zu tumultariſchen Auftritten, ſondern auch zu einer Überfüllung des nach Oderberg laufenden Zuges, daß in dieſer Nacht keiner auch nur ein Auge ſchließen konnte. Im Morgengrauen kamen wir bei Oderberg über die Grenze. Aber ſiehe da: In dieſem Augenblick gab es keine Grenze zwiſchen den beiden Reichen mehr. Weder Paß- noch Zollkontrolle fand ſtatt, und ſo ſchlüpfte ich ſchnell hinüber in den D-Zug nach Berlin, der merkwürdigerweiſe bis Breslau von niemandem beſtiegen wurde. Erſtaunt fragte ich den Zugführer nach der Urſache der Stille auf den Bahnhöfen, und nun erfuhr ich, daß am heutigen 2. Auguſt die Kriegserklärung Deutſchlands erwartet werde. Das war für jedermann Grund genug, ſeine häuslichen Angelegenheiten zu beſtellen und ſich und die Seinen auf den großen Augenblick

vorzubereiten. Und der feierliche Augenblick kam. — Von Breslau ab erſchienen, aus dem Rieſengebirge und ſeinen Bädern kommend, diejenigen, die in Amt und Würden befindlich, auf alle Fälle auf dem Poſten ſein wollten, falls der Kaiſer und das Vaterland riefe. Es kamen aber auch die Kaufleute, um ihr Geſchäft zu beſtellen, die Lehrer, die noch einmal die Jugend ſprechen wollten, die vielleicht ſchon morgen, aus den fröhlichen Ferientagen heimkehrend, zur Fahne eilen mußte, es kamen die bangenden, ſorgenden Frauen und Mütter, die erwartungsvollen Kinder, und in dem langen Zuge war nicht Raum genug für all die verhaltene Erregung, die freudige Erwartung und die Hoffnungen und Wünſche für das Vaterland. Da endlich: der Schleſiſche Bahnhof in Berlin. Die Fenſter flogen hinunter, die Türen wurden aufgeriſſen und die Frage der Hunderte wurde faſt zum Schrei: Marſchieren wir? Und ſchon wac die Antwort da, die jedermann mit freudigem Jauchzen gab und jeder mit glänzenden Augen aufnahm: Der Krieg iſt erklärt. Heute iſt der erſte Mobilmachungstag! — Und da ſangen wir es alle, die drinnen und die draußen, das Lied der Lieder, des Vaterlandes Hochgeſang: „Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall!“

Öſterreich marſchiert!

(Zerſtreute Befürchtungen. — Das zweimalige Aufgebot. — Was wird der Balkan tun? — Die montenegriniſchen Hammeldiebe. — Albanien rührt ſich. — Das unterminierte Belgrad. — Der ſtrategiſche Aufmarſch der öſterreichiſch-ungariſchen Armee. — Was die Öſterreicher leiſten müſſen.)

Was iſt's mit Öſterreich? So fragte man mich ſofort nach meiner Rückkehr und ſchloß daran die weitere bange

Frage: Marſchiert Öſterreich? — Man hatte ſo gut wie gar nichts von den bisherigen Operationen des Bundesgenoſſen gehört und die verfrühte Siegesmeldung von dem Einzug in Belgrad, der irgendeine greifbare Siegesnachricht bisher nicht gefolgt war, konnte hier und da die Vermutung wachrufen, als ob Öſterreich-Ungarn etwas ſäumig ſei.

Da war es angebracht, mit aller Entſchiedenheit zu betonen, daß dieſelben Verhältniſſe, die gegenwärtig für das Deutſche Reich Geltung hatten, auch für Öſterreich-Ungarn maßgebend waren. Man konnte nicht gut mit Nachrichten aufwarten, ohne die Abſichten der öſterreichiſch-ungariſchen Heeresleitung vorzeitig zu entſchleiern. Aber das mußte denn doch im Intereſſe der Heeresleitung ſowohl wie des gewaltigen Kriegsheeres der verbündeten Doppelmonarchie mit aller Entſchiedenheit betont werden, daß es drüben ebenfalls rüſtig voranging und daß vor allem der Aufmarſch ſich mit aller Exaktheit vollzogen hat. Nur iſt zu bedenken, daß Öſterreich-Ungarn in Wirklichkeit zweimal mobil gemacht hat: das erſtemal, als es gegen die Serben ging und nur die Reſerven einberufen wurden, und das zweitemal, als Deutſchland die Kriegserklärung an Rußland ergehen ließ und demzufolge Öſterreich-Ungarn ſich veranlaßt ſah, auch noch den geſamten Landſturm aufzurufen, der aber nicht etwa das letzte Aufgebot darſtellt, ſondern vielmehr unſerer Landwehrformation entſpricht.

Den Verlauf beider Mobiliſierungen konnte ich auf der Heimfahrt von Semlin nach Berlin ungeſtört beobachten, und ſoweit man über den großangelegten Kriegsplan der Öſterreicher überhaupt etwas ſagen kann, läuft er im weſentlichen darauf hinaus, nicht etwa in die Mauſefalle hineinzukriechen, die man für die öſterreichiſch-ungariſche

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Ein Transport serbischer Militärpflichtiger vor dem Hafenamt in Semlin

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Semliner Einwohner an der Donau beim Bombardement von Belgrad

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Zigeunerlager im Operationsgebiet bei Indija

Armee mit russischer Hilfe auf der Linie Kragujevac—Nisch aufgebaut hat, sondern die serbischen Herrschaften nach Möglichkeit zu zernieren. Die ersten Anzeichen, daß diese Zernierung eines ganzen feindlichen Landes vollkommen gelungen ist, machen sich schon jetzt bemerkbar; denn die im Osten angrenzenden Staaten: Rumänien, Bulgarien und Griechenland denken natürlich gar nicht daran, den serbischen Nachbar irgendwie zu verproviantieren und noch mehr Schwierigkeiten werden den Serben von den neuerworbenen Gebieten im Süden bereitet, von wo aus ebenfalls die Zufuhr bereits stockt. Es bleibt also nur noch Montenegro, dessen einziger brauchbarer Zufuhrhafen Antivari jedoch inzwischen von Kreuzern der österreichischen Mittelmeerflotte beschossen worden ist, so daß die braven montenegrinischen Hammeldiebe Mühe haben werden, sich selber ausreichend zu verpflegen, zumal sie ja inzwischen auch noch mobil gemacht haben.

Außerdem beginnt sich im gegenwärtigen Augenblick auch Albanien zu rühren. Unter diesen Umständen erscheint es unbillig, schon jetzt irgendwelche entscheidenden Waffentaten von der verbündeten Armee verlangen zu wollen. Selbst gegen einen Einmarsch in Belgrad bestehen zurzeit noch die schwersten Bedenken. Notorisch ist die Stadt längst von allen Einwohnern verlassen, nachdem von der Laudon-Schanze von Semlin her die ersten Schüsse auf die Feste abgegeben worden sind. Der Bahnhof und das Zollhaus ist demoliert, das Post- und Telegraphenamt beim Abzug der serbischen Behörden versiegelt bzw. unbrauchbar gemacht worden. Gleichzeitig sind die Kaufhäuser und Hotels von den zurückgebliebenen Komitatschis ausgeplündert worden, während die Bankhäuser ihre festen Bestände in Eisenkisten verpackt und in unterirdischen Gewölben an der Save versteckt haben. Dazu

kommt, daß durch die Beſchießung ſeitens der Donaumonitoren auch ſchon hier und da Feuersbrünſte entſtanden ſind, und wie weit etwa in der Stadt und auf der Feſte Minen gelegt ſind, und ſonſtige Annehmlichkeiten der Einziehenden harren, iſt noch ganz ungewiß. Die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen würden alſo ähnliche Zuſtände vorfinden, wie die Franzoſen bei dem Brand von Moskau. Ihr Gegner aber ſitzt viele Bahnſtunden ſüdöſtlich im feſten Kragujevac und noch weiter ſüdöſtlich in Niſch, und die dortigen Befeſtigungen ſind ſo angelegt, daß landeskundige Strategen auf mindeſtens ſechs Wochen für die Eroberung dieſer beiden Plätze rechnen. Da nun aber auch die Öſterreicher Moltkes Satz von einer möglichſt großen Anhäufung von Truppenmaſſen an den entſcheidenden Stellen ſich zu eigen machen werden, ſo wird es vorausſichtlich noch Wochen dauern, ehe wir aus dieſer Gegend irgendwelche entſcheidenden Nachrichten erhalten. Es kommt hinzu, daß der Vormarſch der öſterreichiſchen Armee von Bosnien aus mit aller nur denkbaren Vorſicht ausgeführt werden muß, da von Süden aus Störungen durch montenegriniſche Banden zu erwarten ſind. Dann aber — und dies iſt die Hauptſache — muß man bei dem Vormarſch der öſterreichiſch-ungariſchen Armee nach Serbien mit den gewaltigen Entfernungen rechnen, von denen wir gar keine rechte Vorſtellung haben. Schon von Budapeſt bis Belgrad haben die Öſterreicher nur eine eingleiſige Bahn zur Verfügung und von Bosnien aus ſteht an die ſerbiſche Grenze nur die Kleinbahn von Serajewo nach Viſegrad zur Verfügung. Von Sabac, dem dritten Einfallspunkte der Öſterreicher aber gibt es gar keine Schienenverbindung und in Serbien ſelbſt werden die vorhandenen Bahnen wahrſcheinlich überhaupt nicht mehr brauchbar ſein.

Schließlich aber hat der strategische Aufmarsch der österreichisch-ungarischen Armee auch insofern eine grundlegende Änderung erfahren müssen, als durch die inzwischen erfolgte Kriegserklärung Deutschlands an Rußland der Bündnisfall eingetreten ist und Österreich-Ungarn einen Teil seiner Truppen für die russische Grenze zur Verfügung stellen mußte. Selbstverständlich war in Österreich-Ungarn dieser Fall von vornherein vorgesehen und die Truppenverteilung läßt dies auch klar erkennen. Aber unter diesen Umständen wird man wohl den Schwerpunkt der österreichisch-ungarischen Operationen überhaupt auf den mehrere hundert Kilometer nördlich gelegenen russischen Kriegsschauplatz verlegen müssen und man wird hoffen dürfen, daß ein wesentlicher Teil der Erfolge im Osten den österreichisch-ungarischen Waffenbrüdern zugesprochen werden kann. Nachdem in den letzten Tagen die deutschen mit den österreichisch-ungarischen Truppen südlich von Tzenstochau Fühlung genommen haben, ist klar zu erkennen, daß der österreichisch-ungarische Aufmarsch auch an der russischen Grenze vollzogen ist, und da die zweite Mobilmachung in Österreich-Ungarn an demselben 2. August stattfand, an dem bei uns die allgemeine Mobilmachung erfolgte, so kann man unmöglich von den österreichischen Truppen mehr erwarten, als was bisher von ihnen geleistet worden ist, zumal in der vielfach noch von Privatbahnen durchzogenen weiten Doppelmonarchie der Hochgebirgscharakter vorherrschend ist und die Zusammenziehung der Truppenmassen unter diesen Umständen mehr Zeit beanspruchte, als bei uns in Deutschland.

(Das habe ich im August 1914 geschrieben und überlasse es dem Leser zu beurteilen, ob ich die Entwicklung der Dinge richtig vorausgesehen habe. Der Verf.)

Einquartierung

(Der verklingende Tango. — Geheimnisvolle Kreidezeichen. — Im Schmollstübchen. — Erinnerungen an Siechen. — Monturverteilung. — Ein Biwak im Garten. — Mit grünem Gezweig. — Lieb Vaterland, magst ruhig sein!)

(Inzwischen hatte meine Frau bereits die erste Einquartierung bekommen und schrieb darüber das Folgende, das ich als Erinnerung an jene großen Tage und weil es manchen an Ähnliches zurückdenken lassen wird, in dieses Buch mit übernahm. Der Verf.)

Man sitzt daheim, den Kopf voll Sorgen. Denn das sogenannte Haupt der Familie ist hinten weit in der Türkei, bei Belgrad wenigstens, wo die Völker aufeinanderschlagen, und kein Brief noch Telegramm erreicht ihn dort, um ihm zu melden, daß es nun auch zu Hause losgegangen ist. — In wenigen Stunden ist die ganze Redaktion verwaist, das Mädchen hat weinend um Urlaub gebeten, weil doch der Schatz auch mit muß, und von allen Seiten kommen die Rechnungen der einberufenen oder um ihr Guthaben ängstlich gewordenen Handwerker und Lieferanten.

Dazu die Schwierigkeiten beim Einkauf und Wechſeln und die ganze Ungewißheit der Lage — wahrhaftig eine Situation, wo man die nicht mehr verſteht, die auch an dieſem gewitterſchwülen Sommerabend wieder wie allwöchentlich mit dem Portokaſſierer am Arm dem Tanzbums in dem lieblichen Villenvorort an der Anhalter Bahn zuſtreben, um unbekümmert um Krieg und Kriegsgeſchrei ihren Tango zu üben.

Da kommen die Kinder jubelnd angeſprungen und triumphieren: Hurra, wir kriegen Einquartierung! Ich ſtarre ſie ganz ungläubig an. Denn was daheim in Thüringen in froher Jugendzeit wohl das größte Ereignis darſtellte, iſt im Grau des Großſtadtlebens allmählich eine ſchöne Sage geworden, von der man den Kindern erſt gar nicht erzählt hat, weil ſie es in ſeinem eigenartigen Reiz doch nicht ſo recht verſtanden haben würden.

Und ſo glaube ich denn auch zunächſt, nicht recht gehört zu haben. Aber dann zeigen ſie auf ein paar myſteriöſe Kreidezeichen an der Gartenmauer und erzählen, daß die ein leibhaftiger Unteroffizier angemalt habe. Auch habe er geſagt, daß drei Mann kommen, noch vor Mitternacht, und vorausſichtlich zwei Tage bleiben würden, und daß in die anderen Villen und Landhäuſer auch Einquartierung käme. — „Na, und die Hauptſache: Was für Soldaten ſind's denn?" forſche ich. Ja, das weiß natürlich keiner. Die Waltraut hat fragen wollen, aber die Ilſe hat geſagt, das ſchicke ſich doch nicht, ſo neugierig zu ſein. Und der Paul hat gemeint, das laſſe ſich ja aus den Zeichen erkennen. Die Martha hat etwas von einem General gehört, der in der erſten Villa oben wohnen werde, und die Annemarie ſchreit, ſie werde den Soldaten ſchnell nachlaufen, wogegen ſich die vier kleinſten aber mit aller Gewalt ſträuben, da es doch ſchon

ſo dunkel ſei und der Soldat ein großes Meſſer gehabt habe. Alſo packe ich ſie ins Bett und richte mit den Großen im Fremdenzimmer ein Zigeunerlager für die geheimnisvollen Drei her, die, mögen ſie nun Generale oder ganz Gemeine ſein, in dieſem meinem Schmollſtübchen mit ſeinen vergilbten alten Bildern an den Wänden, dem letzten heimatlichen Erntekranz über der Tür und den tauſend Erinnerungen in den Schränken und Käſten voll Lavendelduft unmöglich ſchöner ſchlafen können als irgendwo daheim. Denn in dieſes Zimmer darf ſonſt nicht einmal der Haustyrann hinein.

Spät abends klingelt's dann, und die Einquartierung rückt mit mächtigem Schritt heran. Aber, o weh, was iſt denn das? Sie haben keine Uniform und mit Rückſicht auf den Krieg auch noch die ſchäbigſte Kluft an, die ſie überhaupt auftreiben konnten, weil's ja doch morgen früh gleich zum Monturanpaſſen geht. Ein Glück, daß die Kinder ſchon ſchlafen und daß ihnen damit eine Enttäuſchung erſpart bleibt. Nur der Älteſte vermag ſich ſoweit zu verſtellen, daß er die Sache ſelbſtverſtändlich findet, um dann vorſichtig taſtend und das Metier des Vaters befolgend die müden Drei nach Nam' und Art auszufragen. Sein Bericht iſt mehrere hundert Druckzeilen lang — in dieſen Kriegszeiten alſo unbrauchbar. Ich notiere ſomit nur die fetten Zeilen: Gardetrain, Etappen-Feldbäcker, vorausſichtlich Eifelgebiet. Fliegende Kolonne, daher immer Gefahren ausgeſetzt. Die Augen des Jungen beginnen zu leuchten: Wer bei Gefahr an der fahrbaren Bäckerei bleibt, kann Feldwebel und noch viel mehr werden. Und ſie wollen alle drei bleiben! Na, ſage ich, dann kann uns ja wenigſtens von Frankreich aus nichts paſſieren. Nimm dich ihrer alſo an!

Aber er iſt immer noch nicht ganz fertig. Denn er hat

ja auch schon heraus, daß der eine bisher bei Siechen im Restaurant am Potsdamer Platz die schönen knusprigen Brötchen gebacken hat, und daß die beiden anderen ebenfalls in Berlin in Stellung waren, daß der eine von ihnen zum Herbst selbst eine Bäckerei aufmachen wollte und daß der Meister des anderen mit seinen vier Gesellen zusammen in den Krieg ziehen wird und die Bäckerei um einen Pappenstiel verkaufen muß.

Am nächsten Morgen war die ganze Gesellschaft, die sich sonst in diesen Ferienzeiten nicht aus den Federn fand, bereits um 5 Uhr im Dienst, d. h. am Kaffeetisch und frappierte durch tadellose Haltung aller Jahresklassen. Man hat sich schon verständigt (was bei dieser neunköpfigen Teufelsbande sonst nie möglich war), daß man gemeinsam in die Bahnstraße einrücken wird, wo ein blutjunger Fähnrich mit einem großen Hilfsstabe die Verteilung der Monturstücke vornimmt. Es entwickelte sich dort alsbald ein Treiben wie im Familienbad, und der ganze Vorort konnte gratis zusehen, wie draußen im Garten der Villa den Vaterlandsverteidigern Rock, Hose und Stiefel (mit unmöglichen Nummern!) über den Leib gezogen wurden, daß sie quietschten. Es quietschten auch die holden Schönen, die um diese Zeit das Mehl, das teure, und vieles andere einholen sollten und ihr stundenlanges Ausbleiben mit den Verkehrsschwierigkeiten aus Anlaß der Mobilmachung in der Bahnstraße mühsam zu erklären versuchten.

Schön wie Mars selbst aussehend, rückte meine Mannschaft um die Mittagsstunde wieder ein und verstaute eine Mahlzeit, die ich in Erinnerung an Siechenabende ohne Rücksicht auf einen mir angeblich zustehenden fürstlichen Kostenbeitrag einer hohen Militärbehörde gerichtet hatte. Dann wurde im Garten ein von den Kindern herrlich her-

gerichtetes Biwak bezogen und nach dem Kaffee ein Schläfchen gemacht. Um die Abendstunde ergeht der Befehl zur Munitionseinnahme, und gleichzeitig wird der stille Eifelort bekannt, in dem sich morgen abend bereits die drei Getreuen tummeln werden. Lange sitzen wir noch bei den Abendblättern zusammen und machen uns gegenseitig Mut. Die Kinder spielen fröhlich mit Helm und Gewehr und singen im Chor:

O du Deutschland, ich muß marschieren,
O du Deutschland, du machst mir Mut.
Meinen Säbel will ich schwingen,
Gelten soll's des Feindes Blut!

In der Morgenfrühe des heutigen Tages ist sie dann auf und davon, meine Einquartierung. Die Mädels hatten meinen Ältesten in den Eichbaum im Garten gehoben und schmückten den Helm der drei Bäcker mit grünem Gezweig. Auch haben sie mir heimlich den Schlüssel zu den Sparbüchsen entwendet und den Dreien den ganzen Inhalt zugesteckt. Dann machten sie eine lange Kette, mit ihren Soldaten in der Mitte, und zogen in den regenfeuchten, nebelgrauen Morgen hinaus. An der Gartentür winkte ich ihnen nach und hörte noch, wie die frischen, hellen Kinderstimmen sangen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" „Lebe wohl, auf Wiedersehen!"

* * *

Wenige Tage später gelangte an mich der Ruf, als Kriegsberichterstatter dem Großen Hauptquartier zu folgen und was ich da erlebte und sah, ist in den folgenden Blättern geschildert.

Vorausschicken möchte ich noch, daß wir Kriegsberichterstatter zunächst nach Ems geführt wurden, während der Kaiser im Schlosse zu Koblenz Wohnung nahm und

daß wir vier Wochen ſpäter nach dem luxemburgiſchen Luftkurorte Diekirch überſiedelten, während der Kaiſer in Luxemburg das Haus des deutſchen Geſandten bezog. Inzwiſchen war durch Luxemburg ein großer Teil unſerer Weſtarmeen hindurchgezogen und Stadt und Land ſtanden unter dem Eindruck der angeblichen „Neutralitätsverletzungen" der Deutſchen. Die Stimmung der Eingeborenen war unter dieſen Umſtänden geteilt, aber man machte immerhin gute Miene zum böſen Spiel, zumal Luxemburg durch unſere „Invaſion" Millionen verdiente. Da ſowohl während unſeres Aufenthalts in Ems wie auch ſpäter in Diekirch der Aufenthaltsort des Großen Hauptquartiers nicht genannt werden durfte, ſo mag ihn der Leſer auch jetzt ſelbſt zwiſchen den Zeilen herausleſen, da ich nicht den Reiz der urſprünglichen Aufzeichnungen durch nachträgliche Eintragungen ſtören möchte.

II.

Mit dem Großen Hauptquartier nach dem Weſten

(In der Weſtminſter-Abtei. — Der Geſchichtsſchreiber des engliſchen Imperialismus. — Mit goldnen Lettern. — Im Generalſtabsgebäude. — Die letzten Informationen. — Thomalla meldet ſich. — Der Reiſewagen. — Ab nach Kaſſel!)

Berlin, 20. Auguſt 1914.

Kaum zwei Monate iſt es her. Da wanderten wir durch den ſchönen Kapellenkranz der Weſtminſter-Abtei in London, ſtanden lange ſinnend im ſogenannten Dichterwinkel der Kirche an Charles Dickens' Grabmal, deſſen „Oliver Twiſt" ein Stück eigenen Jugenderlebens widerſpiegelt, und legten ein paar Blumen an dem Epitaphium unſeres engſten Landsmanns Johann Friedrich Händel aus Halle

an der Saale nieder, deſſen „Largo“ in dieſen Tagen bei dem Studium der erſten Verluſtliſten ſchmerzlich unſere Seelen durchrauſcht. Dann führte man uns an Newtons und Darwins Grabmälern vorüber in die düſteren Gewölbe unter der Kirche, wo der Sieger von Trafalgar, Admiral Nelſon, ſchlummert und faſt unmittelbar daneben eine ſchön ausgeführte Gedenktafel meine Aufmerkſamkeit erregte. Denn ſie iſt dem Gedächtnis des engliſchen Kriegsberichterſtatters Archibald Forbes geweiht, der 1870/71 als Korreſpondent der „Daily News“ im deutſchen Hauptquartier weilte und dann in bunter Folge in Indien, Spanien, Rußland, Afghaniſtan und Südafrika als Kriegsberichterſtatter tätig war. Wie fern lag doch bei der Betrachtung dieſer Ehrentafel meinem Sinn der Gedanke, daß jemals die Aufgaben eines Kriegsberichterſtatters auch an mich herantreten könnten! Nun aber iſt es in raſcher Flucht hinunter nach Semlin ins öſterreichiſch-ungariſche Hauptquartier gegangen und innerhalb weniger Stunden wird uns der Zug aus der Reichshauptſtadt hinaus nach unſeren eigenen Schlachtgefilden im Weſten tragen, wo ganz andere Kämpfe bevorſtehen, als ſie Archibald Forbes in fernen Indien, Afghaniſtan und Südafrika erlebt hat.

Old England weiß, weshalb es dem Staube ſeines großen Journaliſten einen Ehrenplatz in ſeiner uralten Krönungskirche eingeräumt hat. Über den Trümmerfeldern von Indien, Afghaniſtan und Südafrika iſt ſein Stern als weltbeherrſchende Kolonialmacht aufgegangen und die Kriegsgeſchichte jener Zeiten iſt zugleich die Geſchichte des engliſchen Imperialismus. Aber England hat den Geſchichtſchreiber jener Tage gezwungen, durch Ströme unſchuldig vergoſſenen Blutes wilder, halbwilder oder doch mit den modernen Kriegsmitteln nur ſchlecht

vertrauter Völkerſchaften zu waten, während diejenigen, die heute als Kriegsberichterſtatter ins deutſche Hauptquartier abgehen, den ehrenhaften Kampf einer mit allen Mitteln der Lüge und Verleumdung von vielen Seiten zugleich angegriffenen Nation zu ſchildern haben werden, einen Kampf, der ſchon jetzt erkennen läßt, daß die Inſtinkte jener Völkerſchaften, die einſt England in die Knie zwang, zum großen Teil auf unſere Gegner übergegangen ſind. Nun, wir hoffen, dieſen Kampf trotzdem durchzufechten, und ſein Reſultat mit goldenen Lettern für künftige Zeiten niederſchreiben zu können, wünſcht der hinausziehende deutſche Kriegsberichterſtatter in dieſem Augenblick von ganzem Herzen.

* * *

Am Königsplatz zu Berlin ſteht ein alter roter Backſteinbau, den abſcheulich zu nennen nur die Rückſicht darauf verbietet, daß in ihm augenblicklich die Fäden des Weltkrieges zuſammenlaufen, den Deutſchland gegen eine ſchier übermächtige Feindesſchar auszufechten hat. Es iſt das Gebäude des Großen Generalſtabs der Armee, und zum erſten Male erſchloſſen ſich die heiligen Hallen auch dem Zeitungsſchreiber, der ſich dort ſeine Informationen für den bevorſtehenden Abmarſch zu dem Großen Hauptquartier holen muß. Nicht umſonſt iſt man auf dem Wege zu dieſem Gebäude an dem Denkmal des großen Schweigers vorübergekommen, der einſt in dem unſcheinbaren roten Hauſe die Strategie des 70er Krieges ausklügelte. Denn tiefes Schweigen liegt noch heute über dem ganzen Hauſe, obwohl Tauſende aus und ein gehen und ein geſchäftiges Treiben in allen Gängen und Zimmern herrſcht. Es iſt, als ob der Geiſt des großen Kriegsmannes auch heute noch durch dieſe Räume ginge und

jedermann vor Ehrfurcht ihm ſich neige. Im Parterregeſchoß arbeiten die gewaltigen Druckmaſchinen, die Kriegspläne aller Art, Proklamationen, Befehle und ſonſtiges Geheimmaterial herſtellen, während im erſten Stock das Quartier des Generalſtabschefs Grafen Moltke ſich befindet. Aber ob Majeſtät ſelbſt oder nur irgendein Offiziersburſche am Portal erſcheint: ohne Führung darf niemand die Räume betreten, in denen die bunte Welt der Offiziersuniformen aller deutſchen Armeekorps den Ton angibt. In einem hellen freundlichen Zimmer des zweiten Stockwerks ſitzt die Preſſeabteilung des Großen Generalſtabs, die in den letzten Tagen das große Sieb geſchüttelt hat, das die Kandidaten für die Kriegsberichterſtattung von 1914 paſſieren mußten, bis ſchließlich ganze acht übrigblieben, die nun unmittelbar nach der Abreiſe des Kaiſers ins Große Hauptquartier ebenfalls Berlin verlaſſen werden, um ihrer ſchwierigen und verantwortungsvollen Tätigkeit auf dem Kriegsſchauplatz im Weſten obzuliegen. Und es iſt ein eigenartiges Zuſammentreffen, daß diejenigen, die aller Welt von den Taten des deutſchen Heeres erzählen ſollen, im Hauſe des großen Schweigers ihre letzten Informationen empfangen.

* * *

Thomalla heißt der baumlange freundliche Schleſier, der in der Uniform des Gardetrains frühmorgens bei mir eintritt. Das Zimmer erzittert, als er ſporenklirrend die Hacken der ſchweren braunen Feldſtiefel zuſammenſchlägt, den langen Schleppſäbel an die Seite reißt und ſich meldet: „Thomalla, vom Großen Generalſtab kommandiert zur Dienſtleiſtung bei Herrn Kriegsberichterſtatter Schweder im Großen Hauptquartier!“ Der Hüne hat noch vor wenigen Tagen den Schmiedehammer bei Krupp geſchwungen und nimmt nun die ſchweren Koffer

auf, als wenn es irgendein Spielzeug wäre. Und wie ich ſeine gewaltigen Fäuſte ſo rechts und links kräftig zupacken ſehe, kommt mit einem Male nach all der Haſt und den Sorgen der letzten Tage eine große Ruhe über mich. „Thomalla, du biſt Deutſchland! Gleich dir den blutgetränkten Fluren der treueſten Provinz des großen Friedrich entſproſſen, ſo groß und breitſchulterig, ſo blond und treuherzig, ſo kraftvoll und doch beſcheiden ſteht es da inmitten ſeiner Grenzen; und ſo gewaltig packt es ſeine Aufgaben rechts und links an. Es kann und wird ihm nicht fehlen!“ —

Thomalla aber geht währenddem ruhig hin und her und packt den Reiſewagen mit Diſziplin und Gründlichkeit. „Das hält bis Paris vor!“ meint er ſchmunzelnd, als ich ihn ein paar Kiſten Zigarren gut verſtauen heiße, und nachdem er nochmals Pferd und Wagen gründlich gemuſtert hat, ob auch alles für die „Spazierfahrt durch Frankreich“, wie er es euphemiſtiſch nennt, in ſchönſter Ordnung iſt, ſchwingt er ſich auf ſein Streitroß und fort geht's durch den ſtillen Villenvorort dem Berliner Abfahrtsbahnhofe entgegen.

Berlin—Ems

(Der Lüttich-Stürmer. — Heimatgrüße. — Der Aufmarſch der Militärattachés und „Tintenſpione“. — Wilhelmshöhe. — Herr v. Januſchau. — Eine nachdenkliche Stunde. — Im Kaiſerlichen Hauptquartier. — Die Stille vor dem Sturm. — Erſte Schlachtberichte. — Das Geheimnis der fleißigen Berta.)

Wie laut und ſchrill euer Hetzruf ſchrillt,
Viel lauter klingt unſre Fanfare,
Wir führen den Bundſchuh im Wappenſchild
Und die ſiegenden Kaiſeraare!

Weit draußen auf dem Charlottenburger Güterbahnhof, wo unſere Pferde und Wagen von fleißigen Freiwilligen des Gardetrain verladen werden, ſteht ein Güter-

wagen, den ein ins Feld ziehender Lüttichstürmer mit dieſem Vers aus dem alten Bauernlied verſehen hat. Und ich ſehe ihn im Geiſte vor mir, wie er zwiſchen den Forts hindurchgeſtürmt ſein mag, mit dem Liede im Herzen und dem Willen zum Siege im Kopfe. Ruht er ſchon unter dem grünen Raſen, oder freut er ſich noch des hellen Sonnenlichtes mit uns, die wir nun nach ſchwerem Abſchied von daheim auf lange, lange Zeit auch hinausziehen und während der langen Fahrt auf der Kanonenbahn Berlin—Metz noch mit vollen Zügen die Herrlichkeiten der märkiſchen, ſächſiſchen und heſſiſchen Landſchaft in dieſer ſchönſten Zeit der Vollreife genießen dürfen; genießen auch den tiefen Frieden der eben zur Blüte gekommenen violetten märkiſchen Heide, der weiten Rüben-, Flachs- und Zwiebelfelder der geliebten Heimatprovinz Sachſen und der maleriſchen Bauerndörfer des Heſſenlandes. Nur ſchade, daß der Frieden ein ſchöner Schein geworden iſt. Denn bis in die ſtillſten Winkel hinein iſt laut und ſchrill der Hetzruf der Feinde gedrungen, und ſo ſteht denn heute bei der alten Burgenſtadt Belzig ein rüſtiger Greis von 70 Jahren mit der Schußwaffe an einem Bahnübergange, an der Elbebrücke bei Barby faſt eine Kompagnie ehrwürdiger Männer mit den Kriegszeichen von 1870/71 am ſchlichten Rock und auf dem Bahnhof in Güſten, nur zwei Stunden von der Vaterſtadt in den Harzbergen drüben entfernt, muß es mir beim Hin- und Herſchlendern auf dem Bahnſteig paſſieren, daß ich für einen ausländiſchen Spion gehalten werde und die Bahnhofspatrouille recht energiſch meine Ausweiſe verlangt. Sie will auch gleich mit mir zur Kommandantur, und erſt dem Eingreifen unſeres liebenswürdigen Führers, eines Majors vom Stabe, verdanke ich die glatte Erledigung des kleinen Zwiſchenfalles.

Im Fluge durch den Südwesten des Reiches rollen sich vor unseren Augen noch einmal all die bunten Bilder ab, die wir in den letzten drei Wochen in der gewitterschwangeren Zeit des Ultimatums an Rußland, der erwartungsvollen Tage der Mobilmachung und der in Hangen und Bangen verbrachten letzten Stunden des Aufmarsches der Armee erlebt haben. Nun steht das gewaltige Heer schußbereit an zwei Grenzen, und die Ereignisse an der westlichen, als der für unser aller ferneres Schicksal entscheidenden zu schildern, wird unsere Aufgabe sein. Mit dem heutigen Tage hat sich noch ein zweiter und letzter Aufmarsch vollzogen. Hinter den mächtigen Fronten der beiden Heere sind die Militärattachés und die Kriegsberichterstatter, die „Tintenspione", wie sie der Generalstäbler mißmutig zu nennen pflegt, aufmarschiert. Und man fühlt, daß nun etwas Entscheidendes oder aber doch Großes unmittelbar bevorsteht. Es ist der Tag der Sonnenfinsternis. Und wie bei dem Vorübergang seines Trabanten das freundliche Himmelsgestirn seinen hellen Schein verliert, ein kalter Windhauch über die Erde hinwegfegt und alle Kreatur minutenlang den Atem anzuhalten scheint, so geht in diesen Stunden ein tiefes banges Schweigen durch die Welt.

Bald haben wir das Kyffhäuser-Denkmal bei Kelbra passiert, Wilhelmshöhe kommt in Sicht und: „Kassel!" rufen die Schaffner. Den einstündigen Aufenthalt benütze ich zu einem Redaktionsbesuche. Wie immer haben die Kollegen alle Hände voll zu tun. Aber sie geben mir freudestrahlend den ersten Abzug der soeben eingelaufenen Siegesdepesche aus Metz, mit dem ich spornstreichs zu unserm Extrazug zurückeile. Ein Blick in das Blatt, und über das Gesicht unseres Führers fährt das Wetterleuchten einer großen Freude nach der bangen

Schwüle einer laſtenden Sorge. Mit bewegter Stimme lieſt er laut den Inhalt vor, und ein begeiſtertes Hurra brauſt über den Bahnſteig hinweg zu der Höhe empor, wo vor nunmehr 44 Jahren der Gefangene von Sedan Einkehr hielt. Unſer Jubel hat auch einen alten, aber noch ſehr rüſtigen Herrn in der Uniform eines Rittmeiſters der Gardeulanen aus der erſten Klaſſe des Zuges herausgelockt, und ich höre, wie ſein Begleiter, ebenfalls ein würdiger alter Herr in Trauerkleidung, ihm auf die Schulter klopfend zuruft: „Na, — nun man bloß noch einen Leutnant und zehn Mann und wir ſind in Paris!“ — Da lacht der Rittmeiſter dröhnend, und ſiehe da — kein Zweifel, es iſt der Herr von Januſchau, der da von ſeiner Klitſche herbeigeeilt iſt, um auch ins Feld zu ziehen. Man hat ihm alle Pferde und Wagen weggeholt, und ſo hat er ſich in Berlin ſchleunigſt noch zwei Reitpferde gekauft, von denen eines ſogar dem Zirkus Buſch entſtammt, um zur Front zu kommen. Auch die Uniform hat er nur durch einen Gewaltakt gegenüber ſeinem alten Wachtmeiſter erwiſcht, indem er deſſen beſte Garnitur anlegte und die Offiziersepauletten darauf nähen ließ. Nun aber iſt er ſelig, für das Vaterland marſchieren zu können und ſetzt ſich ſtundenlang zu uns in den vorzüglich verſorgten und bedienten Speiſewagen, um allerlei Schnurren und Schwänke zum beſten zu geben. Nur einer davon: Auf ſeinem Gute hat eine Arbeiterfrau, deren Mann mit eingezogen iſt, ihr Neugeborenes anzumelden. „Ja,“ ſagte ſie zu Herrn von Oldenburg, „das muß doch wohl jetzt auf dem Bezirkskommando geſchehen?“ — „So militärfromm ſind unſere Leute da oben“, ſetzte der Kammerherr mit großem Stolze hinzu. — Erſt in ſpäter Abendſtunde trennten ſich unſere Wege. Nur der alte Herr bleibt bei uns. Er iſt ein naher Verwandter des im Großen Haupt-

Der Marketenderwagen des Kriegsberichterstatters mit dessen Begleiter Thomalla

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Deutscher Doppelposten am Fort Fléron bei Lüttich

Leipziger Presse Büro, Leipzig

Ersatz für die von den Belgiern zerstörte Maasbrücke in Lüttich

Digitized by Google

quartier verſtorbenen Herrn v. Eſebeck, und er will an der Überführung der Leiche teilnehmen. So ſchließt der Tag für uns mit einer nachdenklichen Stunde ab.

Der nächſte Morgen findet uns im Hauptquartier Seiner Majeſtät. Wo es ſich befindet, iſt zur Stunde noch tiefes Geheimnis und muß es auch vorläufig bleiben. Aber das darf ich ſchon verraten, daß Heer und Führer voll Freude über den Sieg bei Metz ſind. — In den Räumen eines Gymnaſiums hauſt unſere oberſte Heeresleitung, und in einigen wenigen Zimmern vereinigt ſich der ganze Mechanismus dieſes größten aller bisherigen Kriege. Zahlloſe Telegraphen- und Telephonleitungen laufen in dem Hauſe zuſammen, um den Kaiſer und den Großen Generalſtab des Feldheeres in ununterbrochener Fühlung mit den Heeren einerſeits und Berlin anderſeits zu erhalten. Mit einer ſeltenen Ruhe wickelt ſich der ganze Betrieb ab, noch ruhiger vielleicht, als ſelbſt das Leben und Treiben im Großen Generalſtab in Berlin, weil hier ein jeder ſich der gewaltigen Größe der geſtellten Aufgaben doppelt würdig erweiſen möchte, vom Generalſtabschef bis herab zum ergrauten Landſturmmann, der als Poſten, zuſammen mit Reſerviſten und Landwehrleuten, das wichtigſte Gebäude dieſer Tage bewacht. Alles iſt abgeſondert oder ganz entfernt, was die Aufmerkſamkeit der oberſten Heeresleitung auch nur irgendwie ableiten könnte, und ſo iſt es auch ganz ſelbſtverſtändlich, daß nur unter allerſchärfſter Kontrolle, der ſelbſt Seine Majeſtät ſich unterwirft, die Arbeit in dem Hauſe ſich vollzieht. Mit großer Liebenswürdigkeit empfängt uns der Leiter der Preſſeabteilung im Großen Generalſtab, um uns nähere Mitteilungen über die jüngſten Ereigniſſe an der Weſtgrenze zu machen.

Wir hören aufs neue, daß ſich die Herren nach wie vor

auf keinen Fall an die Lügenmeldungen der feindlichen Presse kehren, sondern nur durch Taten auf dem Schlachtfelde die Unrichtigkeit der gegnerischen Meldungen dartun werden. Ferner sollen wir noch, wenn irgend möglich, in den nächsten Tagen größere Reisen zu verschiedenen Verwundeten- und Gefangenenlagern unternehmen, um uns selbst davon zu überzeugen, wie schwindelhaft die Erzählungen unserer Gegner über die schlechte Behandlung sind. Man erzählt uns von den in der jüngsten großen Schlacht gefangenen Südfranzosen, die allen Ernstes glaubten, sie würden wegen der großen Zahl der bereits gefangenen Truppen einfach füsiliert werden, und die voll Lobes über die ihnen widerfahrene Behandlung sind. Aber auch von unseren Mannschaften hören wir, daß sie durch die letzten Erfolge nur noch fröhlicher und siegessicherer geworden sind und strenge Manneszucht halten. Unmittelbar an die Front wird man uns natürlich zurzeit, wo wieder größere Operationen im Gange sind, noch nicht lassen, da jeder Untätige nur stören würde. Aber irgendwelche unnötigen Absperrungen sind keineswegs geplant, da wir ja nichts zu verschweigen haben.

Und nun zu der Schlacht vom 21. und 22. August. Der Sieg, den unsere Truppen da unter Führung des Kronprinzen von Bayern erfochten haben, kann unbedenklich als eine sehr große Waffentat bezeichnet werden und ist auch strategisch von erheblicher Wichtigkeit. Noch sind die endgültigen Zahlen nicht voll bekannt, aber wir sind noch weit hinter dem vollen Erfolge mit unseren ersten Angaben zurückgeblieben, weil wir auch nicht in einem einzigen Fall gezwungen sein möchten, etwas zurückzunehmen; das überlassen wir nach wie vor unseren Gegnern. Die Franzosen sind mit mindestens acht Armeekorps gleichzeitig zwischen Metz und den Vogesen und

gegen das mittlere Elſaß vorgegangen. Sie hatten Saarburg erreicht und ſtanden etwa auf der Linie Saarburg—Dieuze—Chateau Salins—Delme. Über die Vogeſen drangen ſie zu der gleichen Zeit in das Elſaß ein. Es war eine Front von etwa hundert Kilometer Länge. Mit Truppen aller deutſchen Stämme, unter hervorragender Mitwirkung der Bayern, gingen wir mit gewaltiger Energie vor. Am 20. waren die Franzoſen bereits überall geworfen und am 21. wurde der Donon genommen. Unter unaufhaltſamem Vordringen eroberten wir eine Ortſchaft nach der andern, und ſchließlich bildete die allgemeine Flucht der Franzoſen das Ende der zweitägigen heißen Schlacht. Sie ziehen ſich inzwiſchen auf die Linie Toul—Epinal zurück. Die Zahl der eroberten Geſchütze wird wohl auch weit größer ſein, als zunächſt in vorſichtiger Schätzung angegeben wird.

Nun kurz zu Brüſſel. Es iſt von uns beſetzt, und zwar nicht zu knapp. Lüttich hat uns nicht eine Minute aufgehalten, ſondern wir ſind durchaus überall da, wo wir zu dieſer Zeit ſein wollten. Unſere ſchwere Artillerie hat Großartiges geleiſtet, denn die größten Panzertürme wurden ſchon von den erſten Schüſſen wie Raketen hochgeworfen. Mit dem Wunſche, daß es ſo weitergehen möge, ſchieden wir und dachten ſtill bei uns: Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein!

Am Kränchenbrunnen

(Vom Kaiſer und Reichskanzler. — Journaliſtenappell. — Brave Beamte. — Fürſorge überall! — Der Kronprinz als Armeeführer. — „Die vorgeſchriebene Linie iſt erreicht!“ — Selbſt iſt der Mann.)

Ems, 24. Auguſt.

Es iſt ein ganz eigenartiges Gefühl, in einer deutſchen Stadt zu ſitzen, die bereits ſeit Tagen das Oberhaupt

des Reiches, den Großen Generalstab, die höchsten Würdenträger, die Leiter unserer Regierung und daneben mehrere tausend Einwohner beherbergt, ohne daß eine Kunde von ihr nach außen dringt. Gleich einem Dornröschen liegt sie da, und gewiß nicht weniger reizend. Hier kann man noch die absolute Ruhe finden, die sonst überall im Reiche von Extrablattrufern, erregten Menschen in den Straßen, Truppentransporten, Wagengerassel, Kaffeehauslärm und Straßenbahnverkehr verdrängt ist. Ein ewig heiterer Himmel lächelt über der Idylle, die vielen Tausenden schon Erholung und Anregung geboten hat. Man glaubt zu träumen, wenn man plötzlich auf einem Parkweg einen hohen Herrn in der Uniform eines preußischen Generalleutnants auftauchen sieht, der sonst in der Berliner Wilhelmstraße Geschichte macht und jetzt auch hier, trotz seiner militärischen Eigenschaft, die Zügel der Regierung fest in der Hand hält. Dann wieder tutet einer der Kaiserlichen Kraftwagen hoch oben auf einer der waldigen Anhöhen, und schließlich sitzt man im Hotelspeisesaal inmitten von ausländischen Militärattachés, die hier wild umherlaufen und ganz erstaunt die wunderschöne Landschaft betrachten, die durchaus nicht für Mars, sondern für die Musen bestimmt erscheint.

Noch sind wir Journalisten also weit vom Schuß. Aber der Große Generalstab sorgt schon dafür, daß uns die Zeit nicht allzu lang wird. Neben einem mehrmaligen Appell, der sich an den Tagen, wo die Postanweisungen von daheim einlaufen, zu einem förmlichen Löhnungsappell auswächst, gibt es strategische Unterrichtskurse, Geländebesichtigungen und kritische Besprechungen der Gesamtlage. Man lernt hier an einem Tage mehr als daheim aus dicken Lehrbüchern in einem Jahr. Im übrigen geht es uns Berichterstattern nicht anders als dem großen

Publikum daheim. Wir glaubten auch, daß nun Schlag auf Schlag kommen müßte und haben jetzt Gelegenheit, zunächst in unendlich langer Reihenfolge all die vielen, vielen kleinen Einzeldinge kennen zu lernen, deren volle Beherrschung allein den vollen Erfolg eines solchen Völkerringens, wie wir es jetzt zu beobachten Gelegenheit haben, verbürgt. Mit vollem Recht hat der Kaiser in diesen Tagen vor allem der Tätigkeit unserer Eisenbahnen während der Mobilmachungszeit gedacht. Ich habe selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, wie ein im Dienst ergrauter Lokomotivführer 24 und mehr Stunden hintereinander arbeitete und stolz jedes Ablösungsanerbieten ablehnte. Und Zugführer, Schaffner, ja selbst Gepäckträger taten überall weit mehr als ihre Pflicht und fühlten sich nicht so sehr als Beamte, sondern als Soldaten. Ebenso die Postbeamten. Und dann die Frauen und Männer, die sich in den Dienst des Roten Kreuzes und der Bahnhofsverpflegungsstationen gestellt hatten! Ihr segensreiches Wirken ist nicht nur unseren Truppen, sondern dem ganzen Vaterlande zugute gekommen. Denn auch auf die reisenden Zivilisten und die Fremden hat sich ihre Fürsorge erstreckt, und bei allen Reisenden dieser Tage ist es zur unerschütterlichen Überzeugung geworden: das macht uns kein anderes Land der Welt nach!

Unserem Großen Generalstab war das bereits von 70 her bekannt. Aber auch er hatte diesmal mit ganz anderen und durch den Dreifrontenkrieg besonders erschwerten Umständen zu rechnen. Wäre es da ein Wunder gewesen, wenn hier an der Zentrale in den entscheidenden Augenblicken so etwas wie Nervosität herrschte? Ach, es ist ewig schade, daß man die ruhigen, ja selbst bei der Bekanntgabe entscheidender Siegesmeldungen fast unbeweglich bleibenden Gesichter unserer Generalstäbler nicht

photographieren darf, nicht weil es die Armeeverwaltung etwa verboten hat, sondern weil sie selbst dem Verwegenen die Apparate fortnehmen lassen würden. So heute, als doch gewiß ein Lieblingswunsch der Männer vom Königsplatz in Berlin in Erfüllung gegangen war, den Kronprinzen des Deutschen Reiches an der Spitze seiner Armee fechten und siegen zu sehen, nachdem es bisher immer geheißen hatte, daß der Thronfolger nur eine Division führe. Aber ganz konnten sie doch nicht ihre Genugtuung darüber verbergen, daß auch diese Armee sich nicht mit dem Siege begnügt, sondern die energische Verfolgung des Feindes getreu den Anordnungen des Großen Generalstabes aufgenommen hat. Schon gehen die Franzosen scharf zurück, das große Heer erscheint in zwei Teile zerrissen und das Oberelsaß ist vor weiteren Einbrüchen bewahrt. Was an Waffen, Geschützen und Gefangenen erbeutet ist, weiß man nicht. „Denn in dieser Beziehung schreiben wir keine Statistik", setzt unser freundlicher Instruktor humorvoll hinzu. Er bedauert auch, daß nach wie vor die Nachrichten selbst von den überraschendsten Erfolgen unserer Truppen so lakonisch klingen. Aber er gibt uns eine wundervolle Erklärung dafür; wir haben mit der absoluten Bescheidenheit und der größten Sachlichkeit unserer Heerführer zu rechnen. Hat man doch dem Großen Generalstab einen der letzten Siege auf dem westlichen Kriegsschauplatz in der dienstlichen Form gemeldet: „Die vorgeschriebene Linie ist erreicht." — Zwischen diesen wenigen Worten aber lagen tagelange Kämpfe. — Langsam, aber immer deutlicher zeigt sich nun auch die Katerstimmung in der französischen Presse, und damit sind wir bei dem heiklen Kapitel angelangt, wie wir in Zukunft der einflußlosen Zeit unseres auswärtigen Nachrichtendienstes ein Ende machen können, damit das uns freundliche oder

wenigſtens neutrale Ausland beſſer von unſeren Abſichten, Leiſtungen und Ausſichten unterrichtet wird. Wenn auch jetzt, wo man die Wahrheit eingeſtehen muß, unſere Erfolge dem Ausland nur um ſo großartiger erſcheinen werden, ſo iſt doch nicht zu vergeſſen, daß Lauheit, Zaghaftigkeit und Gegnerſchaft dort entſtehen können, wo man auf Grund unrichtiger Berichte zu dem Schluſſe kommen muß, daß es beſſer wäre, mit dem gefährdeten Freunde zu brechen. Nun, uns iſt ja trotzdem nicht bange, denn wir haben, was wir bisher erreichten, nur unſerer eigenen Kraft zu verdanken, und müſſen auch für die Zukunft mit dem alten deutſchen Sprichwort rechnen: Selbſt iſt der Mann!

Vom Großen Hauptquartier nach Lüttich und Namur

I.

(Die „Hunnen"-Hetze beginnt. — Auf Fort Fléron. — In Schmutz und Schutt. — Neues Leben in Ruinen. — Die Kriegskontribution. — Das einſame Karuſſell. — Beim neuen Gouverneur. — Erinnerungen an den Lütticher Anarchiſtenprozeß. — An der „Gulaſch-Kanone". — Zum Fort Loncin. — An einem Soldatengrab.)

In den erſten Morgenſtunden trommeln die Fäuſte des braven Thomalla den Generalmarſch gegen meine Stubentür. Er meldet, daß unten die Kraftwagen zu einer Reiſe ins Belgierland bereitſtehen. Die Fahrt geht gemeinſam mit den Militärattachés von Schweden, Rumänien, Nordamerika, Chile und Argentinien vor ſich und verſchafft uns das Vergnügen, außerordentlich liebenswürdige und durchaus deutſchfreundliche Sachverſtändige

an Bord zu haben. Im Großen Hauptquartier herrſchte um dieſe Zeit noch tiefer Frieden und ganz leiſe ſtahlen wir uns zum Tore hinaus, an dem die Wache beim Erſcheinen der Wagenkarawane ins Gewehr trat und etwas mißtrauiſche Geſichter beim Anblick der bunten fremdländiſchen und hier ganz unbekannten Uniformen machte. Aber die beiden Soldaten des Automobilkorps mit dem ſchußbereiten Gewehr im Arm an der Spitze unſeres Zuges und die Majore vom Großen Generalſtabe im erſten und letzten Wagen beruhigten ſie ſchließlich und fort ging's, der fernen Grenze entgegen. Über 200 Kilometer herrlichſten deutſchen Landes paſſierten wir auf der Fahrt bis Aachen, und als wir die Glocken des Münſters erklingen hörten, in dem Kaiſer Karl der Große den ewigen Schlaf ſchläft, ſagten wir uns aufs neue wie ſchon ſo oft in dieſen Tagen, daß es nicht nur eine Freude, ſondern ein ganz beſonderer Stolz ſein müſſe, für dieſes Land zu ſiegen oder zu ſterben. Dieſes Glücksgefühl und dieſer Stolz leuchtet all denen aus den Augen, die wir auf der langen Fahrt der Grenze zu marſchieren ſahen und die in der Hauptſache Reſerve- und Landwehrmannſchaften waren. Aber es gehen auch andere in dieſen Tagen ins fremde Land hinein, die nicht des Königs Rock tragen und doch wichtige und bedeutſame Aufgaben zu erfüllen haben. Das ſind die nach Hunderten zählenden Straßen- und Wegearbeiter, die die zum größten Teil ganz ſinnlos vorgenommenen Verwüſtungen auf den Landſtraßen und in den Straßen der Städte zu beſeitigen haben, die dazu dienen ſollten, den Vormarſch unſerer Truppen nach Möglichkeit aufzuhalten. Den Kraftwagenverkehr hat man ja wohl einige wenige Stunden durch die tiefen Gräben, gefällten Bäume und Barrikaden aller Art aufhalten können, aber die deutſchen Truppen haben über alle dieſe

Hinderniſſe nur gelächelt und ſind darüber hinweggeſtürmt dem Siege entgegen. Auch heimtückiſch geſpannte Drahtſeile, ſtachelige Verhaue, umgeſtürzte Wagen, Fallgruben und ähnliche Scherze, mit denen man den ganzen Weg von Neutral-Moresnet bis Namur verziert hatte, ſind nicht geeignet geweſen, unſere braven Jungen länger aufzuhalten. Wohl iſt mancher darin hängen geblieben oder darüber geſtürzt und am Ende gar ein Opfer ſchleichender Franktireurs geworden. Allein dieſe feigen Burſchen hatten nicht daran gedacht, daß andere nachrücken und ſie für ihr Treiben mit aller nur wünſchenswerten Strenge beſtrafen würden. Und dieſer Umſtand erklärt es, daß ſchon bald hinter den letzten Häuſern von Neutral-Moresnet das grauenhafte Bild der Zerſtörung ſich bietet, das irgendeinen belgiſchen Geſandten zu der unverſchämten Behauptung veranlaßt hat, die deutſchen Truppen hätten hier wie die Hunnen gehauſt. Wie ſchade, daß man ihn nicht bei den Ohren nehmen und etwa durch Battice, das allerdings von den Deutſchen zu einem modernen Pompeji geſtaltet worden iſt, führen kann. Da hätte er die ganze Feigheit ſeiner Landsleute ſo recht deutlich ſehen können. Sollten doch unſere Truppen hier direkt in einen von den Franktireurs gelegten Hinterhalt fallen. Erſt nachdem ſie in die ſteil abfallende Dorfſtraße und eine an Gravelotte erinnernde ſchluchtartige Straße, die zum Munizipalgebäude führt, einmarſchiert waren, begann das verräteriſche Schützenfeuer, deſſen Opfer wir in der erſten großen Verluſtliſte kennen gelernt haben. Dafür iſt denn auch neben dem Rathaus und der Pfarrkirche faſt das ganze Städtchen ein Raub der Flammen geworden und nur noch die umfangreichen Ruinen, unter denen, nach dem ſchrecklichen Geruch zu urteilen, viele Leichen liegen müſſen, bilden ein warnendes Mahnzeichen für die, welche

es nun immer noch gelüſten ſollte, unſeren ſiegreichen Truppen die Freude am Erfolg durch gemeine Meuchelmorde aller Art zu vergällen. Ich möchte beinahe dem Generalſtab den Vorſchlag machen, Photographien von Battice durch unſere Flieger über den franzöſiſchen Grenzſtädten abwerfen zu laſſen und dazu Warnungen vor der Wiederholung der Greuel, die die in dieſer Beziehung nur allzu lernbegierigen Belgier von den Franktireurs von 1870/71 übernommen haben. Auch könnte man den Fliegern gleich zur Beachtung für Feſtungskommandanten die Abbildungen der Verwüſtungen mitgeben, die unſere ſchweren Feldgeſchütze an den Lütticher Forts angerichtet haben und die vom Großen Generalſtab bereits an die Tagespreſſe abgegeben worden ſind.

Man zeigte uns zunächſt das an der Oſtfront liegende Fort Fléron. Die Kämpfe müſſen hier furchtbar geweſen ſein, da wir ohne jede Deckung angeſtürmt ſind. Entſcheidend für den Sieg aber waren die 42 cm-Geſchütze, die 8—12 Kilometer weit getragen und ſchon nach den erſten Treffern furchtbare Zerſtörungen angerichtet haben. Heute freilich iſt es nach dem heißen Sonnenbrande auf der ſtaubigen ſchattenloſen Landſtraße eine förmliche Wohltat, in den kühlen dunklen Kaſematten von Fléron zu wandern. Aber in den ſchrecklichen Tagen der Beſchießung muß es hier unten, abgeſchnitten von Licht, Luft und Freiheit, wie in der Hölle ſelbſt geweſen ſein. Man ſieht noch die Geſchoſſe umher liegen, die in die Panzertürme gebracht werden ſollten, aber auf halbem Wege wieder hingelegt worden ſind, weil inzwiſchen die Lage im Fort unhaltbar geworden war. Am Pulvermagazin iſt die Tür eingeſchlagen und es hat den Anſchein, als ob der Schlüſſel im entſcheidenden Augenblick nicht zur Hand geweſen iſt. In der Mannſchaftsküche brodelt es im Keſſel, denn die

deutſche Beſatzungstruppe, ein Jägerbataillon, hat ſich ganz häuslich eingerichtet und verſucht mit Hilfe von bezahlten belgiſchen Arbeitern zunächſt den unendlichen Schmutz und Schutt zu beſeitigen, um im Anſchluß daran Fléron wieder zu einer ſtarken Befeſtigung ausbauen zu laſſen. Neben der Küche iſt ein Raum für die 20 Franktireurs, die man in der Nähe des Forts in den letzten Tagen aufgegriffen hat und die nach Lage der Sache kein ſehr zuverſichtliches Weſen zur Schau tragen. Natürlich will keiner etwas von den verhaßten „Pruſſiens“ gewollt haben. In einem weiteren Raume ſind die Sachen der bei dem Sturm ums Leben gekommenen belgiſchen Soldaten aufgeſtapelt, blutbefleckte Uniformen, halbentleerte Torniſter, zerbrochene Gewehre und zerriſſene Patronentaſchen. Die Sortierung dieſer Sachen muß bei den damit Beauftragten ein eigentümliches Gefühl auslöſen. Aus der Kommandantenwohnung iſt von unſeren Truppen alles auf den Fortbau bezügliche Material herausgeholt worden, und ein wahres Chaos von Plänen, Zeichnungen, Befehlen und Briefen tut ſich auf dem Boden des Bureaus auf. In der hellen, freundlichen Offiziersmeſſe, wo uns der gegenwärtige Beherrſcher des kleinen Reiches empfängt, iſt ein ſchneeweiß geſcheuerter Tiſch gedeckt, und deutſche Sauberkeit grüßt bereits aus allen Ecken und Winkeln. Draußen aber in der glühenden Mittagshitze arbeiten zahlreiche fleißige Hände, um die zerſchoſſenen Grabenwände wiederherzuſtellen und die zerriſſenen und zerſchnittenen Drahtverhaue zu erneuern. So blüht auch hier bereits neues Leben aus Ruinen. Nun geht's den Berg hinab nach Lüttich ſelbſt. Überall an den Häuſern kleben die Bekanntmachungen der Bürgermeiſterei, wonach der Provinz von uns eine hohe Kriegskontribution auferlegt worden iſt und jedermann um möglichſt ſchleu-

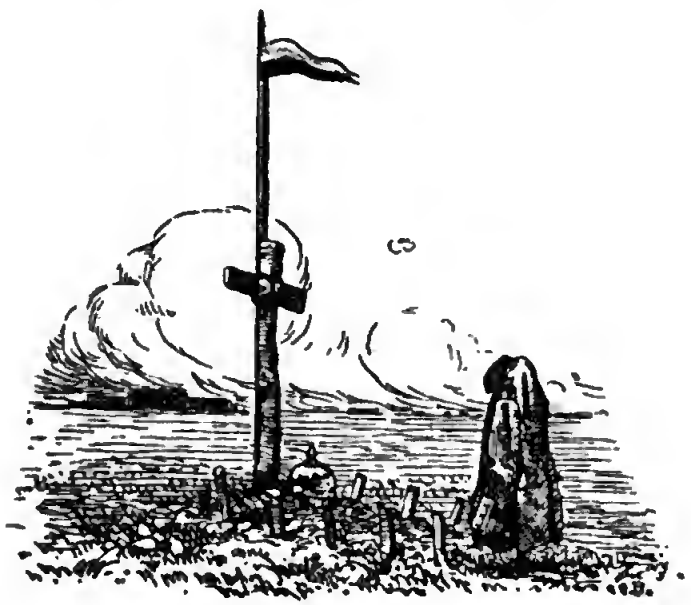
nige Einzahlung der auf ſeinen Teil entfallenden Beträge erſucht wird. Bekanntlich iſt die Geſamtſumme der Kontribution inzwiſchen um 20 Millionen erhöht worden, nachdem vor drei Tagen eine Revolte am unteren Maasufer ſtattgefunden hat. Auch ſieht man an vielen Häuſern noch die Inſchriften, in denen die Bewohner den Schutz der einziehenden deutſchen Truppen anrufen. Sie erklären, daß ſie ſelbſt Deutſche ſind oder doch die deutſchen Truppen reſpektieren wollen. An anderen Türen haben ungelenke Soldatenhände mit Kreide angeſchrieben: Gute Leute! oder: Schont dies Haus, wir haben es hier gut gehabt! Einen grotesken Eindruck macht ein inmitten der Zerſtörung und des Grauens ſtehendes Karuſſell, das am Tage vor dem Einzuge der Deutſchen hier ſeine Zelte aufgeſchlagen hatte und deſſen waſſerdichte Leinen zerriſſen und als weiße Fahnen aus den Häuſern gehängt wurden. Durch dicht bevölkerte Straßen raſt unſer Kraftwagen weiter bis zum Maasufer, wo die geſprengte Brücke uns ein unerwünſchtes Halt zu gebieten ſcheint. Aber im nächſten Augenblick meldet ſich ſchon die Wache und weiſt uns zu einer neuen feſten Balkenbrücke, die unſere wackeren Pioniere unter Benutzung der an den Ufern feſtgemachten großen Maaskähne in überraſchend kurzer Zeit gebaut haben. Nun ſind wir auf der Place St. Lambert, dem Mittelpunkt Lüttichs, wo ſich das ehemalige fürſtbiſchöfliche Palais erhebt, das in den letzten Jahren als Gerichtsgebäude diente und in dem heute Generalleutnant Kolehwe als Gouverneur der deutſchen Feſtung Lüttich reſidiert. Auf dem weiten Platze wimmelt es von deutſchen Truppen der verſchiedenſten Regimenter. Munitions- und Proviantkolonnen rollen in unendlich langen Zügen vorüber, aber trotz des anſcheinenden Wirrwarrs gibt es nicht eine Stockung oder Störung. Die elektriſche Straßenbahn

klingelt dazwiſchen und mitten auf dem Markte verkauft eine behäbige Belgierin, als wäre nie etwas Beſonderes geſchehen, ſaftige Pflaumen und rotwangige Äpfel an die ſie umdrängenden deutſchen Landwehrleute. Wir werden zunächſt in den Gouverneurspalaſt geführt, an den ich eine perſönliche Erinnerung inſofern habe, als ich in ſeinem großen Sitzungsſaale vor beinahe 20 Jahren dem großen Lütticher Anarchiſtenprozeß beiwohnte, der übrigens ſchon damals gewiſſe Rückſchlüſſe auf den gewalttätigen Charakter eines großen Teiles der Bevölkerung zuließ. Eine ganze Anzahl belgiſcher und leider auch deutſcher Anarchiſten hatte faſt allnächtlich vor den Türen reicher Einwohner Bomben niedergelegt, die beim Öffnen des Hauſes explodierten und meiſt ganz unſchuldigen Leuten verhängnisvoll wurden. So werde ich niemals den Anblick eines als Zeugen auftretenden Augenarztes vergeſſen, der infolge ſeiner Kunſt und ſeines freigebigen Weſens als ein wahrer Wohltäter der Stadt geſchätzt wurde und nun durch eine Bombe ſeines Augenlichts beraubt worden war. Der Prozeß dauerte mehrere Wochen und endete mit der Verhängung vieler Todesſtrafen ſowie langjähriger Zuchthausſtrafen. Die Mitwirkung deutſcher Verbrecher an den Bombenattentaten aber hatte eine heftige Verſtimmung gegen alles Deutſche in Lüttich zur Folge.

In dem Parterregeſchoß des Palaſtes ſahen wir in einem beſonderen Zimmer den Bürgermeiſter und den Pfarrer eines Ortes bei Lüttich, die zum Widerſtande gegen unſere einrückenden Truppen aufgefordert hatten und ſich nun vor dem im Gebäude befindlichen Kriegsgericht zu verantworten haben werden. Auf den koſtbaren Polſtern rings in den großen Korridoren ſitzen unſre Landwehrleute bei der Einnahme ihres Mittageſſens, das drau-

ßen auf dem Hofe von unſeren Feldküchen zubereitet wird und das ihnen, wie ſie auf geäußerte Zweifel hin ausdrücklich verſichern, beſſer ſchmeckt als das daheim. Und da ich eingeladen werde, Probe zu eſſen, nehme auch ich einen Eßnapf zur Hand und wirklich, auch ohne den ſeit 4 Uhr früh leeren Magen ſchmeckt die Rinderbruſt mindeſtens ebenſo gut wie bei Kempinski in Berlin. Drüben aber bei den Bäckern erlebe ich eine große Freude. Wie überall, wo ſich ein Kriegsberichterſtatter mit der gelben Armbinde und dem ſchwarzen B darauf ſehen läßt, ſofort von Soldaten umringt und nach den neueſten Nachrichten ausgefragt wird, ſo ſtürmen auch hier drei Feldbäcker auf mich zu, jedoch nicht um mich auszufragen, ſondern um mir Grüße an meine Frau aufzutragen, die ſie noch vor drei Wochen im fernen Berlin im Quartier gehabt hat, als ich unten in Semlin weilte. Mit einem Feldbecher Waſſer tue ich ihnen Beſcheid, denn Alkohol gibt's auch hier vor dem Feinde nicht und alle Wirtſchaften rings um den Lambertplatz, wie ich ihn in Vorahnung kommender Ereigniſſe nennen möchte, ſind geſchloſſen. Mit Rückſicht auf die letzten Unruhen ſind außerdem auf dem Balkon des Gouverneurpalaſtes zwei Maſchinengewehre aufgeſtellt, während vom Dachfirſt herab ſtolz die deutſche Flagge weht. Friedlich klingelt das Glockenſpiel des monumentalen Baues, als wir gegen 2 Uhr nachmittags die Weiterfahrt antreten. Hart an dem Gelände vorüber, wo wir vor wenigen Jahren in der Weltausſtellung ſaßen und den Sieg der deutſchen Induſtrie feiern halfen, ſauſt unſer Wagen vorüber die Höhe zum Fort Loncin hinauf, das geradezu ein Studienobjekt für den modernen Feſtungstechniker und den Geſchützbauer iſt. Mit urgewaltiger Fauſt hat hier Mars eingegriffen und einen förmlichen Veſuvkrater geſchaffen.

Man ſchaut wie in den Schlund des Berges hinein und ſteht erſchüttert vor dem Unheil, das hier eine einzige Granate angerichtet hatte, die dritte, die unſere durchſchnittlich 9 bis 12 Kilometer entfernt ſtehende ſchwere Feſtungsartillerie auf das Fort abgegeben hat. Auch auf Loncin iſt ſchließlich von unſern Truppen noch ein Sturmangriff unternommen worden und mancher brave Mecklenburger iſt dabei geblieben. Einem von ihnen, der ſich beſonders hervorgetan haben muß, haben die Kameraden ein eigenes Grab gegraben. Zu ſeinen Häupten ſteht eine Lanze, an der das ſchwarzweiße Fähnlein luſtig im Winde flattert, während zu Füßen eine Stange den Rock des Dragoners vom Regiment Nr. 17 (leider ohne Namen) trägt. Und wenn im fernen Mecklenburg eine Mutter, Schweſter oder Braut um den Toten am Rande des Forts Loncin trauern ſollte, ſo mag es ein kleiner Troſt in ihrem Leide ſein, daß heute ein Häuflein teilnehmender deutſcher und fremdländiſcher Männer an dieſem erſten ihnen zu Geſicht gekommenen Soldatengrabe des großen Krieges von 1914 eine ſtille Andacht verrichtet hat.



II.

(Geſchwärzte Wegweiſer. — Im Tal der Maas. — Mit dem Spaten im Ruderboot. — Drei neue ſchöne Maſchinengewehre. — Im eigenen Lande requiriert. — Ein feindlicher Flieger. — Beſchlagnahmte Briefmarken. — Der Zeppelin über Lüttich.)

Der Beſuch des Forts Loncin war beendet und damit auch der Zweck unſerer Reiſe nach Lüttich erreicht. Allein die Herren vom Großen Generalſtab lieben die Überraſchungen, und zwar die angenehmen nicht nur in ihren Meldungen vom Kriegsſchauplatz, ſondern auch in ihren Mitteilungen an die Kriegsberichterſtatter. Denn in dem Augenblick, als unſere Kraftwagen den Weg nach Lüttich von der Höhe aus zurücknehmen ſollten, hieß es: Wir fahren jetzt noch ein Stück nach Namur zu! Um dieſe Zeit war von dem erſt etwa zwei Stunden vorher erfolgten Fall der vier Hauptforts von Namur noch nicht das mindeſte bekannt, und ſo machte man ſich insgeheim auf alle Möglichkeiten gefaßt, zumal die Reiſe zunächſt zwiſchen weiten Getreidefeldern an einſamen Gehöften vorbei ins ungewiſſe ging. Erſt ſehr ſpät kamen wir ins Maastal hinunter und fanden dort die lange Heerſtraße von Proviantkolonnen angefüllt, die alle Namur zuſtrebten. Wie ſeltſam machten ſich hier die ausgehobenen Bauernwagen aus der nächſten Umgebung Berlins und die niedlichen Wägelchen aus dem Thüringiſchen, aus Weimar, Gera und Saalfeld! Daß die Belgier ſämtliche Wegweiſer durch Überſtreichen mit ſchwarzer Farbe unkenntlich gemacht hatten, nötigte der Leitung der Kolonnen nur ein mitleidiges Lächeln ab. Mit ſo kindiſchen Spielereien hält man ja heutzutage nicht einmal mehr den Vormarſch der montenegriniſchen Hammeldiebe auf, um ſo weniger, als dieſe nicht einmal die Inſchriften zu leſen imſtande ſind. Hier und da ſind auch auf dem Wege nach

Namur noch die Spuren von Barrikaden und Weggräben zu ſehen. Aber nichts hat die Unſeren aufhalten können, und mit wachſender Zuverſicht ſauſen wir ihnen nach, die nach den letzten Nachrichten noch vor der Stadt liegen ſollten.

Das Tal der Maas gehört zu den ſchönſten Gegenden Belgiens und wäre gewiß gerade in dieſen ſchönen Sommertagen wie alljährlich ſonſt von Fremden überlaufen, zumal in ſeinen maleriſchen Badeorten trotz aller offiziellen Ableugnungen das Glücksſpiel ebenſo geblüht haben ſoll wie in den benachbarten Ardennen und am belgiſchen Strande. Aber nun iſt der Krieg in die heiteren Gefilde eingedrungen und hat ihm für lange Zeit Sonne und Glanz geraubt. Das Städtchen Huy am Hoyourbach, einer der maleriſchſten Plätze der Gegend, iſt zugleich das Mittelglied der Maasbefeſtigung zwiſchen Lüttich und Namur und bot den Unſeren den erſten Widerſtand nach Lüttich. Stark gekämpft muß hier vornehmlich in dem engen Winkel vor der Maasbrücke worden ſein, denn hier ſind faſt alle Schaufenſterſcheiben und Läden zertrümmert, und auch die Mauern weiſen Spuren eines heftigen Straßen- und Nahkampfes auf. Die Eiſenbahnbrücke über die Maas iſt in dem Augenblicke geſprengt worden, als ſie ein Kohlenzug paſſierte, und ſchaurig ſieht es aus, wie einer der Kohlenwagen mitten durchgeriſſen hoch über dem Fluß in die Tiefe ſich neigt. Aber gleich unten wieder ein durchaus heiter ſtimmendes Bild. Da haben drei der Unſern ein elegantes Ruderſportboot aufgegabelt und fahren auf der Maas dahin. Statt der Ruder aber dient den Wackeren zur Fortbewegung ein Spaten. Drüben am anderen Ufer aber tummeln ſich Hunderte von Mannſchaften in der kühlen Flut. Im nächſten Dorf müſſen wir Benzin nachfüllen und haben

also Zeit, mit den dort liegenden Mannſchaften zu ſprechen. Wir hören, daß Namur ſchon gegen Mittag gefallen ſein ſoll, und trinken darauf mit den Leuten den ſchönen dicken Rotwein dieſes geſegneten Tales. Inzwiſchen paſſieren etwa 200 belgiſche Gefangene den Ort. Auch zwei Offiziere befinden ſich darunter, und ſie werden ebenſo artig gegrüßt, wie ſie auch grüßen. Wie alle eingebrachten belgiſchen Gefangenen, ſo ſehen auch dieſe recht wenig vertrauenerweckend aus, und man hat den Eindruck, daß ſie zu den allzu vielen Soldaten der Gegenpartei gehören, die nach dem erſten Anſturm unſerer Truppen panikartig die Waffen fortgeworfen und ſich ergeben haben, während von unſeren in Belgien fechtenden Truppen während des ganzen Feldzuges auch nicht ein einziger Fall dieſer Art bekannt geworden iſt, und die belgiſche Preſſe bis zu ihrem Verbot auch nicht einmal eine dahingehende Andeutung zu bringen gewagt hat. Man weiß eben, daß dieſe „Pruſſiens" durch Belgien hindurch müſſen, koſte es, was es wolle, und ſo fügen ſich die Gefangenen faſt fataliſtiſch in das Schickſal, auf vorläufig ungewiſſe Zeit die preußiſche Staatspenſion zu genießen. In Andenne wird endgültig die Weiterfahrt nach Namur beſchloſſen. Gleich hinter dem Ort ſehen wir die friſchen Reſte einer kleinen Verteidigungsſtellung, die ſich vom Bergeshang zur Linken quer über die Chauſſee bis hinab zum Maasufer zog. Hinter einem mit Moos bedeckten Erdhaufen ſtehen noch drei ſchöne neue Maſchinengewehre, die wir noch gar nicht fortſchaffen konnten, weil anſcheinend die Intendantur in der Aufnahme der eroberten Geſchütze nicht mitkommen kann. Quer über die Böſchungen ſind auch hier wieder die verwünſchten Drahtverhaue gelegt, auch führt eine lange Drahtſchlinge am Boden hin zum Zeichen, daß auch hier die herankommenden feindlichen

Kraftwagen in heimtückiſcher Weiſe aufgefangen werden ſollten. Gleich hinter den Deckungen ſieht es wie in einem Trödelladen aus. Neben Torniſtern, Seitengewehren, Patronentaſchen und Uniformröcken ſieht man auch Zivilkleider, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die braven Verteidiger dieſer Stellung unter der Uniform die Zivilkleidung getragen oder aber dieſe raſch angezogen haben, als die Geſchichte brenzlig wurde. Auf dieſe Weiſe ſind ſie nicht nur der Gefangennahme entronnen, ſondern können bei paſſender Gelegenheit auch noch dem traurigen Berufe eines Franktireurs nachgehen. Neben uns marſchieren derweil immer neue ungezählte Scharen Namur zu und jede Kolonne begrüßt den Anblick der genommenen Stellung mit lautem Hurra. Beſonderes Intereſſe finden die vollſtändig neuen Gewehre, die überall umherliegen. Auch ganze Kiſten Konſerven ſind an dieſer Stelle aufgefunden worden, und man wird den Verdacht nicht los, daß die Belgier noch erſt einmal gründlich im eigenen Lande requiriert haben, ehe ſie in die große Schlacht hinauszogen.

Nun donnert unſer Kraftwagen unter der Eiſenbahnunterführung von Namur hindurch und wir ſind am Ziel. Ein Hurra der in den Straßen haltenden Truppen begrüßt uns, als man die Generalſtabsoffiziere in unſeren Wagen entdeckt hat, denn ſie alle wiſſen, daß Sinn und Geiſt dieſes Feldzuges dem unſcheinbaren roten Hauſe am Königsplatz in Berlin entſtammen. Aber auch wir jubeln ihnen zu, denn ſie haben Übermenſchliches geleiſtet und machen doch in dieſem Augenblick den Eindruck, als wenn ſie nicht unter den Kanonen von Namur, ſondern daheim auf dem Exerzierplatz ſtänden. Über uns in unerreichbaren Höhen ſchwebt ein feindlicher Flieger und verſtändigt ſich vermittelſt eines Kohlenſtauberhauſtors, deſſen

längeren oder kürzeren Auspuffen das Morsealphabet zugrunde gelegt ist, mit den zu dieser Zeit noch intakten Forts. Wir drangen noch bis zur Maasbrücke vor, mußten aber zu unserem Schmerz entdecken, daß auch sie gesprengt war. Und wieder ein Stücklein der Unsrigen. Während hoch über der Stadt die Granaten sausten und das Dröhnen der Geschütze ein hundertfaches Echo zwischen den weißen Kalkfelsen des hier am Zusammenfluß von Maas und Sambre besonders engen Tales weckte, vermaßen ein paar Pioniere in aller Seelenruhe die herbeigeschafften Balken zu einem Notbrückenbau. Und zu derselben Zeit entstieg ein höherer Postbeamter hinter uns einem ebenfalls aus Lüttich herbeigeeilten Kraftwagen, fragte nach dem Hauptpostamt und beschlagnahmte dies für die Reichspostverwaltung. Wie schade, daß wir in diesem Augenblicke scheiden mußten, wir hätten sonst den Betrieb durch die ausführliche Schilderung unserer Reise nach Namur eröffnet. Noch einen letzten Blick sandten wir zu der Zitadelle empor, die lebhaft an die Feste Salzburg erinnert und von der schon die deutsche Fahne herabwehte. Unsere Truppen waren damit beschäftigt, den Brand des großen Hotels auf der Höhe zu löschen, das inmitten eines prächtigen Parkes liegt und den Mittelpunkt einer großartigen Stadionanlage sowie einer Freilichtbühne bildet, die am 3. August durch einen Besuch des Königs und der Königin der Belgier eingeweiht werden sollte. Statt dessen kamen die Deutschen in die zu Ehren des Königsbesuchs bereits festlich hergerichtete Stadt. Der bevorstehende Königsbesuch hat uns auch noch zu einer wertvollen Kriegsbeute verholfen. Denn bei unserm überraschenden Einzuge fanden wir ein ganzes großes Benzinlager vor, aus dem auch wir unseren Bedarf ergänzen durften. Ein Schuß in das auf dem Hofe lagernde Ma-

terial, ein kleiner Feuerbrand, und wir hätten die Nacht in dem unſicheren Namur verbringen müſſen. So kamen wir gegen 12 Uhr nachts noch nach Lüttich und hörten zu unſerer großen Freude, daß das Gouvernement eine Einladung hatte ergehen laſſen, ſowohl das Nachtmahl wie auch das Quartier von ihm entgegenzunehmen. Zu Beginn des Eſſens erſchien der Gouverneur Generalleutnant Kolehwe und blieb bis zum Schluſſe der Tafel. Als wir dann in die Nacht hinaustraten, erhob ſich ein Sauſen und Brauſen in der Luft, daß mancher dachte, es wäre doch wohl etwas zu viel von dem Getränk aus der Champagne durch ſeine Kehle gelaufen, ſintemalen es hier trotz der deutſchen Herrſchaft noch ohne Zoll und Steuerbinde auf dem Tiſche erſcheinen darf. Aber es war ein „Zeppelin", der nach Antwerpen eine Rekognoſzierungsfahrt antrat. Wir legten uns dann einige Stunden in einem gaſtfreundlichen Hauſe aufs Ohr, jedoch nicht ohne das Maſchinengewehr aus Oberndorf am Neckar unter dem Kopfkiſſen. Aber Lüttich blieb in dieſer Nacht ruhig, und als wir um 4 Uhr morgens die ſchlafende Stadt verließen, wünſchten wir uns und ihr von ganzem Herzen ein fröhliches Wiederſehen in einer anderen und beſſeren Zeit.

Von Ems nach Trier und Luxemburg

(Vor 44 Jahren. — S. M. ſchönſter Soldat. — Der Kaiſer mit dem Blumenſtrauß. — Im Wohnzimmer Wilhelms des Großen. — Das Dreigeſtirn Zeppelin—Tirpitz—Haeſeler. — Der Weinkeller des Zeitungsverlegers.)

Trier, 31. Auguſt.

Das Große Hauptquartier des Kaiſers iſt heute rund 170 Kilometer weſtlicher gelegt worden, und damit hieß

es auch für uns Kriegsberichterſtatter dem kleinen freundlichen Städtchen Lebewohl ſagen, das uns ſeit unſerer Abreiſe von Berlin mit ſeinen trefflichen Bädern und Quellen, ſeinen ſchönen Promenadenwegen und ſanftgeſchwungenen bewaldeten Höhen bald hätte vergeſſen laſſen, daß nur wenige Stunden entfernt unſer ſiegreiches Heer ſich den Einmarſch ins feindliche Land zu erzwingen ſuchte. Nur die fortwährenden Truppentransporte nach der Weſtgrenze, die Tag und Nacht vorüberrollten, während faſt gleichzeitig auf dem anderen Gleiſe lange Verwundeten- und Gefangenenzüge nach dem Oſten liefen, brachten einen anderen, in der tiefen Stille dieſes geſegneten Tales ſeit 44 Jahren nicht mehr gehörten Ton hinein. Und es kam auch ein trüber Tag während unſeres Hierſeins, als nämlich Thomalla frühmorgens trotz allen Rufens nicht erſchien und ich das ganze Hotel nach ihm durchforſchen mußte, um ſchließlich ſeine ſtämmige Figur inmitten eines ihn umdrängenden Menſchenknäuels zu entdecken. Auf dem Rücken aber ſchleppte er einen tapferen Württemberger, dem ſie bei Neufchateau beide Füße zerſchoſſen hatten. Und es kamen immer mehr, Leicht- und Schwerverwundete, und wir mußten unſeren Kriegswagen anſpannen und ſie in die Kur- und Badehäuſer fahren, wo ſie ſich nach den heißen Tagen in Feindesland bald wie im Paradieſe fühlten. Als es dann gar zu viele wurden, öffnete auch ein menſchenfreundlicher Hotelier dicht am Bahnhof die Pforten ſeines infolge des allgemeinen Fremdenabzuges verödeten Hauſes und ſchuf ein Kriegslazarett, in das ich geſtern abend telephoniſch gerufen wurde, weil ein alter Bekannter eingeliefert worden ſein ſollte. Und richtig, es war Sr. Majeſtät ſchönſter Soldat, der Redakteur H. aus Bremen, der ebenfalls bei Neufchateau verwundet und nun außerordentlich froh

war, gerade ins Kriegsberichterſtatterquartier geraten zu ſein. Er hatte Schrapnellſplitter in Händen und Füßen und war traurig darüber, daß man ihn nicht bei ſeinen liebenswürdigen Wirtsleuten belaſſen wollte, ſondern ſeinen Abtransport für den nächſten Tag in ein allgemeines Kriegslazarett in der Stadt angeordnet hatte. Plötzlich aber wurde bekannt, daß der Kaiſer den Wunſch geäußert habe, die Lazarette, deren Inſaſſenzahl inzwiſchen auf über 500 angewachſen war, beſichtigen zu wollen. Und richtig brauſte in den ſpäten Nachmittagsſtunden des heutigen Tages die kaiſerliche Kraftwagenkarawane heran und der Kaiſer in der Hofjagduniform begab ſich mit einem rieſigen Blumenſtrauß in der Hand an die Schmerzenslager ſeiner braven Jungen, um ſie durch freundlichen Zuſpruch und kleine Liebesgaben zu erfreuen. Gleichzeitig hatte die Kaiſerin drüben in den Taunus- und Lahnkurorten die dortigen Verwundetenlager zu demſelben Zweck aufgeſucht. Den Kaiſer aber hatte wohl noch etwas anderes hergetrieben.

Er iſt gleich uns auf der Reiſe ins Große Hauptquartier an hiſtoriſchen Stätten aller Art, wie Potsdam, dem Kyffhäuſer, Wilhelmshöhe und dem Niederwalddenkmal vorübergekommen und fühlte unmittelbar vor dem Verlaſſen deutſchen Bodens wohl noch einmal das Bedürfnis, eine Stätte zu beſuchen, die durch Kaiſer Wilhelms Anweſenheit vor 44 Jahren eine weltgeſchichtliche Bedeutung erlangt hat. Mit welchen Gefühlen mag der Monarch in dem beſcheidenen kleinen Zimmer geweilt haben, deſſen vier Wände den ſchweren Entſchluß des greiſen Großvaters keimen ſahen, dem übermächtigen Korſen den Krieg zu erklären! Noch einmal mag der Kaiſer hier mit ſeinem Gewiſſen zu Rate gegangen ſein, vertrauliche Zwieſprache mit den Helden von 1870/71 gepflogen und den Segen

des Siegers von Weißenburg und Wörth auf unsere Fahnen herabgefleht haben. Als er nach langer Zeit wieder auf der Straße erschien, fehlten die Blumen in seiner Hand, aber ein freundlicher Zug war in das sonst so ernste Gesicht gekommen.

Mit dem Großen Hauptquartier ist auch das engere und weitere Gefolge weiter nach Westen übergesiedelt, von wo aus in den nächsten Tagen und Wochen die weiteren kriegerischen Operationen gegen die Westgrenze geleitet werden. Der Name muß vorläufig geheim bleiben, doch kann ich so viel sagen, daß auch hier der oberste Kriegsherr sein Haupt ruhig betten kann. Mit dem Kaiser kam auch Graf Zeppelin und der Großadmiral Tirpitz, so daß, da ja der alte Haeseler bereits seit allem Anfang als deus ex machina hier unten weilt, das Dreigestirn unserer Macht zu Lande, zu Wasser und in der Luft in schönster Reinheit und durch die populärsten Namen vertreten erstrahlt. Uns Kriegsberichterstatter hat man ebenso wie auch schon im ersten Hauptquartier etwas abseits gesetzt, um unsere Bewegungsfreiheit, die ja in unmittelbarer Nähe des Kaisers naturgemäß sehr beschränkt wäre, in keiner Weise zu behindern. Das hat den Vorteil, daß wir die ausgedehnten Informationsreisen nach Lüttich und Namur und andere durchführen konnten, ohne die Dispositionen der Heeresleitung zu stören oder durch sie gestört zu werden. Wir gelten, obwohl unter den Militärgesetzen stehend und als Kriegsfreiwillige angesehen, offiziell doch vollkommen als Privatleute und sind nur durch die liebenswürdige Begleitung der Generalstabsoffiziere sowie durch unsere Armbinden und besondere Ausweise vor dem Verdachte bewahrt, sog. „Schlachtenbummler" zu sein. Unser Wohnort befindet sich auch nicht mehr auf deutschem Boden, aber in allernächster Nähe der letzten

großen deutschen Grenzstadt, die einen deutschen Zeitungsverleger beherbergt, der das nur sozusagen im Nebenamte ist, weil, soweit das Auge die Weinberge an einer bestimmten Stelle des lieblichen Saartales zu umfassen vermag, er deren glücklicher Besitzer ist und in seinen Kellern die Zeitungspapierrollen neben den Fässern edelster Auslese fast gar keine Rolle spielen. Und die erste Flasche, die er heute aus dem Keller holte, ging als Feldpostpaket an den verwundeten Redakteur im ersten Hauptquartier ab.

Kriegssonntag an der Westgrenze

(In der Stadt des „heiligen Rocks". — Das segensreiche „Rote Kreuz". — Mit der großen Kaffeekanne. — Gefaltete Hände. — Ein tränenreicher Gottesdienst. — An der Porta Nigra. — Die „Igeler Säule". — Vom Leben zum Tode befördert.)

Heller Sonnenschein liegt über der ältesten Stadt Deutschlands, der ehrwürdigen Augusta Trevirorum am grünen Moselstrand. Von den roten Sandsteinwänden der gesegneten Rebenhügel widerhallt der Klang der Glocken, die zum Gebet in die kühlen Hallen des hohen Domes laden. Und in langem Zuge nahen die katholischen Landwehr- und Landsturmleute, die heute zum letztenmal auf deutscher Erde stehen und mit den Gläubigen der Stadt den Sieg auf Alldeutschlands Fahnen herabflehen wollen. Wohl an keinem anderen Orte des Reiches dringen so viele geschichtliche und damit auch kriegerische Erinnerungen auf den aus dem Innern Deutschlands Kommenden ein, wie gerade hier, wo bereits Cäsar im Kampfe gegen den Gallierstamm der Treverer stand und nach ihrer Niederringung Kaiser Augustus den Grund zu dem heutigen Trier legte. Bereits im ersten Jahrhundert nach

Christi Geburt, dessen heiliger und heißumstrittener Rock die größte Sehenswürdigkeit des auf dem Unterbau einer römischen Markthalle erbauten Domes bildet, hatte die Stadt 60000 Einwohner und blieb bis ins vierte Jahrhundert hinein eine gern besuchte Residenz der römischen Kaiser. Aber auch heute noch, wo Trier trotz seiner regen Gewerbetätigkeit und vor allem als Mittelpunkt des Mosel-, Saar- und Ruwerweinhandels die Einwohnerzahl der römischen Zeit nicht wieder erreicht hat, ist es hier gut sein. Das hat auch unsere Heeresleitung erkannt und anerkannt, indem sie hier das Hauptquartier des segensreichen Roten Kreuzes errichtete. Draußen auf dem großen Hauptbahnhof rollt Zug um Zug mit Verwundeten ein, die hier die Heimat grüßen und von der opferwilligen Bürgerschaft mit rührender Sorgfalt zum erstenmal auf deutschem Boden mit deutschem Brot und deutschem Wein verpflegt werden. Denn den Moselanern hat man naturgemäß nicht mit dem Alkoholverbot kommen dürfen. Sie haben die edelsten Sorten in Tausenden von Flaschen als Medizin durchgeschmuggelt und manchem halbverschmachteten, von der glühenden Sonnenhitze dieser Tage ausgedörrten braven Jungen damit neuen Lebensmut eingeflößt. Aber auch andere Stärkung finden sie. Mit einer großen Kaffeekanne bewaffnet, geht die Gattin eines Trierer Redakteurs von Wagen zu Wagen, und die geistige Stärkung bringen die Jünger des Bischofs Korum, die gleich den evangelischen Geistlichen den schwarzen Rock und das Rote Kreuz am Arm tragen, um jedem, der ihrer bedarf, ein freundliches Wort zu sagen und kleine Gefälligkeiten aller Art zu erweisen. Dazwischen tauchen barmherzige Klosterschwestern auf, die Freund und Feind neue Verbände anlegen, die Strohlager auflockern und mit ihrer milden gütigen Hand an andere

Hände erinnern, die in dieſer Stunde daheim in der kleinen Dorfkirche zu Gebet und Flehen gefaltet ſind.

Im Dome zelebriert heute der Biſchof ſelbſt das Hochamt. Gallier, Römer, Franken und Normannen haben dieſes wahrſcheinlich älteſte Heiligtum auf deutſcher Erde in bunter Folge aufgebaut und zerſtört und wieder dringt der Kriegsruf in ſeine ſtillen Räume. Erſchütternd brauſt das Kyrie eleiſon durch den hiſtoriſchen Bau und rings liegt das Volk am Schluß des tränenreichen Gottesdienſtes auf den Knien.

Aber draußen im hellen Sonnenſchein, wo die würzige Luft des ſchönen Moſeltales den Weihrauchduft ablöſt, ſchlagen die Herzen höher, denn es geht ja doch auch für dies herrliche Stückchen deutſchen Bodens, für die Freiheit und Unabhängigkeit dieſer Landſchaft, die vor rund 1000 Jahren wiederholten Einfällen der Franken ausgeſetzt war, 1689 die Sprengung der altrömiſchen Grundpfeiler ihrer hiſtoriſchen Moſelbrücke durch die Franzoſen mit anſehen mußte, und in den jüngſten Tagen, freilich ganz unbegründeterweiſe, einen erneuten Einfall von drüben befürchtet hat. Es wäre ja auch gar zu ſchade geweſen, wenn etwa ein neuer Melac hier an dieſer hiſtoriſchen Stätte gewütet hätte. Steht doch hier eine ganze Anzahl von uralten Baureſten, wie ſie kein anderer Ort im Norden der Alpen aufzuweiſen hat. Gerade gegenüber meinem Hotel vor allem die berühmte Porta Nigra, das Nordtor der römiſchen Stadtbefeſtigung aus dem dritten Jahrhundert nach Chriſto, deſſen gewaltige Ausmaße noch heute die Bewunderung der Architekten erregen. Dann die Ruine des römiſchen Kaiſerpalaſtes, die nach römiſchen und pompejaniſchen Muſtern gehaltene Gerichtsſtätte, deren Mauerwerk Konſtantin der Große zur Schaffung einer Baſilika benutzte, und ſchließlich das römiſche Amphi-

theater, das einzige auf deutſchem Boden, das unter Kaiſer Trajan oder Hadrian erbaut wurde und 8000 Zuſchauern Raum bot. Auch weiſt Trier noch die Reſte der römiſchen Stadtmauer, großer antiker Bäderanlagen und in allernächſter Nähe der Stadt ſogar eines der merkwürdigſten Römerwerke diesſeits der Alpen auf, die ſogenannte „Igeler Säule", ein 23 Meter hohes Ehrendenkmal der Familie der Secundier aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. Grund genug zu dem Schillerſchen Wunſche: Möge nie der Tag erſcheinen, wo des Krieges wilde Horden dieſes ſtille Tal durchſchreiten!

Eine kriegeriſche Tragödie hat Trier aber doch ſchon hinter ſich. Denn am geſtrigen Tage haben ſie auf dem hieſigen Schießſtande fünf belgiſche Franktireurs durch einige wohlgezielte Schüſſe nach ſtattgehabtem Kriegsgericht vom Leben zum Tode befördert. Gräßliche Einzelheiten werden auch hier von den Greueln der belgiſchen Freiſchärler und ihrer Weiber erzählt.

Franktireurtod — Soldatentod

(Themis in Feldgrau. — Vor dem Kriegsgericht. — Das Urteil vollſtreckt! — Ein Trauerkondukt. — Auf dem Wege nach Walhall. — Schlichte Särge.)

Am St. Katharinenufer in Trier ſteht ein altes graues unſcheinbares Haus, das die Militärverwaltung vor einigen Jahren, als die Militärſtrafprozeßreform Geſetz wurde, zum Kriegsgerichtsgebäude für den Bezirk des 8. Armeekorps herrichten ließ. Da ſind denn in der Folge alle die kleinen und größeren militäriſchen Vergehen und Verbrechen zur Aburteilung gelangt, bis auch in dieſes Haus der Kriegslärm drang und die Gerichtsherren nach der Mobilmachung die Koffer packten, um mit ins Feld hinauszuziehen, damit die Soldateska nicht etwa zu dem Glauben komme, Gott Mars habe die Jungfer Themis nicht mehr nötig. Nur daß ſie jetzt als „Feldgericht" ihr Urteil ſpricht. Aber in dem Augenblick, wo ihre Jünger den grünen Rebenhügeln Valet ſagen wollten, kam von der uralten Moſelbrücke her ein trauriger und ſeltſamer Zug. Drüben im Belgiſchen hatten ſie ſechs Franktireurs

Digitized by Google

erwischt, darunter einen erst 14jährigen Jungen, und da das Feldgericht noch nicht hinübergekommen war, weil es sich so schamloser Dinge nicht versehen hatte, wie sie den sechsen zur Last gelegt wurden, so brachte man sie nach Trier. Alle sechs hatten auf unsere durchziehenden Truppen geschossen, und wenn man sie alsbald vom Leben zum Tode befördert hätte, so würde kein Hahn danach gekräht haben, denn noch immer war der Freischärler bei allen Völkern ein todeswürdiger Verbrecher. Aber unsere braven Truppen mußten weiter, und so wurden die sechs Nichtswürdigen noch der Ehre einer mehrstündigen Kriegsgerichtsverhandlung teilhaftig. Sie endete, wie nicht anders zu erwarten war, um 6 Uhr abends mit der Verurteilung der fünf Männer zum Tode, während der Vierzehnjährige mit Rücksicht auf seine Jugend mit einer mehrjährigen Gefängnisstrafe davonkam. Schon am folgenden Morgen wurde an den zum Tode Verurteilten droben im grünen Matheiserwalde in den Schießständen der Trierer Garnison das Urteil vollstreckt.

Und dann ein ander Bild! Trier ist als erster deutscher Ort inmitten der von heftigen Kämpfen umtobten Westgrenze die natürliche Zentrale der Hilfs- und Liebestätigkeit an unseren Verwundeten. Zu Tausenden kommen sie hier an, und die am schwersten Getroffenen finden hier großartige Lazarette und die besten Chirurgen. Wenn trotzdem hier und da Todesfälle zu verzeichnen sind, so haben wir uns dafür bei unseren Feinden zu bedanken, die mit künstlich abgeplatteten Geschossen (Dumdum-Geschossen) arbeiten. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn fast zu derselben Zeit, wo hoch oben am Moselufer die Schüsse auf die fünf Franktireurs krachten, unten im Tale ein Trauerkondukt dahinzog, der in seiner Einfachheit nur um so erschütternder wirkte.

Voran eine Kompagnie Infanterie mit geladenem Gewehr, dahinter eine Anzahl Soldaten, die das ſchwarze Kruzifix mit dem Bilde des Erlöſers hoch an der Stange und dazu Weihrauchfäſſer und Lichter trugen, und in ihrer Mitte ein weißhaariger Prieſter, den kleine rotwangige Miniſtranten geleiteten. Und dann — ſechs einfache dunkelgelbe Särge ohne jeden Blumenſchmuck. — Drinnen in der Stadt klingelte laut und hell das Sterbeglöcklein und die Leute auf der Straße entblößten ihr Haupt. — Gute, brave Jungen, die ihr euer Leben für uns alle gelaſſen habt! Fühlt ihr es nicht vielleicht doch noch auf eurem Wege nach Walhall, daß wir hier unten auch ohne Blumen in den Händen und auf euern Gräbern den Zoll der Dankbarkeit aus vollem Herzen euch entrichten, indem wir geloben, jeder in ſeiner Art dem Vaterlande mit verdoppeltem Eifer weiter zu dienen, für das euer Blut gefloſſen iſt? Ihr habt das Glück, daß eure Leiber in deutſchen Heimatboden gebettet werden konnten, den ihr verteidigt habt bis zum letzten Atemzuge. Und wie dieſer Boden noch heute nach zweitauſend Jahren durch ſeine gewaltigen Römerbauten von großer Vergangenheit zeugt, ſo werden auch die Spuren eurer Taten im Kampfe gegen Galliens uralte Falſchheit und Niedertracht nicht in Aonen untergehn!

Im hellen Sonnenglaſt wirbeln kleine Wölkchen aus dem Weihrauchkeſſel in die Lüfte. Der Prieſter ſpricht den Segen über dem offenen Maſſengrab und ſprengt den Tau des geweihten Waſſers über die ſchlichten Särge. Nun auch hier ein kurzes militäriſches Kommando, dann rollen drei Salven über das Grab, das in engem Raume der Hoffnungen und Entwürfe gar viele umſchließen mag. Aber anders als da oben am ſchon vergeſſenen Franktireurgrab deuten wir hier den Klang der Schüſſe: Ihr ſtarbt

als ruhmreiche Helden, damit wir leben! „Kein ſchönrer Tod iſt in der Welt, als wer vorm Feind erſchlagen!“ Fahrt wohl, ihr Getreuen!

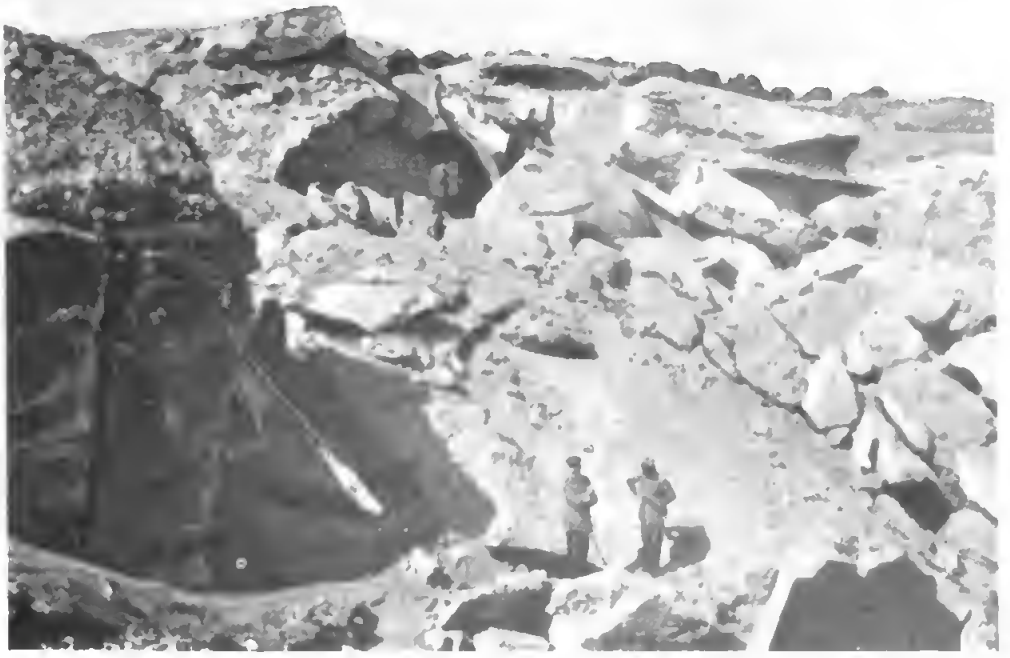
Am Tage vor Sedan

(Kloſterfrauen. — Unſere lieben jungen Mädchen. — Die Kurbelonkel. — „Gefangene“ Großherzoginnen. — Gegen die Havas-Lügen. — Von ferner Heimat.)

Langſam zieht der große Transportzug nach Luxemburg aus dem Trierer Weſtbahnhof hinaus. Er iſt vollgepfropft mit katholiſchen Ordensſchweſtern und -brüdern, die ſich zur Pflege der Verwundeten nach den Schlachtfeldern bei Longwy und darüber hinaus begeben wollen. „Jahrelang,“ ſo ſagte mir eine evangeliſche Dame in Trier offenherzig, „haben wir für Mann, Kind und Haushalt ſorgenden Frauen uns vergeblich gefragt, welchen Zweck denn heute noch die Abſchließung der Kloſterfrauen vom friſch pulſierenden Leben der Nation haben könne. Jetzt aber bin ich es zufrieden! Sie glauben nicht, welcher Segen in dieſen Tagen aus den ſtillen Räumen der Klöſter am Rhein und an der Moſel für unſer ganzes Volk gefloſſen iſt. Wie die Heinzelmännchen haben die Schweſtern ſeit Jahr und Tag unglaubliche Mengen Weißzeug, Strümpfe, Hemden, Binden und Bandagen aufgeſtapelt und aus ſelbſtgeſponnenem Flachs ganze Ballen Leinwand aufgetürmt, mit denen ſie nun unſeren Verwundeten zu Hilfe gekommen ſind. Man ſieht es gleich, wer von unſeren Verwundeten in einem Kloſter und wer in einem Lazarett die erſten Handreichungen erhalten hat. Da iſt keiner, der nicht vom Kopf bis zu den Füßen gewaſchen und mit friſcher Wäſche verſehen worden iſt. Und kein Stäubchen iſt mehr in der oft zerriſſen oder gar zerſchnitten geweſe-

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Graben im Fort Liers bei Lüttich



Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Das zerschossene Fort Loucin bei Lüttich

Die Wirkung einer 42 cm-Granate

Zerstörte Forts von Namur

Digitized by Google

nen Uniform zu ſehen. Wenn die Tagesarbeit an den Verwundeten zu Ende war, haben die Kloſterfrauen ſich noch hingeſetzt und die Uniformen gereinigt und genäht, während in den Lazaretten das nicht immer möglich geweſen ſein mag. Unſeren verwöhnten jungen Mädchen hätten wir ſolche Arbeit nicht gut zumuten können."

Ja, unſere lieben jungen Mädchen! Sie müſſen noch viel, ſehr viel in dieſem Kriege und mehr noch aus ihm lernen, ſelbſt diejenigen, welche ſich mit anerkennenswerter Bereitwilligkeit in den Dienſt des Roten Kreuzes und des Vaterländiſchen Frauenvereins geſtellt haben. Es iſt ja ſicher viel hübſcher und anregender, mit weißen Kleidern, hohen Friſuren und koketten Häubchen auf dem Bahnſteig hin und her zu wandeln, Anſichtskarten zu verteilen, ſich von den Verwundeten Kriegserlebniſſe erzählen zu laſſen, bis einem die Haut angenehm ſchaudert, und Erfriſchungen zu reichen, als ſchmutzige Binden zu erneuern und lehmige Uniformen zu reinigen. Immer mehr erkennt man auch in dieſen Tagen wieder die Berechtigung der Forderung nach einem weiblichen Dienſtjahr, das vor allem den heilſamen Zwang der Ausbildung in der praktiſchen Krankenpflege auch auf diejenigen auszudehnen beſtimmt iſt, die es ſelbſt jetzt noch fertig bekommen, mit Federhüten, durchbrochenen Bluſen und Lackſchuhen einherzuſtolzieren, als ob es ſich bei dem Schickſal des Vaterlandes nicht auch um ihre Zukunft handelte. Sehnſüchtig blicken ſie zu den geſchloſſenen Kientöppen hinüber, ob denn nicht bald blutig-ſchaurige Bilder vom Kriegsſchauplatz ihnen im bequemen Parkettſitz geboten werden. Gott ſei Dank hat der Große Generalſtab die Kurbelonkel nur unter ſehr ſcharfen Vorbehalten zu unſerer Armee zugelaſſen, und auch für die wenigen photographiſchen Aufnahmen, die gemacht werden dürfen, iſt die aller-

ſtrengſte Zenſur eingeführt. Auch die paar Schlachtenmaler, die heute, aus Berlin, München und Leipzig kommend, eingerückt ſind, haben naturgemäß ihre Zeichnungen zunächſt vorzulegen. Unter dieſen Umſtänden wird es von Intereſſe ſein, zu beobachten, wieweit die Heeresleitung des Mutterlandes der Filminduſtrie, Frankreich, dieſer entgegengekommen ſein mag. Viel Erfreuliches werden die Pathé Frères und Genoſſen ihren Landsleuten nach dem Kriege ja wohl nicht vorzuführen haben!

Inzwiſchen iſt unſer Zug in Luxemburg eingelaufen. Die ſmaragdgrüne Moſel, deren ſonſt von fröhlichen Ausflüglern beſetzte Dampfer jetzt in ſanfter Fahrt Tauſende von Verwundeten nach den rheiniſchen Kurorten tragen, iſt verſchwunden und hat der kleinen Alzette und dem Petrusbach Platz gemacht, in deren kühlen Fluten deutſche Soldaten ihre Pferde baden. Ganz Luxemburg ſteht im Zeichen des Krieges, und allem Anſchein nach macht das Land infolge ſeiner Neutralität glänzende Geſchäfte, wenn auch offiziell über die unvermeidlichen Verkehrsbeſchränkungen geklagt wird. Auf dem Schloſſe der jugendlichen Großherzogin weht die rot-weiß-blaue Fahne, ein Zeichen, daß die Fürſtin mit dem deutſchen Blut in den Adern nicht, wie es die uns feindliche Preſſe behauptet hat, von unſeren Soldaten gefangengenommen oder gar fortgeführt worden iſt. Im Gegenteil, mitten unter den Damen und Herren des Luxemburgiſchen Roten Kreuzes, die heute auf dem Hauptbahnhof die durchfahrenden deutſchen und franzöſiſchen Verwundeten mit Brot und Wurſt, Limonade, Kaffee und Zigaretten labten, gingen zwei freundliche junge Damen einher, die aus großen Kaffeekannen den braunen Trank der Levante ſchänkten und durch nichts in Kleidung und Benehmen erkennen ließen, daß ſie die Großherzoginnen Marie Adelheid und Marie Anna waren.

In anerkennenswerter Weiſe nehmen die in deutſcher Sprache erſcheinenden luxemburgiſchen Zeitungen Stellung gegen die Havaslügen der uns feindlichen Auslandspreſſe und zeigen ſich bemüht, der deutſchen Invaſion die beſte Seite abzugewinnen. Bunt genug hat ſich ja das Leben in der ohnehin pittoresken Stadt durch das Heerlager geſtaltet, das unſere Truppen notgedrungen hier haben aufſchlagen müſſen. Beſonders auf dem Bourbonplatze — nomen est omen! — fallen die dort errichteten braunen Lagerzelte ins Auge, unter denen ein ganzes Kavallerieregiment mit ſeinen Pferden bequem unterkommen kann. Kraftwagen, die noch vor wenigen Wochen in dem Dienſt eines großen Berliner Warenhauſes ſtanden, Leiterwagen Thüringer Bauerngüter und Hamburger Fremdenverkehrskraftwagen rollen hintereinander die Rue de la Liberté hinauf und hinunter, deren blaue Straßenſchilder auch die deutſche Überſetzung aufweiſen. In den ſchönen Anlagen am Petrusbach ruhen ſich einige Thüringer Landſturmleute von dem Poſtenſtehen in der glühenden Mittagshitze aus. Ihr urgemütliches Gebaren hat die Luxemburger offenſichtlich für unſere Truppen eingenommen, denn am Abend ſehe ich ſie überall mit ihren Wirtsleuten vor den Türen ſitzen. Da erzählen ſie denn von der fernen waldgrünen Heimat und ſingen die ſchönen Volksweiſen, die dem durch Clairontrompetergeſchmetter und Kabarettgedudel verdorbenen Luxemburger Ohr ganz ſeltſam klingen müſſen. Und wenn man dieſe braven blonden Mannen aus der Wartburggegend ſieht, muß man unwillkürlich an ſtille Thüringer Bauernhäuſer denken, vor denen erwartungsvoll die Alten ſitzen und auf neue frohe Kunde harren am Tage vor Sedan!

Rings um Verdun

(Die verkannte Kriegsberichterstattung. — Gebotene Zurückhaltung. — Bei Exzellenz von Moltke. — Im Tale der Chiers. — Ein deutscher Kletterkünstler. — Die ersten Dum-Dum-Geschosse. — Eine Granate im Töchterpensionat. — O dieser Generalstab! — Auf der französischen Wartburg. — Kalauernde Berliner. — „Gott schütze mich vor meinen Freunden!" — Die kleine Mariette.)

I.

Es ist gewiß ein sehr anschauliches und interessantes Bild, wenn man sich den Kriegsberichterstatter inmitten des wildesten Schlachtgetümmels ruhig an seiner Schreibmaschine tippend denkt. Rings um ihn feuern die schweren Feldhaubitzen, rasseln die Maschinengewehre und rollt ununterbrochen das Feuer der Infanteriekolonnen, während man ihm von rechts und links den Fortgang der Operationen zuruft. Ab und zu pinselt der mutige Mann die Schrapnellsplitter aus den Typen und endet schließlich, in einem Meer von Blut sitzend, als einziger Überlebender mit der Siegesmeldung. Zum Schaden der Kriegsberichterstatter hat der unselige Kollege Wippchen aus Berlin diesen Typ auch noch in die Literatur eingeführt, und so ist es denn kein Wunder, wenn heute der Berichterstatter den Vogel abschießt, dem eine kurze Wolffdepesche den Anlaß zu seitenlangen Schlachtenberichten gibt.

Dies vorweg zu sagen in dem Augenblick, wo ich von einem weiteren und wirklich großartigen Erlebnis, wie es unsere gestrige Fahrt in das Zentrum unserer Westarmee bei Verdun bis unmittelbar in die Gefechtslinie hinein war, erscheint mir um so notwendiger, als wir ja doch nicht dazu da sind, den Ruf der Kriegsberichterstattung durch Sensation zu schädigen. Die Ansicht, daß sie nach den Ereignissen im Türkisch-Bulgarischen Kriege, wo man

die Kriegsberichterſtatter kurzerhand in einen Eiſenbahnwagen ſperrte und erſt nach den Schlachten wieder herausließ, ſich überlebt habe, weil kein moderner Staat ſich den Luxus geſtatten könne, ſie zu ſeinen kriegeriſchen Operationen zuzulaſſen, iſt jedenfalls für Deutſchland nicht zutreffend, denn wenn wirklich wichtige Momente, wie in dieſem Augenblick das Ringen um Verdun, vor ſich gehen, wird uns in der liberalſten Weiſe der Zugang zu ſolchen weltgeſchichtlich einzig daſtehenden Ereigniſſen frei gemacht, ſogar auf die Gefahr hin — in der wir heute alle für eine kurze Zeit ſchwebten — bei einem Ausfall der Beſatzung der wichtigſten Feſte am jenſeitigen Maasufer in die Feuerlinie zu kommen. Und noch etwas möge mir zu bemerken geſtattet ſein. Wir ſtehen trotz aller freudigen und ſich faſt überſtürzenden Ereigniſſe doch erſt am Anfang des Krieges mit dem weſtlichen Nachbar. Wir haben glücklicherweiſe noch keinen einzigen Rückſtoß auszuhalten gehabt, noch keinen größeren Fehlſchlag unſerer Operationen erlebt und müſſen ſomit erſt noch beweiſen, daß wir auch dann nicht gleich den Mut verlieren werden, wenn es wider Erwarten auch einmal ſchief gehen ſollte. Da erſcheint es wohl doppelt wichtig, daß ſich auch der Berichterſtatter, der an der Quelle ſitzt, trotz aller großen und erhebenden Eindrücke nach Möglichkeit zurückhält, damit in jenen Augenblicken nicht das zuviel Geſagte den Rückſchlag um ſo fühlbarer macht.

Wieder war es zu nachtſchlafender Zeit, als unſere Kraftwagen ſich zur Reiſe nach Verdun anſchickten. Diesmal hatte ich den eben erſt unter allerlei Fährniſſen aus Südrußland zurückgekehrten Schlachtenmaler Profeſſor Ungewitter zum Fahrtgenoſſen, deſſen großes Diorama „Der Übergang bei Caub“ noch vor wenigen Wochen den Berlinern die große Zeit vor 100 Jahren näherbrachte,

ohne daß sie auch nur eine Ahnung von der viel größeren und unmittelbar bevorstehenden hatten.

Im Großen Hauptquartier hatten wir das Vergnügen, dem Generalstabschef auf seinem Morgenspaziergang zu begegnen, nachdem ich ihm tags zuvor schon einmal ganz allein durch einen Zufall in die Arme gelaufen war. Das Gefühl absoluter Ruhe und Sicherheit, das von ihm ausgeht, überträgt sich sichtbar auch auf seine ganze Umgebung, die gewiß kein kleines Vergnügen daran gehabt haben mag, als ich urplötzlich infolge eines Mißverständnisses in das Allerheiligste einbrach und nicht gleich im Bilde war. Aber mit echt Moltkescher Strategie half mir die Exzellenz selbst in der liebenswürdigsten Weise, und ich hatte die Genugtuung, zu konstatieren, daß meine früheren Angaben über die ruhige und bestimmte Arbeit des Großen Generalstabes in keiner Weise einer Berichtigung bedürfen. — Nachdem die letzten Anweisungen für unsere lange Fahrt entgegengenommen waren, ging es im 70 Kilometertempo zum Tore hinaus, dieselbe Strecke entlang, die wenige Tage zuvor der Kaiserliche Kraftwagenzug nach den Schlachtfeldern bei Longwy und in das Kronprinzliche Hauptquartier passiert hatte. Auch unser Weg führte zunächst durch Luxemburg und Belgien nach der französischen Grenzfeste Longwy, die gegen Ende August gefallen ist, nachdem schon in den Tagen vorher die kronprinzliche Armee einfach um sie herummarschiert war. Auf die heftigen Kämpfe, die auch hier unsere Truppen mit Franktireurbanden zu bestehen hatten, wies uns eine Anzahl verbrannter und zerstörter Häuser in den belgischen Dörfern Athus und Aubange hin, die wir zuerst passierten. Hier im Tal der vielbesungenen und auch von Goethe bei seiner Kriegsfahrt nach Longwy mehrfach erwähnten Chiers blüht heute eine große Berg- und Hüt-

teninduſtrie, und die aus aller Welt herbeigeſtrömte Arbeiterſchaft ſieht naturgemäß in der hereingebrochenen Kriegsnot keine ſehr angenehme Erſcheinung. Doch ſind die Leute bei Anfragen höflich und entgegenkommend, und in dem nächſten Städtchen, dem arg mitgenommenen Halanzy, ſehe ich ſogar mehrere, die mit der Binde des Roten Kreuzes am Arm Samariterdienſte tun. Gleich hinter dem Orte liegen zehn unſerer ſchönſten Laſtkraftwagen, die, mit Hafer beladen, kurz nach Beginn der Beſchießung hier eintrafen und durch einen unglücklichen Zufall in Brand gerieten. Hoch oben wird nunmehr Longwy ſichtbar. Aber während Longwy Haut ganz zerſchoſſen erſcheint und ſogar der ſchöne Baumbeſtand total vernichtet iſt, haben die großen Hüttenwerke in Longwy Bas faſt gar nicht gelitten, ein Zeichen, wie ſorgſam unſere Geſchütze vom erſten Augenblick der Beſchießung an auf die Höhenbefeſtigungen ſelbſt eingeſtellt waren. In Halanzy liegt ein rieſiger Haufen franzöſiſcher und deutſcher Torniſter, Waffen und Munition vor der Maison communale aufgeſtapelt. Unſere braven Landwehrleute ſortieren die Sachen mit pedantiſcher Genauigkeit, und ich ſah, wie einer von ihnen mit einer Poſtkarte, die er in einem der Torniſter gefunden hatte, zum Feldpoſtbriefkaſten hinüberging und dieſen letzten Gruß eines vor Longwy Gefallenen an die richtige Adreſſe beförderte. Jenſeits Longwy finden ſich die erſten Schützengräben der Franzoſen. Sie ſind ſehr bequem, aber nicht praktiſch angelegt und ſchon nach kurzer Zeit verlaſſen worden, da das Schußfeld nur ein begrenztes war. Sie ſind mitten in Haferfeldern gegraben, auf denen die Ernte noch ſteht und vielleicht langſam dem Verderben entgegengeht, wenn es nicht gelingen ſollte, eine Anzahl der vielen franzöſiſchen Gefangenen zu ihrer Einbringung anzuſtellen.

Es wäre das nur eine kleine Gegenleiſtung für die ihnen von uns gewährte Verpflegung. Hoch über dieſem kriegeriſchen Bilde wiegen ſich die ſchon langſam Herbſtlaub zeigenden wunderſchönen Ardennenwälder, in denen es in dieſem Jahre keine fröhlichen Auerhahnjagden der franzöſiſchen Grandſeigneurs geben wird. In dem folgenden Orte Muſſon, der ebenfalls halb ausgebrannt iſt, fällt uns auf, daß ein waghalſiger deutſcher Kletterkünſtler an der Außenſeite des ganz ſpitz zulaufenden Turmes heraufgeklettert iſt und dort die deutſche Fahne aufgeſteckt hat, die ſo leicht wohl niemand wieder herunterholen wird. Dann paſſieren wir Baranzy, das bis auf zwei oder drei Häuſer vernichtet iſt und hinter ſeinen letzten Brandruinen Maſſengräber unſerer Krieger aufweiſt, die hier einem wütenden Straßenkampfe zum Opfer gefallen ſind. Mit Entrüſtung zeigen uns hier Soldaten unſerer Ortswache wieder Geſchoſſe mit abgefeilter Spitze, die ſie in den Patronentaſchen franzöſiſcher Infanteriſten gefunden haben. Wenige Augenblicke ſpäter haben wir ſelbſt Gelegenheit, inmitten eines nur halbaufgeräumten Schlachtfeldes franzöſiſche Torniſter und Patronentaſchen zu öffnen, in denen wir noch die Patronenpäckchen, wie ſie aus der Fabrik gekommen ſind und den Soldaten übergeben wurden, entdecken. Auch ſie zeigen die abgefeilten Spitzen, und nun bricht die helle Entrüſtung vor allem bei den ausländiſchen Militärattachés durch, die bisher vielleicht nur an die beſondere Niedertracht einzelner verbrecheriſcher Pioupious geglaubt hatten und nun mit uns erkennen müſſen, daß wir es mit einer planmäßigen und bewußten Ausrüſtung der franzöſiſchen Truppen mit dieſen verderblichen Geſchoſſen zu tun haben. Auch hier finden wir lange Schützengräben in den umliegenden Feldern, von denen der größte Teil aber überhaupt nicht be-

ſetzt geweſen iſt. Bedenklich für die Schützen iſt der Umſtand, daß zu Armſtützen gewöhnliche Holzbretter benutzt ſind, die beim Aufſchlagen feindlicher Geſchoſſe ſplittern und den eigenen Leuten ſomit gefährlich werden konnten. Und weiter geht's durch Signeulx, wo am Bahnhof ebenfalls noch tüchtig unter den Torniſtern und ſonſtigen, auf dem Wege gefundenen Ausrüſtungsgegenſtänden der franzöſiſchen Truppen durch unſere Landwehr aufgeräumt wird, nach Latour, wo wieder die Kirche hoch am Turm die deutſche Fahne zeigt und am Ausgang ein einzelnes Offiziersgrab unſere Aufmerkſamkeit feſſelt. Im Kreiſe herum dehnen ſich Maſſengräber, in die man Freund und Feind ohne Unterſchied nach dem großen Ringen am 23. Auguſt gebettet hat. Dann kommt Virton, das letzte größere Städtchen an der belgiſch-franzöſiſchen Grenze, wo drei Eiſenbahnlinien zuſammenlaufen. Inmitten des kriegeriſchen Chaos liegt, obwohl unmittelbar an der Hauptſtraße, ſo doch faſt unberührt, ein Nonnenkloſter „zur heiligen Lucie", mit dem ein Penſionat für höhere Töchter verbunden iſt. Eine deutſche Granate hat ſich in die Mauer eingebohrt, hinter der noch vor kurzem junge Mädchen unſchuldigen Träumereien nachhingen, und ſie wirkt heute, wie ſie ſo harmlos daſitzt, mehr wie eine etwas grobe Anſichtskarte eines abgewieſenen Liebhabers denn als verderbenbringendes feindliches Geſchoß.

Jetzt iſt das Kloſter dem Roten Kreuz unterſtellt. Der große Bahnhof in Virton iſt zwar ganz zerſtört und die Telegraphenleitung nach allen Richtungen hin durchſchnitten. Doch das hindert einige deutſche Zugführer keineswegs, mit unſeren ſchweren Schnellzugmaſchinen die Strecke zu prüfen und dann lange Züge für den Verwundeten- und Gefangenentransport zuſammenzuſtellen. Jetzt wird mir auch mit einem Male klar, weshalb ich die

letzten Nächte vor meiner Abreise nach Ems fortwährend die schönen, neuen Schnellzugsmaschinen der Hallenser Strecke erst einzelnen, dann paarweise und schließlich in ganzen Zügen bei Nacht und Nebel aus dem Anhalter Bahnhof in Berlin ausrücken sah. O dieser Generalstab!

In Dampicourt finden wir, wie in der ganzen Gegend, formidable Artilleriestellungen für einen energischen Verteidiger vor. Die sehr zahlreich vorhandenen Schützengräben sind hier nicht durchlaufend angebracht, sondern dem Gelände angepaßt, und da sie zahlreich sind, so blieb kaum ein Winkel unbestrichen. Die Unseren müssen also auch hier einen recht schweren Stand gehabt haben. — Über Ecouviez und Grand Verneuil gelangen wir dann nach Montmédy. Bekanntlich wurde die Besatzung von Montmédy bei einem Ausfall zur Übergabe gezwungen, so daß die hoch über dem Tale ragende Feste überhaupt nicht beschossen zu werden brauchte. Dadurch ist ein kleines Juwel mittelalterlicher Festungsbaukunst unseren Tagen erhalten geblieben. Denn Montmédy, die alte Hauptstadt der Grafen von Chiny und der Herzöge von Luxemburg, besitzt gerade in der alten Feste und der herrlichen, unmittelbar in sie eingebauten Barockkirche eine Sehenswürdigkeit, deren Zerstörung nach dem Untergang schon so vieler wertvollen Bauten und Kunstschätze infolge dieses Krieges doppelt schmerzlich gewesen wäre. Weithin ragen die Doppeltürme der Festungskirche in die an den Thüringer Wald gemahnende Landschaft hinein, und die Feste selbst mit ihren Zugbrücken und Laufgräben, dem schweren Fallgatter und dem zinnengekrönten Mauerwerk erinnert stark an die Wartburg. Unglaublich erscheint es fast, daß die Gegner gerade diese, gar nicht ernsthaft verteidigte Stellung zu einem förmlichen Proviantmagazin ausgebaut haben. In hohen und hellen, kühlen Kellern fanden wir große Wein-

läger und daneben Tausende von Konservenbüchsen, Kisten mit Reis, Kaffee und anderen Kolonialwaren und Lebensmitteln, die jetzt fromme bayrische und württembergische Patres mit lustigem Augenzwinkern auf die Schultern luden und zu den Wagen des Roten Kreuzes auf dem Hofe hinuntertrugen, um ihren Kranken und Verwundeten damit ein Fest zu bereiten. Wie man uns erzählte, sind die Vorräte so reichhaltig, daß wir nicht nur unsere Truppen, sondern auch das Rote Kreuz und die Lazarette in der näheren Umgebung auf Monate hinaus damit versorgen können. Ein besonderes Vergnügen war es für mich, hier oben in dieser luftigen Höhe Schwarzwälder Bauernwagen aus Hinterzarten, Totmoos, Lörrach und Waldkirch und daneben den Luxusautomobilen aus St. Blasien, Baden-Baden und Freiburg i. Br. wiederzubegegnen, nur daß heute nicht hochmütige Engländer, ruppige Russen und kalauernde Berliner drin saßen, sondern schwäbische und bayrische Landsleute, die der böse Franzmann angeschossen hatte und die nun den Lazaretten zugeführt wurden. Mitten in dem geschäftigen Getriebe sah ich auch den Mann auftauchen, der uns Journalisten, die bei den ersten Zeppelinaufstiegen in Manzell zugegen waren, als treuester Freund und Förderer des greisen Grafen bekannt geworden war, den Freiherrn v. Gemmingen, der jetzt hier die Sache des Roten Kreuzes führt. Furchtbar hat die Zivilbevölkerung der Feste, anscheinend schon unmittelbar nach dem Abzug der Besatzung, die doch auch zu ihrem Schutze marschierte, gehaust. Schränke und Sachen der Truppe sind geöffnet und ebenso wie die Betten durchwühlt worden. Auch hat man versucht, in die Provianträume einzudringen, um den Eroberern zuvorzukommen. „Gott schütze mich vor meinen Freunden!“ — können die Franzosen auch hier aus-

rufen. Indem ich mich durch die wüſte Unordnung hindurcharbeite, ſtößt mein Fuß an einen Haufen Bücher und Papiere, die jemand aus einem Schranke herausgeriſſen und dann als wertlos hingeworfen hat. Ich hebe ſie auf und finde zunächſt eine ganze Sammlung franzöſiſcher Chanſons, dann Notizbücher mit eingezeichneten Noten und Liedern und ſchließlich ſogar einige Gedichte mit Bleiſtift geſchrieben. Wie ſchade, daß dieſer ſicherlich begabte Junge, der nun ſchon in einem Transportzug nach Deutſchland ſitzt, dieſe angefangenen Sachen niemals wieder ſehen wird. Und was wird die kleine Rouaneſer Modiſtin ſagen, von deren Hand ich einen zierlichen Liebesbrief an ihren lieben, braven Oktave unter den wild verſtreuten Sachen fand! Ach, ſie beide haben nie an einen Krieg mit Deutſchland gedacht. Ihre Herzen waren ganz allein erfüllt von dem Gedanken an ein baldiges Wiederſehen, trotzdem Oktave ſo unvorſichtig geweſen war, ihr von einigen hübſchen Tänzerinnen zu erzählen, die er am 14. Juli unten in der Stadt getroffen und als am Nationalfeſttage nicht ungeküßt hatte vorbeigehen laſſen. Dafür revanchiert ſie ſich in ihrem Briefe mit der Andeutung, daß in Rouen noch einige junge Leute vorhanden ſeien, die für ſeine angebetene Mariette Intereſſe zeigten, und daß Oktave ſich daher ſeine Eskapaden doch etwas mehr überlegen ſollte. Nun, teuerſte Mariette, die „Pruſſiens“ halten deinen Oktave in treuer Hut. Er wird dir nach ſeiner Rückkehr wohl aus der Hand eſſen.

II.

(Der geſprengte Eiſenbahntunnel. — Eine Umgehungsbahn. — Apathiſche Gefangene. — Vor der deutſchen Feldpoſtanſtalt. — Unverfälſchtes „Frankforderiſch“. — Im Ponton. — Das friedliche Gewand des Bürgers. — Der „Häuptling“ mit dem Monokel. — Im Hof der Chancy-Kaſerne. — Mitten unter Leichen. — Das unheimliche Grinſen. — Durch brennende Städte.)

Die Sache mit der kleinen Mariette aus Rouen und ihrem Oktave hatte mich doch etwas nachdenklich geſtimmt, denn ſchließlich haben wir alle einmal irgend jemanden damit zu ärgern verſucht, daß wir ihm von gut erfundenen Eroberungen erzählten und darauf erfahren mußten, daß die Gegenſeite das gleiche Geſchütz auffahren konnte. Nur mit dem Unterſchiede, daß die Sache früher oder ſpäter mündlich wieder geregelt wurde, während ich wirklich etwas in Sorge bin, wie die Antwort auf den kleinen roſa Liebesbrief zuſtande kommen wird, den ich nun als Erinnerung an das ſchöne Montmédy in meiner Brieftaſche trage. Aber es iſt in dieſen Augenblicken keine Zeit, darüber weiter nachzudenken, denn ſchon feſſelt ein ganz abſonderlicher Anblick unſere Aufmerkſamkeit. Unter der Feſte hindurch führte bis vor einigen Tagen ein rund 1000 Meter langer Eiſenbahntunnel, den die Franzoſen vor der Übergabe der Feſtung an beiden Seiten geſprengt hatten. Nun ſtehen auf der Böſchung etwa 200 Mann der gefangengenommenen Beſatzung unter der Leitung eines bayriſchen Pionier-Unteroffiziers und graben im Schweiße ihres Angeſichts den Tunneleingang wieder aus. Das äußerſt farbenfreudige Bild begeiſterte ſowohl die Maler wie die Photographen unter uns und wird ſomit der Nachwelt erhalten bleiben. Leider nicht auch die bayriſchen Kraftausdrücke, mit denen der Führer der Kolonne

die Läſſigen bedachte. Ein jedes dem Tier- oder Pflanzenreich mit liebevollem Verſtändnis entnommene Gleichnis ſchloß der Brave mit einem drohend hervorgeſtoßenen „Qui vive!“ ab, jedenfalls in der Erinnerung an den guten alten Schulmeiſter in Tölz oder Miesbach, der die ſeinem Bakel unterſtellten Zöglinge mit der Drohung einzuſchüchtern pflegte, ſie ſchon auf den „Qui vive“ bringen zu wollen. Deutſche Tunnelarbeiter leiteten dieſe Arbeiten, und auch hier wieder zeigte ſich das wunderbar ineinandergreifende Räderwerk unſeres Generalſtabes im hellſten Lichte. Denn nicht nur an der Wiederherſtellung des Tunnels wurde gearbeitet, ſchon legte man drüben eine zweigleiſige Umgehungsbahn an, und mitten in der Stadt deckten württembergiſche Pioniere mehrere Häuſer ab, die der neuen Bahntraſſe im Wege ſtanden.

Allein mitten in dieſe friedliche Arbeit hinein trug ein Feldwebel der Feſte uns wieder trübe Nachricht zu. In ganzen Paketen verpackt hatte man inzwiſchen oben unter der ebenfalls ſehr ſtattlichen Menge aufgeſtapelter Munition ausgeprägte Dumdum-Geſchoſſe aufgefunden. Es handelt ſich dabei um Gewehrpatronen älteren Modells, bei denen die Spitze des Nickelmantels abgeſchnitten und der Bleikern von der Spitze her trichterförmig angebohrt war. Die Verwundungen, die ein ſolches Geſchoß erzeugt, ſind, wie ich mich im Trierer Lazarett ſelbſt überzeugen konnte, geradezu entſetzlich, und es muß immer und immer wieder betont werden, daß die ſogenannte Kulturnation mit Waffen kämpft, die nicht einmal von den Hottentotten und Hereros verwendet worden ſind. Da dieſe Munition inzwiſchen auch in ganzen Kiſten nebſt einer Bohrmaſchine auf Longwy gefunden worden iſt, ſo kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß ſie planmäßig von der franzöſiſchen Verwaltung für dieſen Krieg

ausgegeben worden iſt, und es erſcheint an der Zeit, an den neuen Kriegsminiſter und früheren franzöſiſchen Sozialiſtenführer Millerand die Frage zu richten, ob noch weiterhin nicht nur deutſche Bourgeois, ſondern auch deutſche Arbeiter durch Dumdum-Geſchoſſe verſtümmelt werden ſollen. Was nützt uns die Liberté und Egalité, wenn die Fraternité dabei ausgeſchaltet wird?

Unter ſolchen Gedanken kommen wir zur Mairie von Montmédy. Sie iſt von dem Stabe der in der Stadt liegenden Truppen beſetzt und von etwa 300 gefangenen Rothoſen umgeben, die hier ihrem Abtransport nach einer deutſchen Feſtung entgegenſehen. Man hat ſie nach und nach noch eingeſammelt, als ſie, vom Hunger getrieben, aus den umliegenden Wäldern herausgetreten waren. Unter ihnen befindet ſich auch ein Major, der den mit einem goldverſchnürten Käppi bedeckten Kopf tief zu Boden ſenkt. Überhaupt iſt zu beobachten, daß den faſt durchweg ſehr ehrgeizigen Leuten der Gegenſeite die Gefangennahme außerordentlich nahegeht, und daß ſie ganz apathiſch werden, während unſere Jungen als Gefangene drüben verbiſſen und trotzig auftreten und nur die Gelegenheit abwarten, um wieder auszurücken. Der im Deutſchen ſteckende Wandertrieb, die gute Schulbildung, vor allem der Sinn für Geographie, der dem faſt nie ins Ausland kommenden Franzoſen abgeht, und ſchließlich die ſcharfe Beobachtung der Natur, alle dieſe Momente zuſammen helfen dem deutſchen Flüchtling dann ſehr bald den Weg zur Truppe wieder zurückfinden. Dann weiß der Held ſo traurige Geſchichten von der ſchlechten Behandlung der Gefangenen und der vielgerühmten franzöſiſchen Küche zu erzählen, daß ſich jeder im ſtillen gelobt, lieber tot, denn als Gefangener in Frankreich zu bleiben.

Wir verlaſſen nun das Tal der Chiers, kreuzen in raſender Fahrt die luſtig dahineilende Noiſon und kommen im Angeſicht der meilenweiten Wälder von Woevre nach Stenay, einem anſehnlichen Städtchen an der Maas, die wir hier nach dem erſten Zuſammentreffen in Lüttich zum zweiten Male grüßen. Auf dem ganzen Wege paſſieren wir wieder lange Munitions- und Proviantkolonnen, die unſere vor Verdun liegenden Truppen verſorgen. Auf der anderen Seite der Straße kehren die leeren Gefährte zurück, und wieder konſtatiere ich mit Vergnügen, daß z. B. die Wagen des Magdeburger Konſumvereins hier am Ufer der Maas noch durch ihre auffallenden Inſchriften Mitglieder zu werben ſuchen, und daß eine Karlsruher Brauerei des Glaubens zu ſein ſcheint, ihr Bier würde demnächſt auch in Stenay Eingang finden. In Wirklichkeit enthalten natürlich alle dieſe Wagen Schanzkörbe, Heu und Stroh und ähnliche ſchöne Sachen. Merkur muß ſchweigen, wo Mars ſpricht!

In Stenay geht es überaus geſchäftig zu. In einem Hauſe am Markt hat ſich bereits die deutſche Feldpoſt eingeniſtet und dabei iſt die Stadt kaum 24 Stunden in unſerem Beſitz. Mich treibt die Neugier durch die Stadt. Hier und da wird ein verſchüchterter Kopf ſichtbar, aber bei meiner Annäherung zieht er ſich ſofort wieder ins Dunkel des Kellergeſchoſſes oder des Heuſchobers zurück. Der „Pruſſien" iſt eben in der franzöſiſchen Preſſe immer noch der Barbar, der den Leuten den Bauch aufſchneidet, Kinder am Bajonett aufſpießt und Pendulen ſtiehlt. Dabei ſteht vor dem einzigen Juwelierladen der Stadt ein beſonderer deutſcher Poſten, und wiederholt hörte ich unſere Soldaten den verängſtigten Leuten hinter ihren verſchloſſenen Läden gut zureden, doch zu öffnen, da ſie für gutes deutſches Geld kleine Einkäufe

Vor den Baracken in Montmédy

(Von links nach rechts: Etappendeleg. der Kronprinzl. Armee Graf von Tiele-Winkler, Monhen. — Territorialdeleg. d. Roten Kreuzes Dir. von Geyer, Stuttgart. — Obergeneralarzt Dr. von Hecker, Potsdam. — Deleg. des XIII. Armeekorps Frh. Fritz von Gemmingen, Hornberg. — Der Verfasser. — Generaloberarzt Prof. Dr. von Krehl, Heidelberg. — Generalarzt Dr. Bonhoff, Marburg)

Nach Photographien von R. Guschmann, Berlin

Die Umgehungsbahn bei Montmédy

(Mitten durch Häuser gebaut)

Digitized by Google

Fort de Boussois bei Maubeuge

Fort de Leveau bei Maubeuge

Digitized by Google

machen wollten. Allein, wenn es nach dieſen Leuten ginge, könnte man in Stenay verhungern, und ſo kroch ich kurz entſchloſſen in einen dunklen Hausgang hinein, um mit irgend etwas meinen ſeit 5 Uhr früh leeren Magen um dieſe ſpäte Nachmittagsſtunde zu füllen. Da — o Wunder, es riecht ſo angenehm nach Kaffee, und ich höre unverfälſchtes „Frankforderiſch". Mitten in einer halbdunklen Küche ſteht ein rieſiger Sergeant der geheimen Feldpolizei und kocht für mehrere Kameraden. Im Handumdrehen iſt ein Frankfurter Rollſchinken, herrliches Weißbrot und ein Glas alten Burgunders da, um den halb verſchmachteten Zeitungsmann zu ſtärken. Sogar ein friſch gefangener Maas-Fiſch ſoll daran glauben, als man hört, daß es heute für uns kein Mittageſſen gibt, aber ich lehne ab, weil man ſo zu ſchwelgen ſich förmlich ſchämen muß in einer Zeit, wo da draußen im heißen Sonnenbrande Tauſende an derartige Sachen überhaupt nicht denken. Jede Bezahlung lehnen die Wackeren vom Main mit Entrüſtung ab.

Als ſich kurze Zeit danach unſer Kraftwagen wieder in Bewegung ſetzt und wir an den ſchönen alten Gewerbslauben des Städtchens vorbeifahren, ſiehe, wer taucht da im Rahmen einer Ladentür auf: der Herr v. Januſchau, fröhlich und guter Dinge, wie damals im Extrazug nach Kaſſel, und voller Genugtuung, daß er ſein Ziel erreicht hat.

Nun geht es, immer am Ufer der Maas entlang, über Mouzay nach Dun ſur Meuſe. Wieder genießen wir ein herrliches Stadtbild, aber ſobald wir um die von einer zerſchoſſenen Kirche gekrönte Anhöhe herumkommen, erblicken wir auch hier die Greuel der Verwüſtung. Einer Verwüſtung, deren ſich die Franzoſen ſelbſt ſchuldig gemacht haben, da ihre Artillerie bei ihrem Ausfall aus Ver-

dun zu niedrig ſchoß und dadurch faſt den ganzen Ort zerſtörte. Mitten in der Maas ruht die zerſtörte Straßenbrücke. Doch ſchon haben auch hier wieder unſere Pioniere gute Dienſte getan. Denn mit faſt unverminderter Geſchwindigkeit ſauſen unſere ſchweren Kraftwagen über die von ihnen hergeſtellte Pontonbrücke. Fröhlich winken die in den Pontons ſitzenden Mannſchaften zu uns herüber, obwohl die Hitze faſt unerträglich geworden iſt und der Fluß ihnen nur geringe Kühlung bietet. Das Großartige aber iſt, daß für den Abend bereits eine elektriſche Beleuchtung der Brücke montiert iſt. Und immer noch rollen Munitions- und Proviantkolonnen an uns vorüber. Es iſt hochintereſſant, zu beobachten, wie ſtets die eine Seite der Straße dem Nachſchub an Menſchen, Pferden, Lebensbedürfniſſen, Munition, Sanitäts- und Poſtperſonal dient, während auf der anderen all das abgeſchoben wird, was die Schlagfertigkeit der Truppen beeinträchtigen könnte, alſo leere Gefährte, eroberte Waffen, Munition, Lebensmittel, Verwundete, Gefangene, unbrauchbares Kriegsmaterial, abgefertigte Poſt und unſichere Kantoniſten aller Art. Unter den letzteren beobachten wir mehrfach Soldaten, die mit dem Umziehen noch nicht ganz fertig geworden waren. Auch in franzöſiſchen Torniſtern iſt nämlich oft Zivilzeug gefunden worden, und es ſcheint, daß es ſich hier um ſolche Verwandlungskünſtler handelt, die nach dem belgiſchen Vorbilde nach verlorenem Gefecht das friedliche Gewand des Bürgers anlegten, um dann noch etwas Franktireur zu ſpielen. Um ihnen das auszutreiben, hatte man ſie feſt an die Transportwagen angebunden und wird wohl daheim wenig Umſtände mit ihnen machen. Ein ſchönes kriegeriſches Bild hatten wir dann noch, als wir kurze Zeit danach unſerer ſchweren Feldartillerie begegneten. Wir ſahen die auf drei ver-

ſchiedene Gefährte verladenen Ungeheuer von Mörſern, die vor wenigen Tagen noch an ganz anderer Stelle aus ihren ungeheueren Schlünden auf die Baſtionen der Feinde Tod und Verderben geſpien hatten und ſchon wieder für Verdun in Bereitſchaft geſetzt wurden. Mitten zwiſchen den eifrig putzenden und ſchmierenden Mannſchaften aber ſtand ihr Häuptling und gab uns, mit dem Monokel im Auge, ſeine intereſſanten Erläuterungen, nicht als ob er in den nächſten Augenblicken vielleicht aus den vier gewaltigen Mörſern auf die Grüße aus Verdun zu antworten hätte, ſondern als ob es ſich um eine Kaſinounterhaltung handle. Dieſe famoſe Ruhe und Sicherheit wirkte hier geradezu verblüffend. Welchen Einfluß muß dieſer Mann in der Stunde der Gefahr auf ſeine ganze Umgebung auszuüben imſtande ſein! Und dann gleich in der Nähe eine unſerer Luftſchifferabteilungen. Auch hier ganz kühle Berechnung und vollkommene Ruhe in den Anordnungen. Es würde zu weit führen, wollte ich alle uns genannten Zahlen und Angaben wiederholen, deren Endreſultat es iſt, daß ſo ein Beobachtungsſchiff in 15—20 Minuten nach dem Eintreffen der Abteilung nicht nur aufgefüllt iſt, ſondern auch ſchon in 100 Meter Höhe ſchwebt, um durch Telephon und Signale eine Geſchoßwirkung beim Feinde zu melden. Sinnreiche Vorrichtungen ermöglichen dann auch den Weitertransport des ſchwebenden Ballons ſelbſt über Bäume und Telegraphenleitungen hinweg, und ſchließlich geſtattet eine überaus raſch wirkende Winde die Rettung des durch feindliche Geſchoſſe gefährdeten Ballons. Am unvergeßlichſten aber wird mir die halbe Stunde ſein, die ich dann noch auf dem Hof der Chanzy-Kaſerne im Kreiſe unſerer Offiziersflieger verbringen durfte. Sie erzählten von ihren am frühen Morgen über den Straßen

von Paris vollführten Erkundigungsfahrten, als wenn sie von Döberitz nach Berlin geflogen wären, und ich mußte immer wieder daran denken, daß dieses junge Blut doch nur deshalb so gelassen sein kann, weil es dem Himmel alle Tage schon so viel näher ist, als der alten guten Mutter Erde.

Und immer weiter ging unsere tolle Fahrt, bis sie schließlich zu Füßen des Argonnenwaldes bei Epinonville und dem brennenden Montfaucon ein sehr plötzliches Ende erreichte. Denn zum ersten Male in diesem Kriege standen wir hier unmittelbar auf einem noch ganz frischen Schlachtfelde und den letzten Dingen dieses Lebens gegenüber. Erst eine und dann immer mehrere, schließlich Hunderte von Leichen feindlicher Krieger lagen am schmalen Feldrain und drüben in den niedergetretenen Haferfeldern, während in der Ferne unsere Truppen die letzten Reste unserer Braven bereits der kühlen Erde übergaben. In Gräbern zu je acht bis zehn Mann wurden sie beigesetzt, und stets zeigte ein schmuckloses Holzkreuz an, wo wieder ein paar Tapfere ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Nach Möglichkeit wurden Feststellungen über Namen und Art getroffen, und da hier nur Infanterie gewirkt hatte, so konnten eingehende Angaben an den Gedenktafeln und für die Hinterbliebenen gemacht werden. Ich hatte mir den Anblick eines modernen Schlachtfeldes weit grausiger vorgestellt und war erstaunt über den fast friedlichen Gesichtsausdruck der durchweg von Kopfschüssen getroffenen Franzosen. Die vielfach noch kindlichen Gesichter machten den Eindruck, als ob der Tod im Schlafe gekommen sei, und bei manchen mußte ich mich wirklich fragen, ob denn der Mann tot sei oder träume. Aber ein entsetzlicher Geruch, der einem das Atmen fast unmöglich machte, ließ mich die traurige

Wahrheit erkennen, und erſchüttert wandte ich mich ab. Drüben auf der anderen Wegſeite hatten ſchwarze Senegalſchützen gekämpft, und hier ſah man ſchon mehr verzerrte Geſichter. Beſonders der Anblick eines rieſigen Negers, der ganz in ſich zuſammengekrümmt dalag, und um deſſen breitgeöffneten Mund mit dem prachtvollen Gebiß ein unheimliches Grinſen ſpiegelte, wird mir unvergeßlich ſein. Jedenfalls war ich froh, als in dieſem Augenblick unſer Führer mit all der ruhigen Gelaſſenheit, die unſere Generalſtäbler nun einmal auszeichnet, konſtatierte, daß wir uns ziemlich nahe den Kanonenſchlünden von Verdun befänden, und daß bei einem etwaigen Ausfalle wir in der Feuerlinie wären. Alsbald waren die Motoren an unſeren Wagen angekurbelt worden und fort ging's den Berg hinab über Dannevoux an die Maas zurück und heimwärts über Dun. Auch Dannevoux mit ſeiner originellen Barockkirche ſtand in hellen Flammen; aber niemand dachte in dieſem Augenblick ans Löſchen, denn unſere braven Truppen ſtanden in ſchweigender Erwartung des Feindes mit dem Gewehr in der Hand und dem Patronenkranz um den Hals. Trotzdem mußten ſie unwillkürlich über die fratzenhaften Geſichter in unſeren Wagen lächeln, denn die zwölfſtündige Fahrt durch den undurchdringlichen Staub der luxemburgiſchen, belgiſchen und franzöſiſchen Landſtraßen hatte uns alle vollſtändig unkenntlich gemacht, und noch 48 Stunden ſpäter hatte man das Gefühl, ein ſchönes Stück Frankreich mitſamt ſeinem verteufelten Kadaver- und Brandgeruch überhaupt nicht mehr aus der Lunge herausbekommen zu können. Noch weitere acht Stunden waren erforderlich, um uns in den Erdenwinkel zurückzubringen, in den uns der Große Generalſtab einquartiert hatte, aber da ſchlief ſchon alles in den Wagen, denn dieſes Tags Strapazen waren doch zu groß geweſen.

Die Einnahme von Maubeuge

(Als es um Ohm Krüger ging. — Beim „großen alten Mann". — Mit Ohm Krüger in Köln. — Der Auszug der Vierzigtausend. — „Wie in der Hölle selbst!" — Der mangelnde Train. — Die Wirkung der 42-Zentimeter-Mörser. — Die Befestigungen von Maubeuge. — Das Ende der Beschießung.)

In den Tagen, da alle Welt sich um das Schicksal der Buren sorgte und der greise Präsident Ohm Krüger seine Bittfahrten durch Europa unternahm, kam ich zum ersten Male in meinem Leben nach Maubeuge, der starken französischen Festung an der belgischen Grenze, die nun auch in unsere Hände gefallen ist. Damals hatte Krüger die Absicht geäußert, unserm Kaiser in Berlin einen Besuch abzustatten, und sein Sonderzug sollte über Köln—Magdeburg geleitet werden. Aber niemand kannte den Fahrplan dieses Zuges und so fuhr ich auf gut Glück ins Belgische hinein, in jeder größeren Station nach etwas Auffälligem Umschau haltend. Und siehe da, nur zwei Stationen hinter der belgisch-französischen Grenze, in Maubeuge, stand der Chef der Station in weißen Handschuhen da, auf dem Bahnsteig war eine Kompagnie der Festungsartillerie aufmarschiert und auf einem Nebengleise dampfte eine Schnellzugsmaschine mit einem Speisewagen daran. Schnell entschlossen sprang ich hinüber, drückte dem in der Wagentür stehenden Koch ein Zehnfrankenstück in die Hand und lotste ihn ins Innere, wo ich von ihm erfuhr, daß Ohm Krüger bis Maubeuge an den Nordexpreß angekoppelt sei und von hier aus diesem in einem Extrazug vorauffahren werde, da man in Belgien große Kundgebungen auf den Bahnhöfen gegen England befürchtete und die Neutralität wahren wollte. Gegen ein weiteres Zehnfrankenstück behielt mich der Koch bis zur Abfahrt

des Sonderzuges in ſeinem engen Küchenverſchlage und zwiſchen Jeumont und Erquelinnes trat ich — allerdings mit einer gewichtigen Empfehlung an den Krüger begleitenden Geſandten der Burenſtaaten Dr. Leydts in der Taſche, aber doch in etwas bänglicher Stimmung ob meiner Kühnheit — den Weg nach dem vorderſten Wagen an, wo mir Dr. Leydts mit entgeiſtertem Geſicht entgegentrat. Denn er hatte, wie er mitteilte, in Maubeuge trotz der Bitten der deutſchen, franzöſiſchen und holländiſchen Journaliſten auch deren Wagen mit abhängen laſſen, um dem nach den Pariſer Verhandlungen ermüdeten Präſidenten etwas Ruhe vor den Ausfragern zu gönnen, und mußte nun ſehen, daß doch noch einer durchgeſchlüpft war, dem es freilich genügte, den großen alten Mann während der nächſten Stunden mit einer langen braunen Holzpfeife im Munde ganz apathiſch und halb blind in einem Abteil einſam daſitzen zu ſehen, während draußen auf der Strecke und in dem trotz aller militäriſchen Abſperrungen überfüllten Bahnhöfen unvergeßliche großartige Kundgebungen veranſtaltet wurden, die auch auf deutſchem Boden in ſpäter Nachtſtunde noch fortdauerten. Niemand hatte es bemerkt, daß in der deutſchen Grenzſtation Herbesthal der damals politiſch noch ganz unbekannte Herr von Tſchirſchky-Bögendorf zu uns eingeſtiegen war und Herrn Dr. Leydts die Meldung erſtattet hatte, daß der Kaiſer Ohm Krüger nicht zu empfangen wünſche und daß er daher in Köln ſeine Reiſe beenden müſſe. Die Kölner haben dann, was ihnen unvergeſſen iſt, den ſchwer Enttäuſchten eine ganze Woche lang in der großartigſten Weiſe gefeiert und dann fuhr er als Gaſt der Königin Wilhelmina nach dem Haag ab. Er hat ſeine ſüdafrikaniſche Heimat auf Englands Betreiben niemals wiedergeſehen, ſondern, was ſterblich war an ihm, ruht im Dome von Hilverſum. Ich

aber mußte jener Tage beſonders lebhaft gedenken am Tage von Maubeuge. Denn gerade für ihre engliſchen Hilfstruppen hatte die Republik Maubeuge als Stützpunkt auserſehen und mußte nun das Trauerſpiel erleben, daß die ränkevollen Verbündeten ſie nicht nur in der offenen Feldſchlacht, ſondern auch bei der Verteidigung dieſer wichtigen Feſte im Stiche ließen. Um Englands willen hatte damals Frankreich Ohm Krüger abfallen laſſen, und um Englands willen mußte der greiſe Burenpräſident der deutſchen Reichshauptſtadt fernbleiben, da ihm unſer Kaiſer nicht helfen konnte. Wer kann es uns daher verdenken, wenn wir in Erinnerung an dieſen ſchon faſt vergeſſenen Vorgang den Zuſammenbruch der gemeinſamen franzöſiſch-engliſchen Aktion um und in Maubeuge mit unverhohlener Genugtuung begrüßen!

Unſere deutſchen Soldaten, die dem ſtundenlangen Auszuge der 40000 aus Maubeuge zuſahen, haben wohl ähnliche Empfindungen gehabt, als ſie die wenigen Engländer mit nur mühſam verhaltener Wut betrachteten und das ihnen von Tommy Atkins gebotene Shakehand damit beantworteten, daß ſie ihm auf die Pfote ſchlugen. Über die ſtrategiſche Bedeutung Maubeuges ſind wir nicht im unklaren. Ich erwähne, daß die Forts in den Jahren 1882/83 geſchaffen wurden und daß man etwa 10 Jahre ſpäter die ſog. „ouvrages“ (Zwiſchenwerke) einbaute, von denen ſich die Franzoſen außerordentlich viel verſprochen zu haben ſcheinen, denn wir haben auch in Verdun, Toul und Nancy mit ihnen zu tun und allem Anſcheine nach mit dem gleichen guten Erfolge wie in Maubeuge. Wir haben hier neben unſeren famoſen 42 cm-Geſchützen auch die öſterreichiſchen Motorbatterien ſpielen laſſen und mit dieſen Waffen ein großes Menſchenmaterial geſpart, da es erſt im letzten Augenblicke nötig war, größere Infan-

teriemaſſen anzuſetzen. Es hat ſich gezeigt, daß die Beſatzung ſtellenweiſe nicht gut ſchoß. Wohl wurde auf unſere Infanterie faſt 2½ Tage hindurch ununterbrochen geſchoſſen, aber es hat den Unſeren faſt keinen Abbruch getan, während unſere Geſchütze wieder die ſchrecklichſten Verwüſtungen in den Forts angerichtet haben. Dieſe ſind nicht nur durch einige gute Treffer in förmliche Schutthaufen verwandelt worden, ſondern auch die moraliſche und phyſiſche Wirkung der Beſchießung iſt groß geweſen. So erzählen die Bedienungsmannſchaften, daß es ſchon nach den erſten Schüſſen unſerer großen Mörſer wie in der Hölle ſelbſt geweſen ſei, ſo daß ſie einfach davonlaufen mußten, um nicht zu erſticken. Daneben hat ſich noch ein anderes Phänomen gezeigt, von dem auch die Lütticher Bedienungsmannſchaften der feindlichen Geſchütze zu berichten wußten. Sie verſpürten nämlich nach jedem Schuß der großen Brummer einen fürchterlichen, ſich ſchließlich bis zur Unerträglichkeit ſteigernden — Zahnſchmerz, der ihnen faſt die Beſinnung raubte.

Auf alle Fälle haben ſich die großen Brummer als „Blutſparer“ bewieſen und wir werden auch künftig noch viel Freude an ihnen erleben. In der Hauptſache waren die Forts von Maubeuge aus Ziegelſteinen erbaut und nicht eingedeckt. Nur die „ouvrages“ waren ganz modern, aber ihr Wert ſcheint von den Franzoſen arg überſchätzt worden zu ſein im Verhältnis zu unſerer ſchweren Artillerie. Das mag ein Grund mit für die Engländer geweſen ſein, ſich nicht allzuſehr für Maubeuge feſtzulegen, ſondern den Franzoſen die ganze Arbeit zu überlaſſen. Denn tatſächlich befanden ſich unter den ausmarſchierten 40000 Mann nur etwa 120 Engländer, die durchweg gut in Form waren, jedoch im Alter erſt zwiſchen 17 und 20 ſtanden. Die gefangengenommene

französische Infanterie machte im allgemeinen keinen guten Eindruck. Besser sah die schwere Artillerie und das Geniekorps aus. Hier sah man teilweise recht stattliche Leute von durchaus germanischem Typus. Die Ausstattung der Truppen war absolut vernachlässigt. Vor allem fehlte es an jedem Train. Es mußten die schlechtesten Karren zusammengerafft worden sein, um Munition und Proviant zu fassen. Die deutschen Truppen, die vor Maubeuge gelegen hatten, bildeten bei dem Auszug der Besatzung Spalier, und zwar von jedem Regiment eine größere Abteilung. Die Übergabe war angesichts der großen Anzahl der Gefangenen und der Siegesbeute ungeheuer eindrucksvoll.

Zum ersten Male hatte unsere schwere Artillerie Gelegenheit, ihr geradezu sensationell wirkendes neues Geschützmaterial nach der gelungenen Beschießung der großen belgischen Festungen Lüttich und Namur nun auch an einer französischen Festung zu erproben und diese Probe ist glänzend gelungen. Wohl waren die Forts von Maubeuge zum Teil veraltet, aber seit 1892 hatte man damit begonnen, die sog. „ouvrages" (Außenwerke) einzubauen, von denen sich die Ingenieure des französischen Geniekorps geradezu Wunderdinge versprachen. Zu ihrem großen Schmerze kannten sie die Wirkung unserer großen Mörser nicht, sonst wären sie wohl etwas weniger zuversichtlich gewesen. Diese Geschütze, über deren Leistungen man sich erst jetzt klar werden konnte, da das Geheimnis ihrer Verwendung erst zu Beginn dieses Krieges entschleiert worden ist, rennen alle bisherigen Berechnungen über den Festungsbau über den Haufen. Ihre Geschosse, die, wie schon erwähnt, 42 Zentimeter lichte Weite und die Höhe eines mittelgroßen Mannes haben, verbreiten schon im Augenblick, wo sie abgefeuert werden, Furcht und

Schrecken, denn der durch sie erzeugte Luftdruck ist ganz enorm. Auf viele hundert Meter in der Runde bleibt nicht eine Scheibe ganz. Dazu kommt das Geräusch des dahinsausenden Projektils und der furchtbare Krach des einschlagenden Geschosses. Naturgemäß ist es an der Einschußstelle am allerschrecklichsten. Denn nicht nur, daß das Geschoß etwa einen halben Morgen Land aufreißt, schlägt es auch durch meterdicke Mauern und selbst Zement- und Betonwände glatt hindurch und wirft Blöcke von der Größe eines mittleren Wohnhauses hoch in die Luft. Auf längere Zeit hinaus sieht dann die Besatzung der feindlichen Stellung nicht die Hand vor den Augen, kann also an eine Erwiderung des Schusses nicht gut denken. Gleichzeitig ist eine Gaswirkung zu konstatieren, die eine schwere Erstickungsgefahr für alle in gedeckten Stellungen stehenden Mannschaften mit sich bringt, so daß meist schon nach den ersten Treffern, falls das Werk nicht dadurch schon ein Schutthaufen geworden sein sollte, die Artilleristen einfach aus dem Werk hinauslaufen.

Was nun Maubeuge selbst anlangt, so ist bekannt, daß die zweite Armee unter v. Bülow in den Tagen vom 27. August ab beiderseits an der Festung vorbeiging, unter Zurücklassung von Einschließungstruppen, die von anderen Stellen her noch verstärkt wurden. Die alte Stadtumwallung stammt noch aus der Zeit Vaubans. Maubeuge ist von einem durch „ouvrages" verstärkten Fortgürtel umgeben, der etwa 5 bis 6 Kilometer vorgeschoben ist. Vor 1870 war nur die Stadtbefestigung und einige schwache Außenwerke vorhanden. Nachher wurde Maubeuge mit einem Gürtel vorgeschobener Werke (6 Forts, 7 „ouvrages" und einer Anzahl Batterien) umgeben. Die Forts sind im allgemeinen alt. Betonierte Panzertürme mit langen 155-Millimeter-Kanonen sind in zwei der Forts

an der Oſtfront inſtalliert; eine Panzerkaſematte (d. h. gepanzerte Zwiſchenraumſtreiche) befand ſich im Fort du Bordiau. Panzerbeobachtungsſtände befanden ſich in verſchiedenen anderen Werken. Die „ouvrages“ ſind meiſt zum Teil im Frieden ausgebaute Infanterieanſchlußlinien, die auch mit Hohlräumen verſehen ſind. Für unſern Angriff kamen vier Abſchnitte in Betracht.

Der Hauptangriff richtete ſich im allgemeinen gegen die im Norden und Nordoſten gelegenen Werke. Beſonders hervorzuheben iſt bei Maubeuge, daß das Gelände zwiſchen den Werken nicht wie bei Lüttich und Namur unbefeſtigt, ſondern im Gegenteil ſtark ausgebaut war. Dazu gehören verſtärkte Schützengräben, zahlreiche Hohlräume, ſtarke Drahthinderniſſe, zahlreiche tief in die Erde eingegrabene Batterien und ſtarke bewegliche Artillerie. Außerdem war auf der Nordoſtfront ein Panzerzug tätig, der Geſchütze auf Lowries bewegte, die ſomit aus wechſelnden Stellungen feuern konnten. Infolgedeſſen genügte es nicht, nur einzelne Werke artilleriſtiſch niederzukämpfen, wie dies bei Namur und Lüttich geſchehen iſt, ſondern es mußten auch die Zwiſchenſtellungen mit ihren ſehr geſchickt eingebauten Batterien auf der Angriffsfront mit Feuer ſtark zugedeckt werden, ehe die eigene Infanterie zum Angriff ſchreiten konnte. Unſere ſchwere Artillerie ſtand anfangs etwa 8 bis 10 Kilometer von den Werken entfernt; ſpäter ging ſie mit einzelnen Teilen weiter vor. Sie hatte hauptſächlich 21 cm-Mörſer, weittragende Flachfeuergeſchütze, unſere modernen ſchweren Steilfeuergeſchütze, darunter auch die eingangs erwähnten 42 cm-Mörſer und ſchließlich noch zwei öſterreichiſche Motorbatterien zur Verfügung. Die deutſchen Angriffstruppen waren an Infanterie dem Verteidiger bedeutend unterlegen. Nachdem die Forts und Zwiſchenwerke der An-

griffsfront artilleriſtiſch niedergekämpft waren (auch die Panzertürme wurden in kurzer Zeit zum Schweigen gebracht), wurde das Artilleriefeuer auf die Zwiſchenſtellungen verlegt. Nach kaum eintägiger Wirkung hatte die ſchwere Artillerie auch hier volle Arbeit getan. Unter ihrer vernichtenden Wirkung gelang es, den Infanterieangriff bis zum 7. mittags auf Sturmentfernung heranzutragen. Kurz darauf wurden die Stellungen genommen. Die Werke auf den anderen Forts waren zum größten Teil bis zu dieſem Zeitpunkt artilleriſtiſch zuſammengeſchoſſen. Unſere Verluſte waren verhältnismäßig gering, da wir das Niederringen des Verteidigers im großen und ganzen der vernichtenden Wirkung der ſchweren Artillerie überlaſſen konnten. Am 7. nachmittags begannen dann die Kapitulationsverhandlungen, denen am folgenden Tage der Auszug der 40000 Mann, darunter 4 Generale, ſich anſchloß. Er nahm faſt ſieben Stunden in Anſpruch, und zwar wurden die Gefangenen ſofort einwaggoniert und nach Deutſchland abgeſchoben, eine neue Muſterleiſtung unſeres Eiſenbahnweſens. — Die Verwüſtung in den Werken war ſchrecklich, doch wurden ſofort alle Inſtandſetzungsarbeiten in Angriff genommen.

In der Champagnerstadt

(Die gefürchteten Ulanen. — Johanns Enttäuschung. — Das sächsische Husarenstücklein. — Der Bürgermeister als Geisel. — Bliemchen-Kaffee. — Abgelehnte zehn Millionen. — Das Hauptquartier von 1870.)

Vor Reims, 9. September.

Eine der schönsten Kriegsepisoden von 1870 war unstreitig die Einnahme von Epernay durch 14 bayrische Ulanen. Den Braven war die Zeit auf Vorposten zu lang geworden, und so brachen sie eines schönen Morgens unter der Führung eines Kameraden, der die Stadt zu kennen vorgab, als Patrouille nach dem berühmten Champagnerorte auf, der nach den offiziellen Meldungen noch von den Franzosen besetzt sein sollte. Aufs Geratewohl ritten die Vierzehn in die Stadt hinein, stiegen vor der Präfektur ab und erklärten dem Bürgermeister, daß er ihr Gefangener sei und die Stadtschlüssel herausgeben sollte. Vergebens rief der ängstliche Bürgermeister nach der Wache. Sie hatte die gefürchteten Ulanen nur von weitem gesehen, und schon war sie auf und davon. Also blieb dem Herrn Maire nichts anderes übrig, als gute Miene zum

böſen Spiel zu machen und den Vierzehn die Gewalt über die Stadt einzuräumen. Nachdem der Führer die Schlüſſel der Stadt mit gravitätiſcher Miene in Empfang genommen hatte, erbat er ſich das Wort und machte den Vorſchlag, ihm nach der „Braſſerie Moſer" zu folgen. Denn da habe er bis vor ganz kurzer Zeit als Bräuburſche gearbeitet, und man werde dort gewiß dem Johann (ſo hieß der Brave mit Vornamen) einen kühlen Trunk nicht verweigern, zumal er ja jetzt Herr der Stadt Epernay ſei. Aber es war gar nicht nötig, daß Johann Amt und Würden geltend machte, denn die ehemaligen Kollegen bewirteten ſeine Schar ohne weiteres und waren voll Stolz über ſeine Kriegstat. Johann aber hatte ſich inzwiſchen ſeitwärts in die Büſche geſchlagen und zog die Glocke eines Hauſes, in dem ſeine Liebſte mit Namen Loiſon bedienſtet war. Zu ſeinem Schmerz wollte ſie von dem ſo plötzlich verſchwundenen Schatz nichts mehr wiſſen, ſo eindringlich dieſer ihr auch klarzumachen ſuchte, daß er damals nur der Einberufungsorder gefolgt ſei und als Königlich Bayriſcher Ulan doch gewiß noch eine viel beſſere Figur mache, denn als Bräuburſche. Daß er inzwiſchen auch noch die Stadt Epernay für das deutſche Vaterland annektiert hatte, konnte er ihr nicht mehr erzählen, denn ſie hatte entrüſtet, wie ſie nun einmal war, die Tür wieder zugeworfen, und ſo mußte Johann auf den ſchönſten Augenblick dieſes ereignisreichen Tages, die Wiedereroberung ſeiner Loiſon, verzichten. Und trotz der Belobigung, die er für ſeinen kühnen Handſtreich im Geſtalt des Eiſernen Kreuzes erhielt, war er mit ſeinem Heldenſtück nicht ganz zufrieden.

Weshalb ich dieſe kleine Geſchichte hier erzähle? Nun, weil ſie vor Reims ihr würdiges Gegenſtück in einem prächtigen ſächſiſchen Huſarenſtücklein gefunden hat. Auch

vor Reims mit ſeinen ſeit 1870 geſchaffenen elf modernen Forts lag eine ſächſiſche Huſarenpatrouille, die die Zeit nicht erwarten konnte, der alten ſchönen Champagnerſtadt einen Beſuch abzuſtatten. Der ſächſiſchen Brigade unter von Suckow war aber noch nicht bekannt geworden, daß ſich die franzöſiſchen Truppen aus Reims zurückgezogen hatten, und ſo ließ eines Morgens der Rittmeiſter von Humbracht ſeine Leute antreten und fragte, wer wohl freiwillig als Patrouille in Richtung Reims mitkommen wolle. Sofort meldete ſich faſt die ganze Schwadron, und nachdem etwa 15 Mann ausgewählt worden waren, ging es durch den morgenfriſchen Wald zunächſt auf Fort Vitry zu. Aber ſiehe da: kein Feind war mehr zu ſehen, nur friſchgegrabene Stellungen und die aufgeſtapelte Munition ließen erkennen, daß alles für die Ankunft der Feinde bereitgemacht worden war, daß aber im letzten Augenblick der Abmarſch befohlen ſein mußte. Allein wohin? Und ſo ging es heidi nach der ſchönen Stadt hinab, deren weltberühmte Kathedrale dem Wanderer ſchon von weitem den richtigen Weg weiſt. Die guten Reimſer waren nicht wenig erſtaunt, als plötzlich die Huſaren über das Pflaſter ſprengten, einen auf der Straße ſtehenden franzöſiſchen Infanteriſten bei der Binde nahmen und ſich von ihm den Weg zum Stadthaus zeigen ließen. Hier hatte ſich in Erwartung eines ganzen feindlichen Armeekorps bereits der Bürgermeiſter mitſamt den Deputierten verſammelt und trat den biederen Sachſen in feierlichem Zuge entgegen. Der Führer, der die Sachlage ſofort erfaßte, erklärte, daß ihm der Bürgermeiſter für die Ruhe der Stadt zu bürgen habe und daher im Rathaus als Geiſel verbleiben müſſe. Darauf ließ er ſich die Schlüſſel überreichen, ging in die nächſte Druckerei und verfaßte eine Proklamation, die alsbald an den Straßenecken ange-

Fort Carfontaine bei Maubeuge

Die zerstörte Sambrebrücke bei Jeumont,
der französisch-belgischen Grenzstation der Linie Berlin—Paris

Digitized by Google

Nach einer Photographie von R. Guſchmann, Berlin

Der Generalinſpekteur der freiw. Krankenpflege Fürſt zu Solms-Baruth im Geſpräch mit dem Generalarzt der Armee Exz. von Schjerning

Nach einer Photographie von R. Guſchmann, Berlin

Die zerſtörten Kaſernen von Givet

Digitized by Google

ſchlagen wurde. Unterdes hatten die Huſaren ihr Lager vor dem Haupteingang der Kathedrale aufgeſchlagen und warteten in aller Ruhe die weitere Entwicklung der Dinge ab. Mit maßloſem Staunen beobachteten die Bürger der Stadt, deren Einwohnerzahl etwa die von Leipzig erreicht, was die gemütlichen Sachſen nun wohl für Dinge anſtellen würden. Aber die fütterten ruhig ihre Pferde, ließen ſich für ihr gutes deutſches Geld ſchlechten Bliemchenkaffee kochen und waren ſo beſcheiden, daß ſie ſich in der Nacht glatt auf das harte Pflaſter legten und ſich lediglich mit dem Bewußtſein ihrer guten Tat zudeckten. Um 5 Uhr morgens ritten ſie dann zum Tore hinaus der anrückenden ſächſiſchen Brigade entgegen, und nachdem ſie ihre Meldung erſtattet hatten, durften ſie ſich an die Spitze der Truppen ſetzen, die darauf mit der vollen Regimentsmuſik und wehenden Fahnen in Reims einzogen. Die Namen der wackeren Sachſen werden in der Geſchichte des Krieges von 1914 ebenſo unvergeſſen bleiben, wie die des braven bayriſchen Bräugehilfen und ſeiner Geſellen bei der Einnahme von Epernay.

Man erinnert ſich, daß die Beſitzer der großen Reimſer Champagnerfabriken und der von Reims bis Epernay reichenden weltberühmten und viele Millionen an Wert repräſentierenden Weinberge der Champagne der franzöſiſchen Regierung den Betrag von 10 Millionen Franken geboten hatten für den Fall, daß man die Stadt Reims und die Champagne nicht zum Schauplatz irgendwelcher Kämpfe machen würde. Die Regierung hatte das abgelehnt und tatſächlich hat Reims bei der kurzen Beſchießung durch uns etwa 80 Granaten abbekommen, die aber glücklicherweiſe nur wenig Schaden angerichtet haben. Speziell die Kathedrale iſt nur von einem Schuß getroffen worden, der einige Kirchenfenſter, aber ſonſt nichts be-

schädigt hat. 1870 hatte sich Reims ebenfalls kampflos übergeben wollen, allein, als die Deutschen sich zum Einzug anschickten, schoß plötzlich ein Feldhüter aus einem Kaffeehause heraus seine Flinte ab. Er traf zwar niemanden, aber dieser eine Schuß kostete die gute, alte Stadt Reims eine Kontribution von 800000 Franken. Aus diesem Grunde war auch diesmal bei unserem Einzuge bereits eine Proklamation des Bürgermeisters angeschlagen worden, in der dringend vor jeder feindseligen Handlung gewarnt wurde. Der alte Kaiser Wilhelm hatte 1870 im Hause der seligen Witwe Cliqout während der Dauer der Anwesenheit des Großen Hauptquartiers in Reims eine überaus gastliche Aufnahme gefunden, und gewiß wäre auch diesmal ein kaiserlicher Besuch der schönen Stadt erfolgt. Aber nun liegen die Unsern wieder draußen vor ihren Toren und sind gezwungen, sie mit stürmender Hand noch einmal zu nehmen, da die Unklugheit der französischen Strategen sie zum Mittelpunkt erbitterter Artilleriekämpfe gemacht hat.

Der Kaiser im Felde

(Die geheime Feldpolizei. — Kleine Episoden. — Frauen im Kriege. — Am Sedantag. — Vater und Söhne. — Beim Prinzen Oskar.)

Seitdem Kaiser Wilhelm am 16. August dieses Jahres von Berlin aus „in der Richtung Mainz", wie es in der offiziellen Depesche hieß, nach dem ersten Großen Hauptquartier in Koblenz abgereist ist, befindet er sich nunmehr gerade einen Monat im Felde. Ganz still und unbemerkt ist der aus zehn Wagen bestehende Kaiserliche Sonderzug, dessen Erscheinen sonst immer den hellen Jubel der Bevölkerung hervorrief, durch das halbe Deutsche Reich gefah-

ren. Vergeblich hat man im Westen und Südwesten damals Ausschau nach dem schönen weißblauen Train gehalten, der den obersten Kriegsherrn zu seinen braven Truppen trug. Er hat nämlich inzwischen seine Farbe gewechselt. Wie wichtig diese Vorsichtsmaßregel gewesen ist, beweist allein schon der Umstand, daß französische Flieger auf die absichtlich falsch gewählte Bezeichnung des Reiseweges hin sofort auf der Eisenbahnstrecke Frankfurt mit dem Abwerfen von Bomben begonnen haben, ohne jedoch irgend etwas Positives zu erreichen. Aber auch noch aus anderen Gründen mußte diesmal in jeder Weise für die persönliche Sicherheit des Monarchen gesorgt werden. Denn er kann sich in diesen Tagen und Wochen nicht etwa wie der französische Präsident in die friedliche Stille einer weit vom Schuß belegenen Provinzstadt zurückziehen, sondern hält es, getreu der großen Überlieferung seiner Vorfahren, für seine Pflicht, so oft als nur irgend möglich, unmittelbar mit den Truppen in Fühlung zu treten. Dabei ist er schon mehrfach bis dicht an die Gefechtslinie herangekommen.

Den Weg zu den kämpfenden Truppen hat der Kaiser sowohl von Koblenz wie auch von seinem jetzigen Hauptquartier aus stets im Kraftwagen zurückgelegt. Die Sicherheit des Kaisers während seiner Anwesenheit im Felde verbürgen neben seinen persönlichen Adjutanten und der Leibgendarmerie auch eine große Anzahl aus allen deutschen Polizeiämtern zusammengezogener Geheimpolizisten, die als sog. „Geheime Feldpolizei" organisiert sind. Ihnen liegt naturgemäß auch die Beobachtung aller im Felde und im Großen Hauptquartier auftauchenden verdächtigen Persönlichkeiten ob, die neben der Sicherheit des Kaisers auch die des Heeres durch Spionage, Attentate u. a. m. gefährden könnten.

So umgibt eine dem ungeübten Auge ſelbſtverſtändlich unſichtbare, aber trotzdem undurchdringliche Schutzwand den Monarchen bei Tag und Nacht. Natürlich bewegt ſich der Kaiſer ſelbſt im Großen Hauptquartier und im Felde völlig unbehindert durch die zu ſeinem Schutze getroffenen Maßnahmen. So ſah man ihn in Koblenz wiederholt in heiterer und ungezwungener Unterhaltung mit vor dem hiſtoriſchen Koblenzer Schloſſe ſpielenden Kindern und auch in ſeinem jetzigen Hauptquartier jenſeits der Grenze hat er ſich die Herzen der Bewohner ſofort erobert, als er, nur wenige Minuten nach ſeiner Ankunft, bereits aus ſeiner Wohnung heraustrat und ſich einigen Kindern freundlich nahte, die auf ſein Erſcheinen gewartet hatten.

Er ſieht überhaupt um Jahre verjüngt aus, ſeitdem er die Bravour ſeiner Truppen in dieſem Feldzuge wiederholt perſönlich hat beobachten können. Während in Koblenz noch die letzten Vorbereitungen zu treffen waren und verſchiedene höfiſche und diplomatiſche Geſchäfte ihn in Anſpruch nahmen, iſt der Kaiſer jetzt faſt ausſchließlich um das Wohl und Wehe der draußen im Felde Stehenden bemüht und charakteriſtiſch dafür iſt die kleine Epiſode, die ich ſelbſt beobachten konnte. Irgendeine Stelle hatte das Fehlen einiger Wolldecken für Verwundete gemeldet, und nun erſchien der Kaiſer perſönlich, um feſtzuſtellen, ob die Sachen inzwiſchen abgeliefert worden ſeien. Auch die Kaiſerin hat ſich wiederholt perſönlich um das Wohlergehen der Verwundeten geſorgt, zumal von weiblicher Seite aus darüber geklagt worden ſein ſoll, daß man den Frauen nicht in genügender Weiſe Platz für Betätigung bei der Verwundetenpflege geſchaffen habe.

Mit dem Kaiſer ſind auch Kraftwagenführer, Leibkutſcher und ſonſtige Bedienſtete, ſowie ein auserleſenes Pferdematerial über die Grenze gekommen, und der Ort,

wo ſich das Große Hauptquartier befindet, erlebt in dieſer Zeit goldene Tage, da ja die kleineren Bedürfniſſe für die Hofhaltung direkt hier befriedigt werden müſſen. Aber auch die engere und weitere Umgebung des Monarchen ſetzt die Kaufleute, Lieferanten und Handwerker der Stadt andauernd in Bewegung. Es kommen hinzu der Große Generalſtab, das Auswärtige Amt mit ſeiner hieſigen Filiale, das Kabinett- und das Hofpoſtamt mit ihren vielen Beamten, das Rote Kreuz, die freiwillige Krankenpflege, das Kaiſerliche Freiwillige Kraftwagenkorps, die ausländiſchen Militärattachés und die Kriegsberichterſtatter, alles Faktoren, die mit ihren Anſprüchen und Bedürfniſſen die ganze Stadt beſchäftigen, ſo daß in den meiſten Läden mangels genügender Anfuhr bereits keine Waren mehr zu haben ſind.

Unvergeßlich wird den Truppen beſonders der diesjährige Sedantag bleiben. Am 1. September war der Kaiſer, vom Großen Hauptquartier kommend, in Beauville eingetroffen, wohin auch der Kronprinz herüberkam. Mitten in dem von ſeinen Bewohnern faſt ganz verlaſſenen, halbverbrannten Städtchen trafen ſich Vater und Sohn und zogen ſich alsbald in ein niedriges kleines Gaſthaus zurück, wo der Kronprinz dem Kaiſer die ſoeben errungenen Erfolge ſeiner Armee mitteilen konnte. Mit ſtrahlender Miene erſchien der Kaiſer darauf Arm in Arm mit dem Kronprinzen bei den in den Straßen die Wacht haltenden Landwehr- und Landſturmmännern und rief ſie mit den Worten: „Na Kerls, nun kommt mal her, ich muß euch doch zuerſt das Neueſte erzählen!“ heran. Inmitten der Leute und mit Jubel begrüßt von den das Städtchen ununterbrochen durchziehenden Kolonnen teilte er ihnen dann die Freudenbotſchaft von dem Siege der kronprinzlichen Armee bei Virton mit und gab die Nach-

richt auch an einzelne Kolonnenführer weiter. Wiederholt klopfte der Kaiſer dem Kronprinzen, der in der Uniform ſeiner Danziger Huſaren und mit dem ihm vom Kaiſer perſönlich angehefteten Eiſernen Kreuz geſchmückt, in tiefer Bewegung vor ihm ſtand, gerührt auf die Schulter. Nachdem ein begeiſtertes Hurra auf den Kaiſer und den Kronprinzen ausgebracht war, verabſchiedeten ſich Vater und Sohn. Der Kaiſer fuhr alsbald nach Marville und von dort nach Sorbey. Auf dem ganzen Wege begegneten dem Kaiſer vorrückende Truppen, von denen der Monarch ſich immer wieder über den Sieg und ihre Erlebniſſe erzählen ließ. Man kann ſich ungefähr denken, wie fröhlich die müden Feldgrauen wurden, wenn plötzlich ihr oberſter Kriegsherr ſichtbar wurde. — In Sorbey war inzwiſchen das Liegnitzer Königsgrenadier-Regiment mit Muſik und Fahne unter dem Kommando des Prinzen Oskar von Preußen aufmarſchiert, der ſich im Felde einen ſchönen brünetten Vollbart hat ſtehen laſſen, und vom Kaiſer mit einem fröhlichen, auf ſeine Kriegstrauung mit der Gräfin Baſſewitz bezüglichen Scherzwort begrüßt wurde. Der Kaiſer ſchritt dann die Front der Truppen ab und begrüßte jede einzelne Kompagnie mit dem üblichen: Guten Abend, Grenadiere! Dann hielt er eine längere Anſprache an das Regiment, teilte ihm den Sieg der kronprinzlichen Armee bei Virton mit, und bemerkte dabei, daß dieſer Erfolg angeſichts der beſonderen Bravour unſerer Truppen mit ehernen Lettern in die Geſchichte dieſes Krieges eingezeichnet zu werden verdiene. Mitten in die Rede hinein dröhnte der Donner der Kanonen vor Verdun. Unbeſchreiblich war der Jubel, mit dem das Regiment in das von ſeinem Kommandeur auf den Kaiſer ausgebrachte Hoch einſtimmte. Dann rief der Kaiſer die Offiziere und ebenſo die Unteroffiziere zu einer Beſpre-

chung zuſammen. Er forderte ſchließlich das Regiment zur Nacheiferung auf und blieb die Nacht im Biwak mitten unter den Königsgrenadieren. Die Sonne war blutrot im Weſten untergegangen und über der lauen Sommernacht ſtand der Vollmond, als ſich der Kaiſer mit dem Prinzen Oskar in aufgeräumteſter Stimmung zur Ruhe begab.

Die Sorgen der Poſt und die Krankenpflege

(Erinnerungen an 1870/71. — Der Mangel an Poſtmannſchaften. — Eine Unterredung mit dem Fürſten zu Solms-Baruth. — Warum wir keine Frauen an die Front laſſen. — Wie die freiwillige Krankenpflege arbeitet.)

15. September.

In den letzten Tagen hat draußen im Felde der Herbſt mit einem furchtbaren Gewitterſturm, unendlichen Regenfluten und empfindlicher Kälte eingeſetzt, nachdem prächtiges Sommerwetter den ganzen Feldzug bisher geleitet hatte. Nun heißt es für unſere Feldgrauen, ſich langſam für die rauhere Jahreszeit einzurichten und unſere Intendanturen ſind auch ſchon zur Herausgabe der Wollſachen veranlaßt worden. Trotzdem wird manches Mütterchen daheim noch dieſe oder jene Liebesgabe in Form von warmen Strümpfen, Leibbinden und dgl. angefertigt haben, und die inzwiſchen beſſer gewordenen Verbindungen werden bald den im Felde Stehenden dieſe wärmenden Sachen näherbringen. Nur darf man nicht überſehen, daß die Armeeleitung zunächſt an die Heranſchaffung von Munition, Waffen und Lebensmitteln zu denken hat, daß die Abtransporte von Verwundeten und Gefangenen noch immer andauern, und daß ſchließlich die ganze Fülle der geſpendeten Liebesgaben, die zum großen Teil leicht ver-

derblich sind, endlich zur Verteilung gelangen muß. Im Kriege 1870—71 hat unsere Feldpost unter Stephans Leitung sich das höchste Lob erworben und selbstverständlich hat auch Herr Krätke den Ehrgeiz, im Jahre 1914 nicht zurückzustehen. Aber er hat ebenso wie alle anderen maßgebenden Faktoren in diesem Weltkriege mit ganz anderen, geradezu riesenhaften Dimensionen des Verkehrs zu rechnen, und das erklärt manchen verspätet zugestellten Brief, manches noch unerledigte Paket. Dazu kommt, daß dieser Verkehr diesmal nach zwei ganz verschiedenen Seiten drängt, während im 70er Krieg nur eine Front in Betracht kam. Und schließlich mußten, wenigstens in der ersten Zeit, strategische Momente berücksichtigt werden, die, wie ja auch amtlich bekannt gegeben, vorübergehend eine Aufstapelung der nach dem Westen einlaufenden Post erforderlich machten, und die Folgen dieser Stockung sind auch heute noch nicht ganz überwunden. Daneben hat der ungestüme und unerwartet schnelle Vormarsch unserer Truppen zahlreiche Postbeamte aus dem Reiche zum Dienst in die von uns besetzten Postanstalten des Auslandes, sowie in die neuen Feldpostämter viel früher gerufen, als der Ersatz für sie zur Stelle war.

* * *

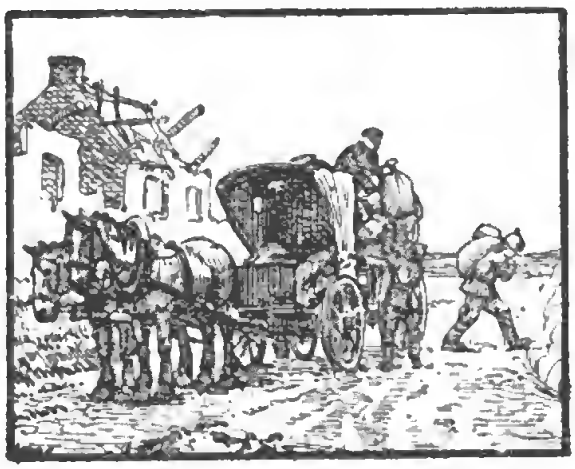
Und nun noch ein kurzes Wort über unsere freiwillige Krankenpflege im Kriege. Sie steht bekanntlich unter der Oberleitung des Fürsten zu Solms-Baruth, als des Kaiserlichen Kommissars und Militärinspekteurs der freiwilligen Krankenpflege. Über diesen Dienst etwas Näheres zu erfahren, erscheint gegenwärtig um so notwendiger, als namentlich von weiblicher Seite wegen der Zurückweisung von Hilfskräften zur freiwilligen Krankenpflege im Felde Klagen laut geworden sind. Deshalb ist es zu-

nächſt notwendig, darauf hinzuweiſen, daß der Dienſt an den im Felde Verwundeten in erſter Linie Sache der Heeresverwaltung iſt. Sie ſorgt durch ihr ausgebildetes Sanitätsperſonal ſowohl für die Aufſuchung und Bergung der Verwundeten, als auch für den erſten Verband und die weitere Behandlung im ſogenannten Feldlazarett, unmittelbar hinter der Gefechtslinie. Dieſe Feldlazarette müſſen ſobald als irgend möglich für den weiteren Verwundetennachſchub freigemacht werden, und es erfolgt ſomit die Abſchiebung der Verwundeten in die im Etappengebiet belegenen Kriegslazarette. Dann kommen ſie in die in der Heimat befindlichen Reſerve-, Garniſons-, Feſtungs- und ſonſtigen Lazarette, in denen die freiwillige Krankenpflege ein beſonderes Feld für ihre ſegensreiche Betätigung findet. Sie unterſteht der Heeresleitung, und da ihre Organiſation der Kriegsgliederung des Heeres entſprechend ausgebildet iſt, ſo war es angeſichts der hohen Anſprüche, die bei der Grauſamkeit der gegenwärtigen Kriegsführung von ſeiten unſerer Gegner an die Leiſtungsfähigkeit unſeres Sanitätsdienſtes geſtellt werden, nur ſelbſtverſtändlich, daß auch die freiwillige Krankenpflege nicht nur im Etappen- und Heimatgebiet Verwendung fand, ſondern in vereinzelten Fällen ſogar in der vorderſten Linie zur Betätigung kam. Dabei hat es ſich denn aber auch ereignet, daß Verwundungen von Pflegern vorgekommen ſind, und daß kürzlich ſogar ein Trupp Schweſtern in die Hände der Gegner geraten iſt. Gerade dieſer Vorfall zeigt, wie unrecht man unſerer freiwilligen Krankenpflege tut, wenn man ihr vorwirft, daß ſie den Frauen nicht den nötigen Spielraum zur Betätigung ihrer Kräfte auch in vorderer Linie einräumt. Denn das erſte Erfordernis für unſere helfenden Frauen iſt neben der perſönlichen Sicherheit doch auch das einer angemeſſenen

Unterbringung. Nun kann man wohl dem männlichen Perſonal vorübergehend mangelhafte Unterkunftsräume oder auch gar keine bieten. Aber bei den weiblichen Pflegekräften iſt das doch ganz ausgeſchloſſen. Auch müſſen die beamteten Ärzte auf Grund von Erfahrungen, die im Ruſſiſch-Japaniſchen und im Balkankriege mit weiblichem Pflegeperſonal gemacht worden ſind, Bedenken tragen gegen die Verwendung von Frauen in den Lazaretten unmittelbar hinter der Front, und ſo wird die freiwillige Krankenpflege am beſten an dem bisherigen Syſtem der Verwendung der Frauen in den Etappen- und den Heimatslazaretten, d. h. bei den ſtabilen Sanitätseinrichtungen, feſthalten.

Im übrigen ſind an der freiwilligen Krankenpflege nicht nur das Rote Kreuz, ſondern auch die verſchiedenen deutſchen Ritterorden, darunter der Johanniter-, der Malteſer- und der bekannte bayriſche Georgi-Ritterorden beteiligt. Alle dieſe Organiſationen haben ſich in einer langjährigen Tätigkeit durchaus bewährt. Sie ſind nicht nur im Frieden, ſondern auch in den Kriegen der letzten Jahrzehnte praktiſch weitergebildet worden, ſo daß wir volles Vertrauen in ihre Wirkſamkeit ſetzen dürfen. Die urſprünglich von der Heeresleitung angeforderte Zahl von Pflegern und Pflegerinnen hat ohne weiteres im Laufe des Feldzuges verdoppelt werden können. Das geſamte Perſonal iſt von den an der freiwilligen Krankenpflege beteiligten Organiſationen ausgebildet und wird von ihnen unterhalten. Es hat ſich bisher ausgezeichnet bewährt, und Klagen von Erheblichkeit liegen von keiner Seite vor. Überall geht die Unterordnung unter die militäriſche Diſziplin glatt vonſtatten. Auch die Sammlung, Zuführung und Verteilung der Liebesgaben an die einzelnen Truppenteile liegt in den Händen der freiwilligen Krankenpflege.

Auch dieſe Arbeit muß ganz organiſatoriſch vorgenommen werden, denn wiederholt iſt es früher vorgekommen, daß bei der plan- und wahlloſen Verteilung der Liebesgaben die in der Front kämpfenden Truppen faſt ganz leer ausgegangen ſind, weil die private Liebestätigkeit nicht an ſie herankommen konnte. Nur müſſen ſich unſere braven Jungen draußen noch etwas gedulden, bis die gegenwärtig unſeren ganzen Eiſenbahndienſt vollauf in Anſpruch nehmenden Truppen-, Munitions- und Proviantnachſchübe beendet ſind. Dann aber wird es ein Weihnachtsfeſt im Herbſt geben, und daß ſie es alle da draußen in guter Geſundheit und Fröhlichkeit erleben mögen, iſt wohl unſer aller aufrichtiger Wunſch.



Eine Reiſe durch Belgien

I.

(Trübe Nachrichten aus Reims. — Die überflüſſigen Kriegswagen. — Auf holpriger Landſtraße. — Hurra, die Enten! — In der Feſtung Givet. — Rieſenſpielzeug. — Unſchöne Soldatenbriefe. — Verräteriſche Franktireurs. — In Notre Dame von Dinant. — Ein unvorhergeſehenes Feuerwerk. — In Namur. — „Sambre et Meuse.“ — Verlaſſene Kirmesbuden. — Unter alten Eichen.)

23. September.

Ein dichter Vorhang liegt zurzeit über der welthiſtoriſchen Schaubühne im Weſten. Schwarze Gewitterwolken ziehen über die Kämme der Vogeſen und Ardennen und verſchleiern das wilde Kampfgetümmel zwiſchen Verdun und Paris. Nur ab und zu beleuchtet ein Blitzſtrahl in Form eines kurzen Telegramms unſeres Großen Generalſtabes die Situation und zeigt uns, daß es auf der ganzen Linie, wenn auch unter ſchweren Opfern, vorwärts geht. In unbegreiflicher Verblendung hat Frankreich das ſchon von uns in Beſitz genommene Reims und damit auch die herrliche Champagne zum Gegenſtand erbitterter

Kämpfe gemacht, und ſoeben trifft die Nachricht ein, daß die Stadt der franzöſiſchen Königskrönungen mit ihrer herrlichen Kathedrale mitten in unſerem Feuer ſteht. Damit iſt, in Verbindung mit der Nachricht, daß auch die Sperrfortlinie ſüdlich von Verdun beſchoſſen wird, das von uns Kriegsberichterſtattern mit Ungeduld erwartete Vorrücken zur Front in allernächſte Nähe gerückt, und es war deshalb zunächſt nicht vielen von uns damit gedient, daß am letzten Sonnabend der Große Generalſtab noch einen dreitägigen Ausflug nach Belgien dazwiſchenſchob, weil wir ja annehmen müſſen, daß vieles von dem, was wir nun zu erzählen wiſſen, draußen ſchon bekannt ſein wird. Immerhin mag dies und jenes noch wiſſenswert erſcheinen, zumal ich Gelegenheit hatte, auch zwei Plätzen erneut einen Beſuch abzuſtatten, die ich ſchon bei meinem erſten Beſuche Belgiens ſah, und die nun, nach kaum drei Wochen, ſchon ein ganz verändertes und weit freundlicheres Bild darboten. Wenn es ſo weitergeht, wird das reiche Belgien mit ſeiner dichten Bevölkerung hoffentlich recht bald die Schrecken des Krieges überwunden haben und einer neuen Blüte entgegengehen, woran mitzuarbeiten unſere neue Verwaltung in Belgien zurzeit mit erfreulichem Eifer ſich bemüht.

Wieder benutzten wir die Kraftwagen des Kaiſerlichen freiwilligen Kraftwagenkorps, die uns gegen einen entſprechenden Koſtenanteil zur Verfügung geſtellt worden ſind, da unſere ſchönen Kriegswagen mit ihrer Pferdebeſpannung die täglich zurückzulegenden Hunderte von Kilometern nicht zu leiſten vermögen. Wir fuhren zunächſt die Schlachtfelder von Longlier-Neuf Chateau ab, wo die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg unter blutigen Kämpfen die Franzoſen auf franzöſiſches Gebiet zurückwarf. Noch ſtehen die Brandruinen der zer-

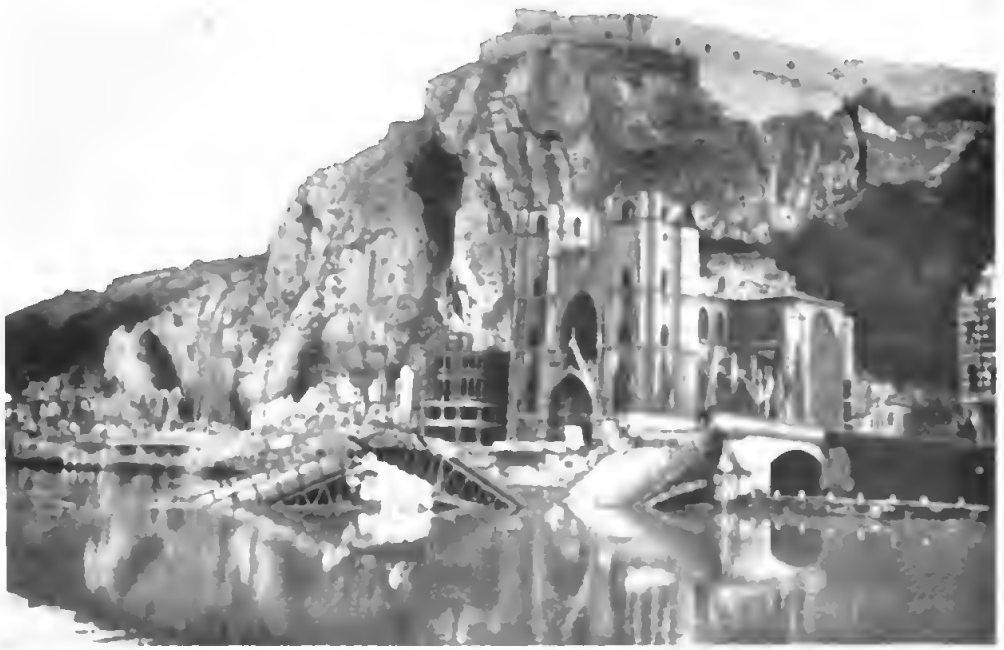
ſchoſſenen Häuſer in grauenhafter Unordnung da, aber ſchon ſind Maurer und Zimmerleute damit beſchäftigt, die Trümmer fortzuräumen und die Mauern auf ihre Feſtigkeit hin zu prüfen. Nur wenige Monate, und die Einwohnerſchaft der beiden lieblich gelegenen Städtchen wird neue und ſchönere Stadtteile an Stelle der jetzigen traurigen Überreſte geſchaffen haben. Mehr und mehr gewinnt man den Eindruck, daß die Städte und Dörfer des belgiſchen Südens eine ſolche Auffriſchung, wenn auch natürlich nicht in dieſer gewaltſamen Form, nötig hatten. Daß der Miſthaufen als Zeichen bäuerlichen Wohlſtandes abſolut vor den Häuſern ausgebreitet liegen muß, iſt hier ein feſter Glaubensſatz. Die nächſte Folge davon iſt aber auch die Anweſenheit aller Schweine, Kühe und Hühner auf der ſchmutzigen und holperigen Dorfſtraße.

An ein Vorwärtskommen der Kraftwagen iſt unter dieſen Umſtänden nicht zu denken, und mit vereinten Kräften müſſen wir deshalb die Viecher davonjagen. Das bringt zwar ein wenig Abwechſelung in das ſonſtige ſo überaus ernſte Bild unſerer Fahrt, allein da der Regen unabläſſig vom Himmel ſtrömt und keine beliebigen Aufenthalte mit Rückſicht auf die Gefährlichkeit der ganzen Gegend geſtattet ſind, ſind wir bald von Näſſe und Kälte geſchüttelt und mancher wünſcht ſich hinter den wärmenden Ofen. Aber nur einen Augenblick, denn da paſſiert unſer Wagen ein Regiment Feldgraue, das ſeit dem frühen Morgengrauen unterwegs iſt und unſere ſchlapp gewordenen Kameraden mit lautem Freudenruf begrüßt, zumal die in den letzten Tagen zu uns geſtoßenen öſterreichiſch-ungariſchen Kollegen die Offiziersmützen der verbündeten Monarchie tragen und bei den Mannſchaften dadurch der Glaube entſteht, daß Truppen aus dem Nachbarlande nicht weit ſeien. Ein junger Leutnant

aber ruft, als er hört, daß wir Berichterſtatter ſeien, erfreut: „Hurra, die Enten!“, und hat demnach die Situation am beſten erfaßt. Das Waſſer läuft den Leuten ſozuſagen in die Stiefel, in ganzen Bächen rauſcht es die ſchlüpfrige Landſtraße entlang, und aus dem grauen Wolkenhimmel gibt es für den ganzen Marſchtag auch nicht einen einzigen Lichtblick. Aber trotzdem: kein unfreundliches Geſicht, keine müde Geſtalt und keine Klage. Keiner auch ſchaut neidiſch dem davonrollenden Kraftwagen nach. Es geht in gleichem Schritt und Tritt mit den Kameraden weiter, und indem die Kolonne im Nebel langſam unſeren Blicken entſchwindet, hören wir noch den Klang der öſterreichiſchen Hymne mit Hoffmann von Fallerslebens deutſchvaterländiſchem Text dazu: „Von der Maas bis an die Memel“. Wenige Stunden ſpäter rollt unſer Wagen ſchon über eine von unſeren braven Pionieren gebaute Notbrücke auf das jenſeitige Maasufer hinüber nach der Feſtung Givet, die in ihrer wunderſchönen Lage hoch über dem grünen Strom in etwas an die Baſtei in der Sächſiſchen Schweiz erinnert. Ähnlich wie in Montmédy, von dem ich gelegentlich unſerer Verdunfahrt erzählte, hat auch hier bis zum Kriege eine Dornröschenſtimmung geherrſcht. Das Sperrfort hätte mit einer modernen Panzerrüſtung und einer kühnen Beſatzung den Unſeren böſe Stunden bereiten können. Aber ſtatt deſſen brauchten zwei öſterreichiſche Motorbatterien ganze 36 Stunden, um aus der Feſte ein Chaos zu machen, während 2500 Franzoſen angſtvoll in der tief in den Felſen eingebauten Kaſematte ſaßen und ſich auch nicht einen Augenblick an den Gegner heranwagten. Wie eine umgeſtürzte Nürnberger Spielzeugſchachtel ſieht Givet heute aus. Auf der ganzen Feſte, die ebenſo wie Montmédy neben der Garniſon auch etwa 300 Leuten der Zivilbevölkerung Obdach gewährte,

ist nicht ein Haus, aber auch nicht eines ganz geblieben. Und die Dächer der Kasernen liegen auf denen der Privathäuser und umgekehrt. Es ist, als wenn das Riesenkind von Burg Rideck im Elsaß hier oben mit mutwilliger Hand alles durcheinander geworfen hätte, ohne sich des grausigen Spieles voll bewußt zu sein. Denn von den Tragödien, die während der Beschießung hier oben gespielt haben, erzählt uns eine Anzahl bescheidener französischer Soldatengräber, die man in einem Blumengarten hinter der Offiziersmesse hergerichtet hat. Einige wenige Tapfere hatten sich trotz der mörderischen Beschießung auf die Bastionen gewagt, um die Geschütze zu bedienen. Aber schon nach wenigen Augenblicken stürzten die Trümmer der zerschossenen Kathedrale und des Arsenals über ihnen zusammen und begruben sie unter sich. Andere wurden von den österreichischen Geschossen bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert, so daß nur einzelne Körperteile in dem Massengrabe des kleinen Festungsfriedhofes geborgen werden konnten. Wieder durchstöberte ich die wenigen Habseligkeiten der Mannschaften in dem Dunkel der Kasematten. Vieles für den französischen Soldatencharakter Bezeichnende habe ich darin gefunden, und der leicht bewegliche, sorglose, draufgängerische, aber auch überaus erotische und zur Zote neigende Sinn der Leute geht aus den Briefen und Büchern, Liedern und Zeichnungen mit leider nur allzu großer Deutlichkeit hervor.

Die Soldatenbriefe von Givet eignen sich nicht zur Veröffentlichung in den Zeitungen, wie etwa die unserer Feldgrauen, die, soweit wir sie bisher kennen gelernt haben, denn doch auf einen ganz anderen Ton gestimmt sind. Und wenn sich die überaus empfindsamen Luxemburger darüber beklagt haben, daß unsere durchmarschierenden Soldaten unanständige Lieder gesungen hätten, so möchte



Nach einer Photographie von R. Guichmann, Berlin

Das zerstörte Dinant mit der Kathedrale

Leipziger Presse Büro, Leipzig

Die „grande place" in Brüssel mit dem auch in Kriegszeiten stattfindenden Blumenmarkt

Digitized by Google

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Blick auf das angeblich ganz zerstörte Löwen
(Im Hintergrunde rechts das vollständig unbeschädigte Rathaus)

ich nicht, daß ihre Freunde aus Givet hier durchgezogen wären. Denn dann hätten ihren höheren Töchtern die Ohren wohl noch etwas anders geklungen. Und nicht nur ihnen. Aber das ist ein Kapitel, über das man mit den Herrschaften noch etwas später wird reden müssen.

* *
*

Von Givet führt unser Weg nunmehr immer an der schönen grünen Maas entlang nach dem Luxuskurort Dinant sur Meuse. Kurz vor dem Orte, der sonst um diese Jahreszeit die lebenslustigen Brüsseler und Pariser in seinen Mauern zu sehen pflegte, haben Teile der Armee Hausen Ende August ihren Übergang über die Maas bewerkstelligt, und biedere Pirnaer Pioniere halten noch heute die Wacht an diesem kleinen Kunstwerk, das im Hintergrunde auch ein famoses Biwak zeigt. In regendichten Lagerzelten wird hier gerade das Mittagessen aufgetragen, das in der praktischen Feldküche nebenan zubereitet wurde, und es schmeckt den gemütlichen Sachsen wie daheim bei Muttern. Rechts und links der Maas säumen bis nach Dinant hinein prächtige Villen und Landhäuser unseren Weg. Aber die schloßartigen Gebäude sind vielfach ausgebrannt oder dienen den Zwecken des Roten Kreuzes. Die Bewohner sind zum großen Teil ins Ausland geflüchtet und haben es sich nun selbst zuzuschreiben, wenn die Unseren die Türen erbrochen haben, um nicht nur unseren Verwundeten, sondern auch denen der Gegner Unterkunft und Nahrung zu verschaffen. Hoch darüber aber steht der schweigende Wald im Herbstlaub und wundert sich, was da unten vor sich gegangen ist. Denn Dinant ist sozusagen gewesen. Von 8000 Einwohnern

sind nur noch etwa 2000 in der Stadt, die vollkommen in Schutt und Asche liegt. Nachdem wir die Stadt genommen hatten, sind verräterische Franktireurs auch hier tätig gewesen, so daß die Feldgrauen das ganze luxuriös hergerichtete Städtchen zur Abschreckung zerstört haben. Nur einige wenige Häuser stehen noch und müssen von den Unsrigen auch heute noch scharf bewacht werden. Die Belgier haben nämlich die fixe Idee, daß wir in Frankreich auf der ganzen Linie zurückgehen und schon in den nächsten Tagen auf Belgien zurückfluten werden. Dann ist der Tag der Vergeltung gekommen, und in diesem Wahn werden die Toren durch französische und heimatliche Agenten bestärkt, deren Streben dahin geht, den Bürgerkrieg in ganz Belgien gegen uns zu entfesseln. Darum sind unsere jetzigen Fortschritte im Westen doppelt wichtig. Sie zeigen den Feinden in unserem Rücken, daß alle ihre Hoffnungen vergeblich sind, und wenn auch Antwerpen zur Übergabe gezwungen sein wird, werden die Belgier sich entscheiden müssen. Den jetzigen Zustand des glühenden Funkens unter der Asche kann sich unser Heer auf die Dauer nicht gefallen lassen. Hoffentlich nimmt man von dieser Auffassung auch in Luxemburg rechtzeitig Notiz, wo die franzosenfreundliche Richtung ebenfalls durch hetzerische Agenten gefördert wird.

Einen traurigen Anblick gewährt in Dinant vor allem die halbzerstörte, aus dem 13. Jahrhundert stammende Kirche Notre Dame (Liebfrauenkirche), deren kürbisartig ausgebauter Turm von französischer Artillerie heruntergeschossen worden ist. Dabei ist der 68 Meter hohe Turm in Brand geraten, hat das Kirchendach durchschlagen und die Orgel angezündet. Auch das Kirchgestühl und wertvolle Gemälde sind mit verbrannt. Mitten in der furcht- und grauenerregenden Zerstörung gibt mir der greise

Pfarrer Auskunft über die Lage in der Stadt während der zweitägigen Beschießung. Er hat die ganze Zeit um seine Kathedrale gebangt und hofft, daß ihr Wiederaufbau nur eine Frage der Zeit sein wird. Wunderbarerweise ist das hohe Fenster im Chor, das einen großen Wert darstellt, bei dem Brande vollkommen ganz geblieben. Hinter der Kirche führt ein steiler Pfad hinan zur Feste, die Belgiens Heeresleitung in sträflichem Leichtsinn in den letzten Jahren fast ganz hatte verfallen lassen. Einen eigenartigen Anblick gewähren die Kuranlagen der malerisch zu Füßen der hohen nackten Kalkfelsen belegenen Stadt. Hier, wo sonst die elegante Welt flanierte, Lawn-Tennis spielte, Radrennen zuschaute oder sich an den Bootswettfahrten auf der Maas ergötzte, kampieren obdachlos gewordene Einwohner von Dinant. Ein fast zwei Meter großes Plakat, das ich hier fand und zum Andenken an Dinant mitnahm, kündet noch in Riesenlettern die Fêtes von Dinant für das Jahr 1914 an, als da sind verschiedene Regatten auf der Maas, Kraftwagenwettfahrten, Radrennen, venezianische Feste, eine landwirtschaftliche Ausstellung und eine belgische Kirmes sowie ein großes Feuerwerk, das wenige Tage vor der Beschießung von Dinant vor sich gehen sollte. Inzwischen aber waren die Franzosen gekommen, und sie haben ein Feuerwerk geboten, an das die Dinanter wohl zeit ihres Lebens denken werden. Wie Givet den berühmten Komponisten Mehul hervorbrachte, so ist auch Dinant die Vaterstadt eines berühmten belgischen Künstlers, und zwar des Malers Wiertz. Nur schwer trennten wir uns von der schönen Landschaft um Dinant, doch die Kilometerfresser am Steuer unserer Wagen kennen keine Gnade. In rasender Fahrt geht es maasabwärts weiter, Namur zu, das wir bekanntlich am Tage seiner Übergabe zum ersten Male

ſahen. Aber welcher Gegenſatz zwiſchen damals und heute! Wir finden eine gewerbefleißige, äußerſt lebhafte Stadt, in der nur die furchtbare Zerſtörung am Marktplatz noch an die Schrecken ihrer Beſchießung erinnert. Die damals zerſtörte und dadurch unſerer Weiterreiſe hinderliche Maasbrücke iſt von den Sachſen inzwiſchen inſtand geſetzt und, da ſie wohl ihre Pontons ſchonen wollen, ſo haben ſie einfach die in der Maas liegenden ſchönen und großen ſauberen Maaskähne requiriert, um durch ihre Zuſammenlegung einen prächtigen Übergang zu ſchaffen. Mit vollem Recht haben ſie eine ähnliche praktiſche und ſichere Brücke in Givet die „Sachſenbrücke" getauft. Sie ſollten dieſen Ehrennamen auch an der Brücke in Namur anbringen, denn dieſe Bauwerke zeigen deutlicher als alles andere die ungeheure und ſegensreiche Arbeit unſerer Pioniere in dieſem Kriege. Und mit den Pionieren ſei auch des Trains an dieſer Stelle gedacht. Wo wären unſere im Kampfe ſtehenden Truppen heute, wenn nicht die Pioniere ihnen die Wege allerorten freigemacht hätten und wenn nicht der Train Tag und Nacht für die Heranſchaffung von Proviant und Munition ſorgte. Ehre auch denen hinter der Front!

In Namur ſtehen wir am Zuſammenfluß der Maas und Sambre. Noch auf dem letzten deutſchen Katholikentage im Auguſt vorigen Jahres in Metz erklang der Marſch „Sambre et Meuſe", von Clairontrompeten geblaſen, und zeigte denen, die es hören wollten, daß die Unverſöhnlichen in Lothringen nach wie vor den Germaniſationsbeſtrebungen des deutſchen Zentrums unbeugſamen Widerſtand entgegenzuſetzen verſuchten. Der Marſch iſt das Revanchelied dieſer Leute geweſen, und doppelt wichtig erſcheint es mir, hier in der alten Römerfeſte am Zuſammenfluſſe der beiden Ströme heute auch einmal die

„Wacht am Rhein" zu hören, die ein einmarschierendes süddeutsches Regiment zum besten gibt. Ruhig gehen die Namen, wie wir Deutsche sie heißen sollten, ihren Geschäften nach. Auch die von der belgischen Regierung nach unserer Mobilmachung mit ganz kurzer Frist ausgewiesenen Deutschen sind wieder in der Stadt erschienen und leben naturgemäß so lange hier zwischen Furcht und Hoffnung, als nicht die zukünftige Gestaltung der Dinge entschieden ist. Der flämische Einschlag in der Bevölkerung ist unverkennbar. Die Sauberkeit der Häuser und Gärten erinnert stark an Holland, während die Eleganz der Geschäfte auf den französischen Ursprung ihrer Inhaber zurückzuführen ist.

Die feinsten Damen der Stadt beteiligen sich an der Pflege der in den Hospitälern liegenden belgischen, englischen, französischen und deutschen Verwundeten. Einen etwas sonderbaren Eindruck machen die in großer Zahl auf einem Platze unten an der Maas stehenden Kirmesbuden. Es ist sonst um diese Zeit überall in Luxemburg und Belgien das fröhliche Treiben der „Kermesse" zu beobachten, und auch in Namur hatte man sich die Sache etwas anders gedacht, als sie inzwischen geworden ist. Ich erwähnte schon seinerzeit, daß zwei Tage nach dem Kriegsausbruch König Albert und seine aus dem bayrischen Königshause stammende Gemahlin in Namur erwartet wurden, um hier an allerhand Festlichkeiten teilzunehmen. Damals scheint man die Kirmesbuden aufgebaut zu haben, in denen nun schon seit acht Wochen Soldaten nächtigen. Oben aber, auf der Höhe, wo die Zitadelle steht und ein wunderschöner 75 Hektar großer Park mit Olympia, Rennbahn und Luxushotel den Ruf Namens als eines aufblühenden Kurortes festigen sollte, haben die österreichischen Motorbatterien gute Dienste ge-

tan und auf lange Zeit hinaus für die, welche in Wohlleben, Luxussport und süßem Nichtstun rettungslos zu verweichlichen drohten, ein warnendes Menetekel in die Felsen geschrieben, die Sambre und Maas voneinander scheiden und den kriegskundigen Römern Anlaß zur Schaffung der ersten großen Römerfeste auf belgischem Boden gaben.

In einer heimeligen Wohnung mitten in der Stadt kam ich auf Anordnung der Militärbehörde für diese Nacht unter. Am anderen Morgen ging es unter dem Geläut der Sonntagsglocken zum Tore hinaus, Brüssel entgegen. Vorher aber besuchten wir noch die Höhe von Bonnine, wo am selben 23. August, an dem wir in Namur einzudringen versuchten, unsere Garde glorreich focht. Unmittelbar vor dem ausgebrannten Schloß gleichen Namens haben die Unseren den Sturm auf die befestigten Höhen der Stadt unternommen und siegreich durchgeführt. Aber unter den alten Eichen im Park von Bonnine ist auch manch einer geblieben, um den ein treues Mutterherz sich bangt, und voll Trauer lasen wir neben den Namen braver Musketiere, Gefreiter und Unteroffiziere auch den eines Herwarth von Bittenfeld. Liebende Hände haben jedes Grab mit Zypressenbäumchen, Holzkreuzen und blühenden Blumen geschmückt und damit zu erkennen gegeben, daß sie im Tode alle gleich und in unserer Erinnerung alle Helden sein sollen. Überall sehen wir auch hier noch die letzten Spuren eines schweren Kampfes, aber in den schönen Bäumen des Schloßparks jubilieren die Vögel und rauscht in den mächtigen dunklen Tannen das Lied vom ewigen Werden und Vergehen.

II.

(Eine Panne. — Angeſchoſſene Offiziere. — Brüſſeler Eindrücke. — In der Kuppel des Juſtizpalaſtes. — Seltene Autogramme. — In Löwen. — Was der Namensvetter erzählt. — Der ſchießende Hotelwirt. — Ein treuer Eiſenbahner. — Die Meuchelmörder von Löwen. — Erhaltene Kunſtdenkmäler. — Eine Aufgabe für deutſche Maler. — Ruſſiſche Studentenſtaten. — In einem Himmelbett. — Beim Gouverneur. — Verſchiedene Kundmachungen. — Stätten wilder Luſtbarkeit. — In der Kathedrale St. Paul. — Lütticher Stadtbummel. — Ein luſtiger Braunſchweiger. — Der getreue Phylax.)

23. September.

Von Namen nach Brüſſel führt in faſt ſchnurgerader Richtung eine der ſchönſten Kraftwagenſtraßen der Welt, die natürlich von unſeren Fahrern mit einer faſt lebensgefährlichen Geſchwindigkeit „genommen" wurde — mit dem Erfolge, daß die in einem Wagen zuſammenſitzenden Vertreter der zwei größten Berliner, der Kölniſchen und einer Münchener Zeitung eine rettungsloſe Panne erlitten und nach Namen zurückkehren mußten. Nach einer abenteuerlichen Reiſe ſind ſie nun auch wieder glücklich im Großen Hauptquartier angelangt, und es muß nach ihrer Schilderung ein Anblick für Götter geweſen ſein, wie ſie unter dem Jubel der ſonntäglich geſtimmten deutſch-feindlichen Bevölkerung und unſerer ſchadenfrohen Militärs mit einem lendenlahmen Gaul vor dem zuſammengebrochenen Auto um die Mittagsſtunde in die Stadt einzogen, die ſie mit 80 Kilometer-Geſchwindigkeit ſtolz verlaſſen hatten. — Auf der ganzen Straße nach Brüſſel leuchtet uns der Name Jenatzky entgegen, der hier ſeine erſten kühnen Probefahrten machte, um dann auf der Saalburghöhe ſich den Gordon-Bennet-Preis zu holen. Welcher Unterſchied zwiſchen damals und heute! Das Volk, das damals jedem Kraftwagen zujubelte, ſtarrt

heute die militärische Kavalkade mit feindlichen Blicken an und wird nur durch die schußbereiten Karabiner und Revolver in unseren Händen vor Schlimmerem zurückgehalten. Erst in den letzten Tagen noch sollen auf der Strecke zwei unserer Offiziere in heimtückischer Weise angeschossen worden sein, und so steht auf der stundenlangen Straße heute ein Posten neben dem andern. — In Gembloux, der ersten größeren Station auf unserer Reise, rangiert in aller Gemütsruhe eine deutsche Lokomotive einige D-Zugwagen, aus denen kurz zuvor ganze Kolonnen von Landsturmleuten ausgeladen worden sind, eine lebendige Warnung an alle die, welche in der nahen Hauptstadt auch heute noch die Lust zum Putschen nicht verloren haben sollten. Und weiter geht die tolle Fahrt durch Wawre, ein freundliches und nur wenig zerschossenes Städtchen, das noch mehr als Namen den holländischen Charakter zeigt. Nun sieht man meilenweit große gläserne Treibhäuser, ein Zeichen, daß die Stadt der weltberühmten Brüsseler Weintrauben naht. Sie werden hier für den Export einer ganzen Welt gezogen und grüßen uns nach unserem Einzug in Brüssel auf weitausladenden Händlerwagen unmittelbar vor dem Schlosse des seligen Kongokönigs Leopold, das jetzt zum Heerlager des Roten Kreuzes gemacht worden ist. Wir besuchen zunächst den Justizpalast, bekanntlich das größte Gebäude der Welt, in dem ich vor etwa 15 Jahren als Gerichtsberichterstatter die Verhandlungen in dem großen Ehescheidungsprozeß der famosen Prinzessin von Chimay, der Tochter des amerikanischen Warenhauskönigs Ward und nachmaligen Gattin des Zigeunerprimas Rigo Jansci, verfolgte.

Heute ist alle Justiz aus diesen heiligen Hallen verbannt, und ein echtes Landsknechtbild bietet sich in dem mächtigen Mitteltrakt des Gebäudes unseren Blicken dar.

Da ſitzen brave Bayern, Sachſen und Württemberger mit fröhlichen preußiſchen Musketieren zuſammen beim Skat und Tarock. Andere ſchreiben auf den aus den Sitzungsſälen herausgeſchleppten Advokatenbänken Feldpoſtbriefe, und noch andere haben den müden Kopf auf die harte Holzbank gelegt und machen ein Sonntagnachmittagsſchläfchen. Hoch oben aber in der Kuppel ſitzen Tag und Nacht mehrere Beobachter unter dem Kommando eines Offiziers und halten Wacht, ob in den Lüften ein Luftſchiff oder Flieger naht, und ob in der Stadt alles ruhig iſt. Dieſe Kuppel ragt weit über Menſchliches hinaus und muß in einem langen, beſchwerlichen Klettermarſch erſtiegen werden. Deshalb hat man einen großen Förderkorb requiriert, mit dem die Mahlzeiten und Nachrichten hinaufbefördert werden, während Telegraphen- und Lichtdrähte nach dem Gouvernement hineinführen, in dem ja bekanntlich jetzt Freiherr von der Goltz das Kommando führt. Und wo er iſt, da dürfen auch ſeine Pfadfinder nicht fehlen. In Stärke von 42 Mann ſind ſie aus der Heimat mit herübergekommen und machen ſich hier als Führer, Ordonnanzen und Nachrichtenübermittler nützlich. Wie mancher liebe Junge daheim mag ſie beneiden, wenn er das hört.

Das Gouvernement iſt inmitten der Stadt im Hauſe des Miniſteriums der ſchönen Künſte untergebracht. Hier, wie auch vor dem Juſtizgebäude und noch an einigen anderen Stellen der Stadt ſtehen Geſchütze, bereit, bei den erſten Feindſeligkeiten in Brüſſels Mauern ihre Geſchoſſe herunterzuſenden. Wir wollen hoffen, daß es dazu nicht kommt, und daß Brüſſel auch in dieſen ſchweren Tagen, wie damals, als es uns gelegentlich ſeiner Weltausſtellung aufnahm, ſeine Gaſtfreundſchaft erweiſen wird.

Freilich, als wir ſpäter in die Stadt hinunter und zu dem hiſtoriſchen Marktplatze kamen, auf dem zu Albas Zeiten das Blut Egmonts gefloſſen iſt, ſahen wir keine ſehr vertrauenerweckenden Geſichter, und ich dachte trauervoll der Tage, als wir vor etwa drei Monaten von der deutſch-engliſchen Verſtändigungskonferenz in London heimkehrend (ſo etwas gab es noch vor drei Monaten!), hier auf dieſem ſelben Marktplatze ſtanden und die Muſik Richard Wagners Feuerzauber aus der „Walküre" ſpielte. Noch einen kurzen Augenblick ſahen wir uns St. Gudula, das ehrwürdigſte und ſchönſte Gotteshaus Brüſſels, an, dann ging's zum Miniſterium des Äußern hinauf, das jetzt von der Kommandantur beſchlagnahmt iſt und in deſſen ſchönen, ſtimmungsvollen Räumen uns mit geradezu fabelhafter Geſchwindigkeit ein Mittageſſen bereitet wurde. Dabei lernte ich einen blutjungen Aachener Leutnant kennen, deſſen Uniform noch die Löcher belgiſcher Kugeln aufweiſt, die ihm die Knochen durchſchlugen, der aber ſchon wieder Dienſt tut. In ſeinem Zimmer liegen in ſchönen Ledermappen wohlgeordnet die Handelsverträge Belgiens mit allen größeren Staaten der Welt, und es hat ihm ein eigenartiges Vergnügen bereitet, auf dieſe Weiſe die Autogramme aller Staatenlenker Europas kennen zu lernen. Drüben auf dem freien Platze vor dem Theater Royale du Parc ſtehen Ambulanzwagen des Roten Kreuzes. Auf den Wegen des ſchönen Schloßparkes longiert eine Ordonnanz ein wunderſchönes Reitpferd und auf der Place de la Nation ſehe ich plötzlich Uniformen auftauchen, die ich hier am allerwenigſten erwartet hätte. Ihre Träger werden mit hellem Jubel begrüßt, und es wird mir klar, weshalb wir nicht nur von der Maas und dem Memel, ſondern auch von der Etſch bis an den Belt in dieſen Tagen ſingen.

Doch schon surren die Motoren wieder, und das sonst so lustige und jetzt so ernste Brüssel entschwindet schnell unseren Augen. Wir fahren nach Löwen, der vielgenannten Stadt, um die dortigen Verwüstungen anzuschauen. Was hat man uns nicht alles schon von der alten Stadt und ihrem Unglück erzählt. Aber ich hatte das Glück, von einer mir sehr nahestehenden Seite und gleichzeitig aus ganz autorativem Munde alle Einzelheiten über die Vorgänge am 24. und 25. August d. J. zu hören, und so wiederhole ich das Wesentliche, weil es von dieser Stelle aus zur Allerhöchsten Kenntnis und weiteren Veranlassung gelangt ist.

Wir waren, so erzählte mir mein Gewährsmann, am Montag, den 24. August, hier in Löwen eingetroffen und ich hatte mit dem früheren Regierungspräsidenten von Aachen und jetzigen Zivilgouverneur von Belgien Herrn von Sandt zusammen ein Zimmer im Bahnhofhotel bezogen. Wir hatten die Aufgabe, vor allem den Bahnhof zu schützen. Bei der Unterbringung und Verpflegung meiner Leute stieß ich bereits beim Bürgermeister sowohl als auch bei der Bevölkerung auf Schwierigkeiten. Die Mannschaften wurden deshalb in Alarmquartieren untergebracht, während die Löwener sie ursprünglich in Einzelquartiere legen wollten. Das hätte natürlich den Braven gepaßt, auf die Art jeden einzeln um die Ecke bringen zu können. In dieser Nacht waren wir mit Ausnahme einer Pionierkompagnie allein in der Stadt.

Am nächsten Tage begann der Durchmarsch eines Korps, und da aus der Ferne immer stärkerer Kanonendonner zu hören war, so wurde alles, was ankam, sofort nachgeschoben. Um 5 Uhr nachmittags bekam der Rest der Landsturmkompagnie den Befehl, den Nordwestausgang der Stadt zu besetzen. Auch alle fußkranken Leute

wurden dorthin nachgeschickt, zumal es hieß, daß es bis auf 150 Meter Entfernung von der Stadt bereits zum Kampfe gekommen sei. Es hieß dann zwar, der Feind ziehe sich langsam zurück, doch hatte ich trotzdem den glücklichen Gedanken, meine Mannschaften zu alarmieren und den Bahnhof zu sichern. Kurz vor 8 Uhr abends ging ich noch einmal durch die zum Bahnhof führende Rue Leopold und sah hier eine Anzahl wenig vertrauenerweckender Gestalten. Ich hielt deshalb auch den Revolver demonstrativ in der Hand. Auf dem Bahnhofsplatz waren um diese Zeit die Begleitmannschaften des schon abgerückten Stabes mit den letzten Vorbereitungen auch zu ihrem Abmarsche beschäftigt. Einige Offiziere des Stabes bestiegen gerade ihre Pferde, als ich plötzlich in der Rue Leopold einen Lichtschein aufblitzen und gleich darauf einen Schuß fallen hörte. Und nun ging mit einem Schlage überall in der Stadt und aus den Häusern das Geschieße los. Man schoß von den Dächern und aus den Kellern und überall aus den Fenstern, so daß unsere auf der Straße befindlichen Leute ganz verdutzt waren, da sie keinen einzigen feindlichen Soldaten auf der Straße sahen. Ich rief ihnen deshalb zu: In den Häusern sitzt der Feind! Und nun erst erfolgte eine Erwiderung des wahnsinnigen Feuers. Ich kann ganz ausdrücklich behaupten, daß unsere Leute keinerlei Anlaß zu einem solchen Vorgehen gegen uns geboten hatten, denn sie hatten sich längst mit den Bürgern angebiedert und standen zum Teil in Unterhaltung mit ihnen auf der Straße, als der Krawall losging. Ich selbst schlug mich mit 10 bis 12 Mann nach dem Bahnhofsgebäude durch und glaubte zunächst immer noch, wir seien vom Feinde umgangen, als ich plötzlich auch meinen Hotelwirt und seinen Oberkellner aus den Fenstern schießen sah, und zwar nach

Herrn von Sandt herüber, den er als den höchsten Führer unserer Leute angesehen hatte. Auch aus dem Hotel Marie Therese wurde auf uns beide geschossen. Gott sei Dank schossen die Schurken schlecht, aber fünf Offiziere und mehrere Mannschaften wurden doch verwundet und ein Unteroffizier getötet. Wir haben ihn gemeinsam mit den anderen in Löwen Gefallenen am Bahnhof beerdigt. Nachdem unsere Maschinengewehre in Tätigkeit getreten waren und fast den ganzen Bahnhofsplatz zusammengeschossen hatten, wurden die umliegenden Häuser abgesucht und dabei auch unser Hotelwirt und dessen Oberkellner abgefaßt. Sie sind dann am nächsten Morgen mit einigen anderen Franktireurs an die Mauer gestellt und darauf in einer Baugrube beigesetzt worden. Ebenso ist in der Folge das Strafgericht über alle diejenigen hereingebrochen, die Waffen oder Munition im Hause hatten. Insgesamt sind etwa 40 bis 50 am Bahnhof und in der übrigen Stadt ca. 250 erschossen worden. Die Vorgänge in der Stadt sind ähnliche gewesen. Auch hier hat nach dem Lichtschein in der Rue Leopold sofort die allgemeine Schießerei begonnen und es sollen dort die hier studierenden Russen vor allem eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Bei der Zusammenschießung der von den Schuldigen bewohnten Häuser ist unsere Artillerie mit möglichster Schonung der historischen Bauten verfahren. Leider hat es sich aber nicht vermeiden lassen, daß die Kathedrale in Brand geriet und daß auch die berühmte Bibliothek in Flammen aufging. Als nun ein Flugfeuer das Rathaus bedrohte, haben wir dem Weitergreifen des Brandes durch Sprengungen Einhalt getan, durch welche leider einige Häuser am Marktplatze zerstört worden sind."
— So der Tatzeuge Oberstleutnant Schweder.

Wir besichtigten nunmehr zunächst die Gräber unserer

bei dem hinterlistigen Überfalle Gefallenen, die mitten in dem blumengeschmückten Rundteil des Bahnhofsplatzes liegen. Auch „ein treuer Eisenbahner", wie die Inschrift auf dem einfachen Holzkreuz besagt, liegt inmitten dieser Toten. — Dann gingen wir die Bahnhofsstraße hinab zur Kathedrale von Löwen, die inmitten des Trümmerfeldes auf dem Marktplatze wie eine zum Tode verwundete Löwin daliegt. Noch ragen zwar die gewaltigen Mauern und tragen das Dach der Kirche, aber ein Blick in das jetzt geschlossene Innere zeigt, daß die Decke an mehreren Stellen durchschlagen ist und die Einsturzgefahr des Daches besteht. Erschütternd wirkt der Totalanblick der gewaltigen Halle nach ihrer Öffnung, die auf Befehl und unter Verantwortung des uns führenden Generalstabsmajors erfolgt. Da ist auch nicht einer unter uns, der nicht aufs tiefste bewegt wäre angesichts dieses Verlustes für unsere Kultur. Aber wir sind in diesem Augenblick und nach der voraufgegangenen Unterredung gefeit gegen jede unangebrachte Sentimentalität. Der Tod auch nur eines unserer Braven wiegt mehr als dieses ganz herrliche, aber tote Bauwerk, denn in seinen Mauern lagen die Mordwerkzeuge aufgestapelt, mit denen man auf die Unsrigen schoß. Die Löwener waren es, die die Heiligkeit des Ortes und das in schwerer Zeit und unter großen Opfern durch ihre Väter geschaffene Kunstwerk so gering achteten, daß sie Mordbuben hineinließen, um anderes Wichtigeres zu zerstören. Wer macht der klagenden Witwe des treuen Eisenbahners den Ernährer wieder lebendig? Wer von allen Löwenern vermöchte den Jammer der unmündigen Kinder des wackeren rheinischen Landsturmmannes ungeschehen zu machen, deren Vater von den Schüssen feiger Löwener Meuchelmörder getroffen ins Grab sank? Die Mauern dieser Kirche wer-

den wieder gebaut, ihre Gemälde wieder gemalt und ihre Altäre neu hergerichtet werden. — Aber unſere Toten gibt uns niemand wieder, und wenn geſagt worden iſt, die Schmach von Löwen wird noch nach hundert Jahren an unſeren Händen kleben, ſo können wir mit gutem Gewiſſen ſagen, daß die Schmach für Löwen unſterblich iſt.

* * *

Über die Vorgänge, welche zur Zerſtörung von Löwen geführt haben, hat bekanntlich die belgiſche Regierung ſofort ein Protokoll angefertigt und einige ihrer Vertreter damit auf die Reiſe geſchickt, um gegen die „Schmach von Löwen" zu proteſtieren. Der amerikaniſche Präſident Wilſon hat es bereits abgelehnt, auf dieſe Beſchwerde einzugehen, und es wird hoffentlich in der ganzen weiten Welt niemanden geben, der das Volk der Dichter und Denker mit einem Male als Barbarenvolk ſchelten läßt. Gegen die von unſeren Truppenführern in Löwen und ihren Mannſchaften durch ihr Manneswort bekräftigten Tatſachen können ſelbſt die Löwener nichts anderes anführen, als daß ſie von einem verhängnisvollen „Mißverſtändnis" ſprechen. Nun ſind aber dieſe Leute an dem verhängnisvollen Abend zum großen Teile überhaupt nicht auf der Straße geweſen und haben vor allem nicht mit den geſchärften Sinnen beobachtet, wie ein ſich ſeiner Verantwortlichkeit bewußter Truppenführer in ſo gefährlicher Situation im Feindesland es tut.

Was ſind unter dieſen Umſtänden Ausſagen und Klagen von Leuten wert, die, wenn ſie nicht des gemeinſamen Handelns mit den Verſchwörern überführt erſcheinen, doch auch nichts getan haben, um das Leben der Unſern zu ſchützen! Und wie ſtellen ſich die Löwener zu den Waffen-

funden in der Peterskirche und in den vielen Privathäusern? Was haben sie auf die Tatsache zu erwidern, daß russische Studenten in der Lage waren, gegen unsere Truppen zu fechten? Und was würden die Löwener zu erwidern haben, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß sogar Maschinengewehre von diesen Elementen bedient worden sind? Mit tiefschmerzlichem Bedauern haben wir die Verwüstungen in der Kathedrale betrachtet, aber auch gleichzeitig feststellen können, daß noch vieles wieder gutzumachen ist.

So hat kein einziges der schönen großen Fenster gelitten. Die herrliche, holzgeschnitzte Kanzel steht völlig unversehrt mitten in dem Kirchenschiff, und auch einige Seitenaltäre sind noch gut erhalten. Durch das mehrfach durchschlagene Dach schauen freilich des Himmels Wolken hoch hinein, und es wird am besten ganz abgetragen werden müssen. Auch die berühmten Gemälde von Dierick Bouts sind aus dem Rahmen herausgebrannt und einige wenige schwarze Fetzen nur erinnern an die viel bewunderten Kunstwerke. Der schöne Hochaltar und auch der kostbare, goldene Lettner sind verschwunden. Nur einige Goldklumpen hat man als traurige Überreste geborgen.

Unter den zahlreichen mitverbrannten Merkwürdigkeiten befindet sich auch das holzgeschnitzte Christusbild aus dem 14. Jahrhundert, von dem die Legende berichtet, daß es einst einen Kirchendieb festgehalten habe. Dagegen ist das Mittelstück von Bouts „Abendmahl" erhalten, dessen Flügel sich in Berlin und München befinden. Ein anderer verbrannter Bouts stellt das Martyrium eines Heiligen dar, dem der Henker die Gedärme aus dem Leibe heraushaspelt. Es wird eine dankbare Aufgabe für unsere deutschen Maler sein, etwas anderes an die Stelle der verbrannten Bildwerke zu setzen. Von der Kathedrale

führt unſer Weg zu dem gegenüberliegenden Rathaus, dem überaus prächtigen ſpätgotiſchen Bau, deſſen Erhaltung glücklicherweiſe gelungen iſt. Der inzwiſchen herbeigeeilte Souspräfekt der Stadt, auf deſſen Antlitz tiefe Niedergeſchlagenheit liegt, will uns durch die einzelnen Räume führen, allein es genügt uns zu ſehen, daß in der ſchönen hohen Diele die Unſeren gute Wacht halten, und ſo gehen wir lieber zu der Bibliothek hinüber, deren koſtbare Bücherſchätze bekanntlich ebenfalls ein Raub der Flammen geworden ſind. Auch nicht eine Fingernagelſpitze unverbrannten Papiers iſt von den Tauſenden und aber Tauſenden teilweiſe unerſetzlicher Bücher und Manuſkripte mehr vorhanden. Der Fuß verſinkt in der weißen, weichen Papieraſche, die meterhoch den Eſtrich bedeckt. Vielleicht wäre doch noch das eine oder andere zu retten geweſen, wenn die Werke nicht in koſtbaren, geſchnitzten Bücherſtänden und Schränken untergebracht, ſondern die neuern Bibliothekeinrichtungen nach dem Muſter der Königlichen Bibliothek in Berlin in Gebrauch geweſen wären. Aber das ſind müßige Erwägungen angeſichts des ungeheuren Verluſtes, den die älteſte Univerſität Europas durch dieſen Brand erlitten hat. Und es iſt eine ſeltſame Schickſalsfügung, daß die Schuld an dieſem Verluſt abermals ruſſiſche Studenten tragen ſollen, die auch dieſes Gebäude angeblich zum Kampfplatz gegen die verhaßten Deutſchen machten, deren wiſſenſchaftliche Inſtitute und Lehranſtalten ihnen trotz aller Abmahnungen von nationaler Seite bis in die letzte Zeit hinein in liberalſter Weiſe offen geſtanden haben.

Die unheilvolle Tätigkeit ruſſiſcher Studenten hat man ja auch in Lüttich kennen gelernt, wohin nunmehr unſere Fahrt geht. Zunächſt beſichtigen wir dort noch einmal das vielbeſprochene Fort Loncin, in dem nun unſere Trup-

pen einigermaßen Ordnung geschaffen haben, und fahren dann wieder mitten in die Stadt hinein, um im Gouvernement am Lambertplatz unsere Quartierzettel in Empfang zu nehmen. Ein Zufall will es, daß ich bei der Witwe des Generalprokureurs der Provinz unterkomme, der in dem großen Lütticher Anarchistenprozeß vor etwa 20 Jahren die Anklage vertrat, und dessen Plädoyer ich damals als Berichterstatter nachschrieb. Ich habe lange nicht mehr so friedlich geschlafen als in dieser Nacht in dem hohen französischen Himmelbett, dem Kruzifix darüber und dem Betstuhl vor dem kleinen goldenen Standbild der Maria in der Fensterecke. — Vorher waren wir die Gäste des neuen Gouverneurs der Stadt, und Seine Exzellenz hatte sogar die Liebenswürdigkeit, in seinem Trinkspruch der einzigen Großmacht, die noch nicht irgendeiner andern den Krieg erklärt hat, freundliche Worte zu sagen. Ein anderer herzlich aufgenommener Trinkspruch wurde zwischen Seiner Exzellenz und den anwesenden fremdländischen Militärattachés gewechselt, die sich in der langen Zeit unseres Beisammenseins als außerordentlich liebenswürdige, hilfsbereite und durchaus deutschfreundliche Zeltgenossen erwiesen haben.

Am anderen Morgen hatte ich Zeit, mich ein wenig in dem alten, schönen Lüttich umzusehen. Die Besserung der allgemeinen Lage in der Stadt und in der Stimmung der Bevölkerung ist ganz unverkennbar. Die Geschäfte sind sämtlich, soweit sie nicht durch Brandschaden gelitten haben, wieder geöffnet. Die elektrischen Bahnen haben den Verkehr wieder aufgenommen und die Cafés und Restaurants sind voll besetzt. Nur darf kein Schnaps ausgeschenkt werden. Selbst das Theater, in dem ich das erste und einzige Mal Sarah Bernhardt spielen sah, würde auch schon wieder seine Vorstellungen aufgenommen

haben, wenn nicht die Räume noch für unſere Truppen gebraucht würden, da man die Bürgerſchaft ſo wenig als möglich mit Einquartierung behelligen will. Zum Schutze der Mannſchaften ſtehen vor dem Gebäude mehrere Kanonen ſchußbereit. Sehr drollig wirkt ein nun halbvergilbter Anſchlag des Bürgermeiſters der Stadt an dem Theater, in welchem mitgeteilt wird, daß die Beſchießung Lüttichs durch die Deutſchen ganz wirkungslos ſei, und daß ſich die Bürgerſchaft durchaus nicht beunruhigen ſolle. Leider war der Kleiſter des Plakats noch nicht ganz trocken, als die Forts von Lüttich durch unſere 42 cm-Mörſer bereits zuſammengeſchoſſen waren. Viel erfreulicher wirken die Kundmachungen des Generalſtabes, die in lapidarer Kürze unſeren Truppen Kunde von unſeren weiteren Erfolgen geben, und die täglich in drei Sprachen angeſchlagen werden, um die heimlich in der Bevölkerung von Mund zu Mund gehenden Lügenmärchen über unſere Lage auch der Bewohnerſchaft ad absurdum zu führen. Der Univerſitätsplatz, auf dem mehrere Häuſer zerſtört ſind, weil auch ruſſiſche Studenten herausgeſchoſſen haben, iſt von bayriſchen Landſturmleuten aus Würzburg umſtellt. Sie erzählen mir aber, daß die Paſſage ſchon in den nächſten Tagen freigegeben wird, da die Unterſuchung gegen die Schuldigen beendet iſt und die Unbeteiligten möglichſt bald wieder in Haus und Geſchäft zurückkehren ſollen. Mit etwas diaboliſchem Lächeln ſehe ich, daß unter den zerſchoſſenen und verbrannten Läden ſich auch ein ſolcher mit einer Anzahl von Klavieren befindet. Wer je in einem Berliner Vorort und nicht nur dort die Klavierſeuche ſchaudernd mit erlebt hat, wird es mir nachfühlen, was ich in dieſem Augenblick gedacht habe. Nicht weit davon glänzen Schilder mit der Aufſchrift „Zur Tango-Bar!“, „Chez Maxim!“

und „Buffet Mascotte“. Aber ach — leergebrannt ist auch diese Stätte wilder Lustbarkeiten, und da, wo der weißgeschürzte Barkeeper seine Gifte mixte und ein holder Damenflor die hohen Büfettstühle zierte, liegen heute wild verstreut zerschlagene Flaschen, zerfetzte Seidenschleier und ein halbverbrannter Klubsessel. Ich gäbe was drum, wenn ich den letzten Abend in diesen unheiligen Hallen hätte miterleben können, als draußen unsere Mörser zu donnern begannen und den Belsazaren von Lüttich ihr Menetekel an die Wand schrieben, während hier drinnen eine Huldin nach der andern blaß wurde und die Portokassierer in wachsendem Entsetzen die Flucht ergriffen.

Als ich die ladenreiche schmale Rue St. Paul hinuntergehe, um der Kathedrale einen Blick zu schenken, sah ich Tausende ärmlich, aber sauber gekleidete Menschen vor einem Gebäude mit der Aufschrift „Bureau de Bienfaisance“ stehen. Polizisten regeln die lange Reihe der Wartenden, die hier Anweisungen auf Brot erhalten. Es sind die durch die Beschießung und den Krieg überhaupt arbeitslos gewordenen Leute, und man versteht angesichts ihrer großen Zahl die Warnung des Freiherrn von der Goltz vor einem Abzug unserer Arbeitskräfte daheim nach Belgien. — In der Kathedrale St. Paul, die nur von einer Granate getroffen ist und in der auch schon die Ausbesserungsarbeiten vorgenommen werden, habe ich dann noch ein ergreifendes Erlebnis. Beim Durchwandern des reichen Kapellenkranzes der Kirche stoße ich auf einen stattlichen bayrischen Landsturmmann mit schon ergrautem Haar, der in inbrünstigem Gebet in einer dunklen Nische liegt. Und alle ihr Mütter, Frauen und Kinder, die ihr drunten im schönen Bayerland diese kleine Episode lest, denkt daran, daß es vielleicht der Eure war, der hier in dieser fremden und feindlichen Stadt in seines Königs

Rock ganz allein und vor ſeines Gottes Angeſicht für euer Wohlergehen und das ſeine gebetet hat!

Im Augenblick, wo unſer Kraftwagen Lüttich verläßt, kommen die deutſchen Zeitungen ſtoßweiſe an. Die deutſche Verwaltung hat dafür geſorgt, daß eine Aachener Zeitung in franzöſiſcher und deutſcher Sprache den Lüttichern die neueſten Nachrichten aus aller Welt übermittelt, da ja die belgiſchen Blätter nicht mehr erſcheinen dürfen. Und ich ſehe mit innigem Vergnügen, wie viele Lütticher mit einem Male Deutſch leſen können, wenn es ihre Intereſſen gilt. Auch in den großen eleganten Modegeſchäften ſpricht man ſofort Deutſch, wenn der Käufer als Deutſcher erkannt wird. Wir haben alſo hier mit denſelben Verhältniſſen zu rechnen wie früher im Elſaß. Aber es iſt heute noch nicht an der Zeit, über das, was ſpäter ſein wird, zu reden. Auch hier wird die Zeit heilen. Meine Kollegen haben während meines Stadtbummels in den Lazaretten und auf dem Lütticher Hauptbahnhof Verwundete und Gefangene geſprochen, und ich höre,

daß besonders ein französischer Offizier sich äußerst dankbar über die Pflege geäußert hat, die ihm von unseren Mannschaften während der Bahnfahrt zuteil geworden sei. Dagegen haben es die Engländer mit den Unsrigen anscheinend total verdorben. Man beschuldigt sie, daß sie wiederholt die weiße Fahne auf Gebäuden gezeigt hätten, aus denen sie nachher mit Artillerie schossen. Gräßliche Verwundungen infolge der heimtückischen Dumdum-Geschosse sind auch hier wieder beobachtet worden. Ein armer Musketier liegt mit 26 Schrapnellsplittern im Leibe da, ein anderer ist in Rücken und Hände geschossen, so daß er überhaupt nicht liegen kann. Eigenartig ist es, daß bei Bauchschüssen eine schnelle Heilung eintrat, wenn die Verwundeten in ihrer ursprünglichen Lage 3 bis 4 Tage belassen wurden und nichts zu essen bekamen. Andere, die sofort bewegt und gefüttert wurden, sind dagegen nicht gerettet worden. Doch genug des Elends!

Schon sausen wir durch den schön gewordenen Septembernachmittag aus Lüttich hinaus dem lieblichen Tal der Amblève entgegen, in dessen tiefem Frieden wir etwas Erholung nach den traurigen Erlebnissen der letzten drei Tage finden. Bei Remouchamps, einem schön gelegenen Bade, wo das Tal von einem mächtigen Viadukt der Ardennenbahn überspannt ist, stoßen wir auf einen wackren Landsturmmann aus dem Braunschweigischen.

Bekanntlich war der Landsturm bei uns, solange er besteht, noch niemals einberufen, und so kommt es, daß unser Mann die alte Braunschweiger Kappe trägt, die mit der Inschrift „Mit Gott für Fürst und Vaterland" versehen ist, ebenso wie die Achselinschrift mit dem gekrönten W noch aus der Zeit des letzten Braunschweiger Herzogs Wilhelm stammt. Der lustige Braunschweiger versichert uns, daß die berühmte Grotte von

Remouchamps lange nicht ſo ſchön ſei als die heimatliche von Rübeland, und wir glauben ihm aufs Wort. Dagegen verſenken wir uns lange Zeit in den Anblick des herrlich am Amblèweufer aufragenden Schloſſes Mont-Jardin, das lebhaft an Neuſchwanſtein erinnert.

Bei der Weiterfahrt kommen wir an dem nach Nonceveux führenden Tunnel vorüber, in den die Belgier ſieben Lokomotiven mit Volldampf gegeneinander einfahren ließen, der aber von unſeren tüchtigen Eiſenbahnern ſchon wieder freigemacht worden iſt. Ebenſo finden wir bei Trois Ponts an Stelle eines ebenfalls zerſtörten Tunnels eine Umgehungsbahn vor, die ſogar einen aus Bohlen und Schwellen kunſtvoll geführten Brückenübergang aufweiſt. Neben dieſer Brücke aber hält ein biederer Rheinländer die Wacht. Ein Hund, der treulich neben ihm liegt, erregt unſere Aufmerkſamkeit, und ſiehe da, es iſt der eigne Gefährte des Mannes. Als die Truppe ausmarſchierte, iſt Phylax nebenhergelaufen. Als es in den Zug ging, durfte das treue Tier mit, und ſo hat es auch den weiten Marſch in das Belgierland mitgemacht, um ſeinen Herrn nicht allein im fernen Land zu laſſen.

In ſpäter Nachtſtunde raſt unſer Wagen im Großen Hauptquartier vor. Und ich muß geſtehen, daß auch dieſe drei Tage in Belgien keine verlorenen geweſen ſind. Wir haben, was früher gar nicht möglich war, ein ganzes feindliches Land in ſo kurzer Zeit durchquert, mit einem Schlage ein Geſamtbild ſeiner gegenwärtigen Lage gewonnen und ernſte und heitere Stunden inmitten unſerer Landwehr- und Landſturmtruppen verleben können. Es war die rechte Vorbereitung für die uns nun bevorſtehende noch größere Aufgabe, von jetzt ab in der Front unſerer in Frankreich kämpfenden Truppen zu arbeiten.

Im Schrapnellfeuer von Verdun

I.

(Abſchied von Luxemburg. — Klänge aus Italiens Gauen. — Auf den Schlachtfeldern von 1870/71. — Am Denkmal von Mars-la-Tour. — In einem anderen Hauptquartier. — Der Fall des Camp des Romains. — Auf der Côte Lorraine. — Der Beobachter im Birnbaum. — Feuer! — Die entdeckte Batterie. — Im Schrapnellregen. — Die Feuertaufe. — In Gravelotte. — Ankunft in Metz.)

29. September.

Endlich! Nach wochenlangem Harren und nachdem ſchon die ſchönſten Witze über die „internierten" Kriegsberichterſtatter der deutſchen Preſſe gemacht worden ſind, iſt das erlöſende Wort gefallen. Wir gehen endlich vorwärts! — ſogar bis in die Feuerlinie von Verdun. Und daß uns der erſte Tag auch gleich die Feuertaufe gebracht hat, läßt den erfreulichen Schluß zu, daß Gott Mars es gut mit uns meint, und ſo ſtellen wir uns vertrauensvoll, gemeinſam mit unſeren braven Feldgrauen, von nun an unter ſeinen beſonderen Schutz. — Unſer Weg führte diesmal über Arlon und Aubange in Belgien und darauf weiter an dem zerſchoſſenen Grenzfort Longwy vorüber nach Frankreich hinein. Immer nach Süden ſtrebend, paſſierten wir zunächſt die Schlachtfelder um Audun le Roman, wo ſeinerzeit drei franzöſiſche Diviſionen im Anmarſch gegen die lothringiſche Grenze waren, aber von den Unſeren zurückgeſchlagen wurden. Der Ort iſt das Opfer der gegenſeitigen heftigen Geſchütz-, Maſchinengewehr- und Infanteriekämpfe geworden. Kein Haus iſt mehr unverſehrt, und was nicht zerſchoſſen oder ausgebrannt iſt, muß jetzt zur Roten-Kreuz-Station und zu Quartieren für unſere Feldgrauen herhalten.

Nur auf dem Bahnhof, der ein wichtiger Kreuzungs-

punkt für die von Luxemburg, Lothringen und Belgien kommenden Eisenbahnlinien ist, herrscht reges Leben. Aus einem Fenster des Stationsgebäudes lehnt, mit einer langen Pfeife bewaffnet, ein preußischer Eisenbahnbeamter in Hemdsärmeln, als wenn er niemals wo anders in seinem Leben Dienst getan hätte, als ausgerechnet in Audun le Roman. Auf dem Bahnsteig verstreut liegen lange Morsestreifen, deren Farbe erkennen läßt, daß sie noch aus der französischen Zeit herrühren und von unseren Telegraphisten nachgelesen worden sind, um festzustellen, welche Dienstbefehle die französische Verwaltung in den letzten Tagen ihres Hierseins noch erteilt hatte. In der ganzen Umgebung rauchen die Schlote großer Montanwerke, in denen ebenso wie in der benachbarten lothringischen Bergwerksindustrie zahlreiche Italiener beschäftigt sind, die, da ihr Heimatland neutral blieb, weiter arbeiten konnten. Und wie überall, wo italienische Arbeiter hausen, so haben auch die Dörfer dieser Gegend verschiedene italienische Einzelheiten aufzuweisen, in erster Linie natürlich die verschiedenen „Ristorante". Nur daß der Krieg den fröhlichen Mandolinenklang in all diesen Lokalen mit einem Schlage verstummen ließ. — Wir kommen dann nach Briey und Labry, und nähern uns damit den Schlachtfeldern von 1870/71. Gewaltige historische Erinnerungen werden lebendig, und wieder wie vor 44 Jahren stehen heute deutsche Truppen gefechtsbereit in den Städten und Dörfern, die wir im Fluge durcheilen. Besonders Labry ist angefüllt von Munitions- und Proviantkolonnen, die auf dem Wege zu der vor Verdun stehenden Belagerungsarmee sind. Ein findiger Photograph des Städtchens benutzt eine Pause in dem Vormarsch, um einige Gruppen aufzunehmen, die mit ihren Bildern die Lieben daheim erfreuen wollen. Wie viele

von ihnen geben damit vielleicht ihr letztes Lebenszeichen von sich!

Über Jarny, dessen stattliche Kirche ausgebrannt ist, stoßen wir um die Mittagsstunde auf das wundervolle französische Kriegerdenkmal am Eingange von Mars-la-Tour. Alljährlich hat es für die berühmten Brandreden des Bischofs Tourinaz aus Nancy als Plattform herhalten müssen, in denen dieser Deutschenfresser die „Citoyens" Elsaß-Lothringens zum Festhalten an der Mutter Frankreich ermahnte, die auf dem Denkmal dargestellt ist, wie sie einen sterbenden Krieger in den Armen hält und ihm einen Immortellenkranz aufs Haupt drückt. Die Reliefs des Denkmals stellen Kampfszenen aus dem berühmten „Todesritt von Mars-la-Tour" dar, während in dem Unterbau die Schädel und Totengebeine französischer Krieger aufbewahrt werden.

Während wir noch die Einzelheiten des Denkmals nachdenklich betrachten, rollen auf der von Verdun kommenden Landstraße Wagen mit Verwundeten und Gefangenen vorüber, sieht man auch Lastkraftwagen, deren Führer die blaugraue österreichische Felduniform tragen.

Wir fahren nun durch das von Truppen angefüllte Chambley. Hier befindet sich das Domizil des Generaldirektors der Solvaywerke in Bernburg (Anhalt), eines Barons Wangen von Gerolseck, der trotz seiner deutschen Abstammung Major im französischen Heere ist und der sich hier oben ein wunderschönes buen retiro geschaffen hat. Aber heute sitzen in dem Boudoir der gnädigen Frau Baronin deutsche Offiziere tief über Karten und Pläne gebeugt, und Ordonnanzen eilen geschäftig hin und her, während uns im Hauptsaale in liebenswürdigster Weise Auskunft über den gegenwärtigen Stand der Dinge gegeben wird.

Im Einklang mit den großen Operationen der deutschen Armee im Westen, die mit ihrem linken Flügel inzwischen die Gegend von Verdun erreicht hat, war ein besonderes Operationsfeld zwischen Verdun und Toul vorgesehen. Die hierfür bestimmten Kräfte stehen unter dem Oberkommando von Exzellenz v. Strantz und haben vor etwa acht Tagen ihre Arbeit damit begonnen, daß sie ihren Hauptangriff gegen die Sperrforts der Maas richteten, während gleichzeitig nicht unerhebliche Teile der Truppe die Flanke rechts gegen Verdun und links gegen Toul sichern mußten. Sehr bald schon kam es zu erheblichen und teilweise schweren Kämpfen. Überall ist es gelungen, den Gegner zu werfen, trotzdem er sehr zahlreiche und auch schwere Artillerie aus Verdun und Toul zu den Kämpfen heranzog. Unsererseits wurde abschnittweise vorgegangen. Der Ostrand der Côte Lorraine bildet eine natürliche Festung. Das flache Land nach der Mosel hin wird durch die Côte Lorraine überhöht, und da diese schon vor einiger Zeit von den Franzosen in sehr geschickter Weise in verschiedenen Abstufungen ausgebaut wurde, so war man drüben für die jetzigen Kämpfe um Verdun und Toul durchaus vorbereitet. Mit den Schanzarbeiten ist bereits im Frühjahr begonnen worden, was also dafür spricht, daß drüben schon zu dieser Zeit mit einem baldigen Beginn der Feindseligkeiten gerechnet wurde. Die im August und der ersten Hälfte des September durchgeführten Kämpfe endeten mit der Wegnahme dieser Stellungen und mit dem Zurückwerfen der unsere Flanken bedrohenden Teile in Richtung auf Toul und Verdun. Auch hierbei haben die Franzosen alles herausgebracht und haben — jedoch vergeblich — versucht, unseren Flanken gefährlich zu werden. Mit der Wegnahme der Côte Lorraine ist jedoch noch nicht alles getan, sondern in den Hochwäldern droben stießen

wir auf weiteren Widerstand, und immer wieder hat man auch dort versucht, unsere Flanken zu belästigen. Erst jetzt haben wir erreicht, daß von Toul aus keine nennenswerten Vorstöße mehr versucht werden.

Je sicherer wir in den Flanken wurden, um so schärfer konnte im Zentrum vorgegangen werden. Das artilleristische Übergewicht war sehr bald hergestellt. Die Sperrforts arbeiteten nur mit älteren Batterien, die innerhalb 24 Stunden zugedeckt wurden, so daß inzwischen das erste Sperrfort Camp de Romains bei St. Mihiel gefallen ist. Sofort haben unsere Truppen jenseits der Maas Aufstellung genommen. Da Verdun seit 1870 als Gegengewicht zu unserer stärksten Festung im Westen, Metz, kolossal ausgebaut worden ist, so wäre seine Eroberung vor allem in moralischer Beziehung außerordentlich wichtig. Die alte Zitadelle der Stadt ist längst nicht mehr der Mittelpunkt der Befestigungsanlage, sondern ihre Hauptstärke besteht in den kreuzförmig auf den Bergkuppen aufgebauten Forts, die untereinander wieder durch Batterien und gedeckte Stellungen verbunden sind. Nach Süden zieht sich dann die lange Reihe der Sperrforts (St. Mihiel usw.) bis Toul, dem nach der deutschen Grenze zu Nancy vorgelagert ist.

Unser Kraftwagen jagt nunmehr die staubige Landstraße der schönen Bergwand der Côte Lorraine entgegen. Die sanften Höhenzüge gleichen denen des pfälzischen Haardtgebirges, und der Eindruck wird noch verstärkt durch die meilenweiten Rebanpflanzungen in der überaus fruchtbaren Ebene, die sich bis hart an den Rand des Gebirges hinziehen. Aber wo sonst um diese Zeit der Traubenreife die Winzer und Winzerinnen sich tummelten, ist heute weit und breit kein lebendes Wesen zu sehen. Ganz unheimlich wirkt diese von Mensch und Tier verlassene

Ebene im hellen Licht des Mittags. — Über den grünen Höhen ſtehen in leuchtend gelben Farben zwei deutſche Feſſelballons. Blaue und graue Rauchſchwaden ſteigen aus den brennenden Dörfern der Umgegend zum Himmel, und droben in den Wäldern wird von Zeit zu Zeit eine gelblich-graue oder dunkelbraune Wolke ſichtbar, ein Zeichen dafür, daß dort oben Granaten und Schrapnells Tod und Verderben ſprühen. In großen Kehren ſteigt die Straße in einer tiefeingeſchnittenen Schlucht hinan.

Wir beſuchen zunächſt einen Ort, wo unſere Feſtungsartillerie wirkt. Sie hat dort die Aufgabe, die Ausgänge von Verdun zu ſperren, die im Nordweſten liegen, und da die Geſchoſſe ſehr weit tragen und die Beleuchtung an manchen Tagen, namentlich in der Regenzeit, nicht immer gut iſt, ſo ſind für die Batterie vorgeſchobene Beobachter tätig. Der eine ſitzt 6 Kilometer entfernt auf einem Birnbaum, der andere 8 Kilometer weit in einem Hauſe, das ſchon mitten in der Côte Lorraine ſteht. Beide Beobachter haben Telephonverbindung mit der Batterie, und die Leitung iſt einfach von Baum zu Baum gelegt. Originell iſt die „Telephonzelle", ein in die Erde gegrabenes Loch mit einer braunen Zeltbahn darüber, in der der Telephoniſt, platt auf dem Bauche liegend, ſeinem wichtigen Amte nachgeht. Auf dem einer Wildkanzel ähnlichen Kommandoturm des Batteriechefs hat man einen weiten Blick in die Côte Lorraine hinein, doch ſtehen den Offizieren auch noch ein mächtiges Zeißſches Scherenfernrohr und ein ſehr ſinnreiches Obſervationsinſtrument am Geſchütz ſelbſt zur Verfügung, durch das ich einen Blick werfen konnte. Man ſah genau das 14000 Meter weit entfernte Dorf, an deſſen Eingang eine große Pappel den Zielpunkt beſtimmte.

In demſelben Augenblick kam der Befehl, das Dorf

in Brand zu schießen, weil sich dort feindliche Truppenmassen zeigten. Nur zwei oder drei kurze Kommandos waren nötig, dann krachte der Schuß, und in sausendem Fluge zog das Schrapnell dahin. Alsbald meldeten die Beobachter, und außerdem ein hoch oben im Walde über dem Dorfe arbeitender Heliograph den Erfolg des Geschosses. Auch die Flieger haben die Batterie stets sehr gut bedient, und die Gefährlichkeit der Batterie für den Gegner zeigt sich darin, daß dieser nicht weniger als vier Geschütze darauf gerichtet hält, die jedoch 600 Meter zu kurz einschlagen. Eine französische Batterie ist bereits durch die unserige außer Gefecht gesetzt worden, eine zweite nach 16 Granatschüssen abgefahren. Noch weitere sieben Schuß erdröhnten, während wir die Batterie bewunderten, dann ging es zurück. Bald gerieten wir wiederum in ungeheuer lange Munitions- und Proviantkolonnen und konnten wieder die außerordentliche Genauigkeit in der Leitung dieser großen Wagenzüge bewundern. Auch ein Feldlazarett sahen wir hier zum erstenmal in Tätigkeit, und merken nun, daß wir der Feuerlinie ganz nahegerückt sind.

Abermals geht es steil einen Waldweg hinauf, und als wir auf der Höhe angelangt sind, schwebt gerade über uns einer der Fesselballons, dessen Kommando ein hannoverscher Offizier mit dem Gibraltarbande am Arm führt. Er erzählt uns, daß auf der Straße, wo wir einen Augenblick halten, gestern nachmittag noch heiß um den Besitz des Waldes gekämpft worden ist, und daß die Franzosen dabei mit großer Bravour vorgingen. Sie stürmten sogar mit dem Bajenett an, erhielten aber ein so vernichtendes Infanteriefeuer, daß sie in Reihen hingemäht wurden. Wir sehen auch noch zahlreiche grauenhafte Spuren des Kampfes und das Feldlazarett in voller

Tätigkeit. Sehr interessant ist es, wie die Luftschifferabteilung den Ballon durch den dazugehörenden Wagen hin und her bewegt, um ihn dadurch vor feindlichem Feuer zu schützen. Mehrmals explodieren in allernächster Nähe des Ballons Schrapnells, und so sausen wir weiter tiefer in den Wald hinein, um schnell noch einer dort aufgestellten größeren Batterie einen Besuch abzustatten. Man hatte uns schon vorher erzählt, daß sie auf die Forts von Verdun ein vorzügliches Feuer unterhalte und auf den Zentimeter genau treffe. Rechts und links am Waldrand stoßen wir auch sehr bald auf Bedienungsmannschaften, und es fällt uns zunächst nicht weiter auf, daß auch die deutsche Infanterie tiefer im Walde oder doch hart an die Wegbäume gedrückt dasteht.

Kaum aber haben wir die Kraftwagen verlassen, als etwa 50 Schritte von uns entfernt ein Schrapnell dicht an der Landstraße zwischen ein paar hohen Buchen einschlägt und deren Zweige herabprasseln. Gleich darauf geht es wieder hui — hui — hui durch die Baumwipfel und abermals saust ein Geschoßhagel hernieder. Nun wird uns die Lage mit einem Schlage klar, zumal die Batterie von ihren Mannschaften ebenfalls verlassen ist. Der Feind hat die Stellung ausgekundschaftet und überschüttet nun diese und den dahinterstehenden Fesselballon mit Schrapnell- und Granatfeuer. Lächelnd sagt der mich begleitende Kollege, ein alter Hauptmann: „Ja, das ist der Krieg!“ Aber da stockt sein Fuß und sein Gesicht wird ernst, denn unmittelbar vor ihm liegen zwei brave Feldgraue zum letzten Schlummer hingestreckt, und mitleidige Mäntel verhüllen das Gesicht. Die Kameraden haben noch nicht Zeit gehabt, sie zu bestatten, und sie sind ja auch nicht die einzigen, die heute ihr Leben für das Vaterland hergeben mußten.

Nachdem wir das schaurige Singen in den Lüften etwa eine halbe Stunde lang mitgenossen hatten, fuhren wir zum nächsten Dorfe. Am Ausgang desselben halten wir einen Augenblick und sehen, wie der Fesselballon mit großer Schnelligkeit heruntergezogen wird, während gleichzeitig über ihm vier bis fünf der charakteristischen braunroten Wölkchen sichtbar werden, die das Platzen eines Schrapnells ankündigen. Gleichzeitig kommt im eleganten Gleitfluge ein deutscher Flieger herunter, dem die Sache da oben inzwischen auch ein bißchen zu bunt geworden war. Wir sind also im Augenblick der höchsten Gefahr dem feindlichen Geschützfeuer entronnen und trotz alledem glücklich darüber, die Feuertaufe in diesem Weltkriege erhalten zu haben. Und wie merkwürdig! Während wir noch aufgeregt über das große Erlebnis sprechen, passieren wir das Dorf, in dem die Reserven unter Gewehr stehen. Aber die Leute tun, als wenn sie zu einem Feste gingen, und beschämen uns durch die völlige Unbekümmertheit, mit der sie ihrem Schicksal entgegengehen. Sie scherzen und plaudern mit den noch vorhandenen Bewohnern des halbzerschossenen Dorfes, lassen sich Wein geben und grüßen fröhlich zu uns herüber.

Im roten Lichte der untergehenden Herbstsonne fahren wir bald darauf durch das Dorf Gravelotte, wo Kaiser Wilhelm I. in der Nacht vom 18. zum 19. August 1870 in einem niedrigen, einstöckigen Bauernhaus wohnte, wovon heute eine Gedenktafel Zeugnis ablegt. Das Haus ist später für die kaiserliche Familie angekauft worden, und in dem von rührender Einfachheit zeugenden Schlafzimmer, in dem noch heute das mit einem grobgeblümten Überzug versehene große Bauernbett steht, in welchem der Kaiser damals schlief, hängt eine photographische Gesamtaufnahme der Mitglieder unseres Kaiserhauses, die

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

St. Gertraudenkirche in Löwen

Digitized by Google

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Löwen mit der zerschossenen Kathedrale (in der Mitte) und dem unbeschädigten Rathaus

Nach einer Photographie von R. Guschmann, Berlin

Das von den Bayern eroberte Camp des Romains bei St. Mihiel

Digitized by Google

die eigenhändige Unterschrift Kaiser Wilhelms II. trägt. Im Vordergrund des Bildes sitzt die jetzige Herzogin von Braunschweig im kurzen Kinderkleidchen, und die heute im Felde stehenden Söhne des Kaisers tragen noch die marineblauen Knabenanzüge ihrer Kinderzeit.

Auch dieses Haus ist bezeichnenderweise nicht von der Einquartierung verschont geblieben, die überall in der Umgegend große Ansprüche an die Bewohner stellt. In dem kaiserlichen Wohnzimmer haust heute der Hauptmann irgendeines Landwehrregiments und in der Bodenkammer ist eine große Strohschütte für einige Dutzend braver Landwehrmänner hergerichtet. — Auch Bismarcks und Moltkes Wohnzimmer der damaligen Zeit sind durch Gedenktafeln kenntlich gemacht. — Von Gravelotte aus durchfahren wir die berühmte Mancéschlucht, durch die gerade eine lange Proviantkolonne zieht. Auf dem Bock der Wagen sitzen biedere lothringische Bauern als Kutscher. Auch in Vionville herrscht reges militärisches Leben, und mancher brave Reitersmann benutzt die Gelegenheit, um in der Abenddämmerung noch dieses und jenes Kriegerdenkmal aus der großen Zeit der Reichsgründung nachdenklich zu betrachten. Nun vorbei an den gewaltigen Anlagen des Forts „Kaiserin", und dann schimmern die Lichter von Metz im Tale. Wir sind für heute am Ziel!

II.

(Die Arbeit des Grafen Haeseler. — Bayernruhm. — Vor Manonviller. — Bei den österreichischen Motorbatterien. — Das sterbende St. Mihiel. — Ein gefährlicher Punkt. — Die Feldpost kommt!)

30. September.

Ein wundervoller Herbstmorgen liegt über Metz, der schönen alten Feste am grünen Moselstrand. Hoch leuchtet

das dunkelgelbe filigranfeine Turmwerk der ehrwürdigen Kathedrale über dem Häusermeer von Metz. Auf der Esplanade flaniert das Jungmädchenvolk der Stadt, wie wenn sie im tiefsten Frieden läge, und auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz werden wie immer fleißig Rekruten gedrillt. Aber ab und zu dröhnt ein dumpfes Rollen aus der Richtung von Verdun herüber und zeigt den Bewohnern, daß der Friede auch dieser Stadt ein trügerischer ist. Über Ars mit seinen Champagnerweinbergen und den stattlichen Resten einer mächtigen römischen Wasserleitung führt unser Weg durch Gorze wieder nach Verdun zu. Die Franzosen haben auch eine große Anzahl schwerer Geschütze, sogar Marinegeschütze herangeschafft, und so sind die weiteren Kämpfe, denen wir heute wiederum beiwohnen dürfen, doppelt interessant geworden. Es muß sich nun herausstellen, welche Artillerie das Übergewicht hat. Aber wir vertrauen nach wie vor auf unsere schwere Artillerie, deren gewaltige Detonationen wir schon auf der Fahrt über die Höhen von Gorze gehört hatten. Die ganze Fahrt gestattet einen tiefen Einblick in die wichtige, jahrzehntelange Arbeit des Grafen Haeseler um Metz herum. In den Orten, die wir passieren, liegen Proviantkolonnen mit den denkbar verschiedensten Gefährten aus dem schönen Pfälzerland. Da liest man die Namen bekannter großer Firmen aus Ludwigshafen, Kaiserslautern, Pirmasens, Landau, Speyer und Neustadt an der Haardt.

Und bei dem Gedanken an das edle Gut in den Kellern von Neustadt, Forst und Deidesheim läuft einem auch hier zwischen den Rebenhügeln der Côte Lorraine das Wasser im Munde zusammen. Die Bayern haben mit der Eroberung des Camp de Romains große Ehre eingelegt, und es ist nur eine Frage der Zeit, wenn auch die übrigen Forts

übergeben werden. Eine wertvolle Unterstützung haben sie durch unsere Flieger erfahren, die trotz des Regens ganz wundervoll gelungene Aufnahmen von den verschiedenen Forts in den letzten Tagen nach Hause gebracht haben. Man sieht auf den Bildern, obwohl sie wegen der fortgesetzten Beschießung durch feindliche Truppen in großen Höhen (1800 bis 2000 Meter) gemacht werden mußten, mit aller Deutlichkeit die verderblichen Wirkungen unserer schweren Artillerie an den einzelnen Befestigungswerken. Wie auf den Mondbildern die Krater sich besonders scharf abzeichnen, so sind auf diesen Photographien besonders die metertiefen Höhlungen ganz deutlich zu erkennen, die durch das Einschlagen von Granaten entstanden sind. Die Aufnahmen ermöglichen es also den Belagerungsgeschützen, etwaige Fehler zu verbessern. Auf der Landstraße vor einem stattlichen, durch unsere Truppen besetzten Schlosse stoßen wir auf 380 Gefangene des Forts Camp des Romains, die gerade ihre Waffen abgeliefert haben und nun nach Deutschland gebracht werden sollen. Mit anerkennenswerter Objektivität erzählen uns die Bayern, daß sich die Besatzung außerordentlich tapfer gezeigt habe, so daß man den kurz vor unserer Ankunft in Kraftwagen abgeführten Offizieren nicht nur die Säbel überließ, sondern auch beim Ausmarsch der Besatzung aus dem Fort durch zwei Bataillone mit gesenkter Fahne die üblichen Ehrenbezeugungen erwiesen wurden. Mit Tränen in den Augen hat der Kommandant unseren Offizieren das Fort übergeben, nachdem drei Tage lang die fürchterliche Beschießung durch die Unseren angedauert hatte und der weitere Aufenthalt für die Franzosen dann unmöglich geworden war. Wie die Franzosen bis zum letzten Augenblick gekämpft haben, erhellt daraus, daß unsere Infanterie beim Sturmangriff nur wenigen

kampffähigen Leuten gegenüberstand. Die Franzosen erklären übereinstimmend, daß schon unsere 21 cm-Mörser mit einer schrecklichen Rauchwirkung schießen und ihre Geschosse etwa drei Meter tief in den Boden einschlugen, worauf sie diesen auseinandersprengten. Die Treffsicherheit war großartig, und wie gut unsere Geschütze arbeiten, erhellt daraus, daß einer dieser 21 cm-Mörser seit der Belagerung von Manonviller rund 2000 Schüsse abgegeben hat, ohne daß sich bisher auch nur ein Mangel ergab. Auf einer der Höhen der Côte Lorraine hatten wir Gelegenheit, zwei unserer 21 cm-Mörser im Kampfe zu sehen. Die Geschütze waren tief im Walde versteckt, und durch verschiedene Maßnahmen hat es der Batteriechef erreicht, daß sich die Franzosen über die Aufstellung der Geschütze andauernd im unklaren befinden. Ein Geschütz gibt am Tage 4—500 Schuß ab, und die Genauigkeit hat während des ganzen Feldzuges noch an keinem Punkte nachgelassen. Während des ganzen Feldzuges ist auch erst ein einziges dieser Geschütze, und zwar bei Fontenoy, durch einen feindlichen Schuß demontiert worden. Das Geschoß der 21 cm-Geschütze wiegt nicht weniger als 240 Pfund, ohne Kartusche. Die Detonation des Schusses war naturgemäß eine weit stärkere als gestern bei den 15 cm-Mörsern. Bei diesem Schuß war das Geschütz auf 9400 Meter Entfernung eingestellt, und wieder galt es einem von französischen Truppen angefüllten Dorfe. Das ganze Geschütz wiegt 170 Zentner und ist von 8 bis 10 Pferden in den hohen Buchenwald hineingezogen worden, in dem es heute steht. Es ist das schwerste Geschütz überhaupt, das beim Feldheere mitgeführt wird und kann infolge der Kruppschen Radgürtel überall hintransportiert werden. Natürlich ist es mit Rohrrücklauf versehen. Ringsum im Walde liegen die Bedienungsmannschaften im friedlichen

Mittagsſchlaf. Ein einziger Artilleriſt iſt erforderlich, um das Geſchütz zu richten, und immer wieder ſtaunt man über die Einfachheit in der techniſchen Ausrüſtung der ungeheuren Mörſer. Aber wir erleben noch eine weitere Steigerung der großen Eindrücke des heutigen Tages. Denn abermals geht es einer unſerer größten Batterien entgegen, die nicht, wie die geſtrige, eine unfreiwillige Gefechtspauſe hat. Mitten in einem ſchönen Weinberge iſt der Teufelskeſſel inſtalliert, aus dem gewaltige Geſchoſſe von bisher unerhörter Wirkung in hohen Bogen nach den Forts von Verdun hinüberſauſen. Eine faſt unmerkliche Neigung des Rohrs im Augenblick des Abfeuerns lenkt das rieſige Geſchoß viele tauſend Meter weit an eine auf der Karte vorher genau beſtimmte Stelle, und wie die Geſchoßwirkung iſt, haben wir bei Givet und in Namur bereits mit Schaudern geſehen.

Doch ſchon heißt es weiter, denn das Schönſte ſteht uns ja erſt noch bevor. Wir wollen ganz in die Gefechtslinie hineinkommen, nachdem wir ſchon geſtern die Feuertaufe erhalten haben. Wenige hundert Meter vor der Batterie, die wir ſoeben in Tätigkeit ſahen, öffnet ſich plötzlich der Wald und vor unſeren Füßen, tief drunten im Tale breitet ſich das entzückende Landſchaftsbild von St. Mihiel, einem der wichtigſten Maasſperrforts, aus, das nun auch ſchon in unſeren Beſitz übergegangen iſt. Aber noch tobt zwiſchen unſerer Armee und den übrigen Feſten längs der Maas der Titanenkampf dieſer Tage, und wenn auch das Feuer der Gegner, je weiter der Tag vorrückt, um ſo ſchwächer wird, ſo wäre es doch unratſam, auch nur wenige Meter weit auf der Landſtraße vorzurücken, dorthin etwa, wo eine unſerer Batterien als die am weiteſten vorgeſchobene unaufhörlich Bomben und Granaten in einige hinter St. Mihiel belegene Schützengräben der Fran-

zosen sendet, während sie selbst mit ziemlich gut gezielten Schrapnellschüssen bedacht wird. Wir wandern also querfeldein über die mit Klee bedeckte Anhöhe, bis dicht an den Abhang heran, zu dessen Füßen die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar ist. Wir können genau beobachten, wie eines unserer Schrapnells in das Dach der großen Infanteriekaserne des Ortes einschlägt. Einen Augenblick — dann steigt schwarzer Rauch empor, und es ist kein Zweifel, daß in wenigen Minuten die Flammen aus dem Dach herausbrechen werden. Durch das Glas erkenne ich die Zeiger der Kasernenuhr. Sie zeigt genau 5 Minuten vor 1/4 3 und bleibt von diesem Moment ab stehen. Im gleichen Augenblick sehe ich drüben auf der uns gegenüberliegenden Anhöhe ein kleines weißes Wölkchen aufsteigen, und schon im nächsten Augenblick gibt es dicht über unseren Köpfen einen lauten, kurzen Knall. Eine gelblich-braune Wolke zieht langsam über uns hinweg. Da — ein zweites Aufblitzen drüben, und nun geht es: Hui, hui, hui! Wieder ein Schuß auf uns, und auch diesmal ein Schrapnell. Mit kurzem Knall explodiert es linker Hand, aber Reste fliegen auch zu uns herüber. Da das Geschieße gerade auf unsere kleine Gruppe immer noch stärker wird, so scheint es klar zu sein, daß man uns drüben entdeckt und uns für Mitglieder eines Stabes hält. So ziehen wir es vor, den gefährlichen Punkt bald zu verlassen. Wie gefährlich die Sache aber geworden war, erfuhren wir erst unten auf der Landstraße. Denn da war inzwischen ein bayrisches Militärauto vorbeigefahren, unsere Herren hatten noch hinübergegrüßt, in demselben Augenblick aber war auch schon ein Schrapnellstück in das Vorderteil des Wagens eingeschlagen und hatte diesen vollständig zerstört, so daß ein anderer Wagen herbeigeschafft werden mußte. Die Franzosen hatten rich-

tig gerechnet, daß die Straße ſtark befahren und ihre Beſchießung ſich daher wohl lohnen würde. Auf der Rückfahrt ſahen wir die aus den beſchoſſenen Dörfern flüchtenden Bewohner, und wieder packte uns der Menſchheit ganzer Jammer an. Auch einem Transport Franktireurs begegneten wir auf unſerer Rückfahrt. Im Abenddunkel ſaßen die Feldgrauen friedlich vor den Türen der halbzerſchoſſenen Bauernhäuſer, andere melkten Kühe, noch andere gruben ſich ein paar Kartoffeln aus.

Alle aber ſtreckten ſie freudig die Hände aus, als ein ſchöner bayriſcher Poſtillion durchs Dorf ging und die eben angekommene Feldpoſt verteilte. Drinnen aber in Metz ſaß um dieſe Zeit der Kaiſer am Krankenbett ſeines Sohnes, und die Bewohner jubelten ihm zu, als es bekannt wurde, daß der Kommandant der Liegnitzer Königsgrenadiere in nicht allzu ferner Zeit wieder an die Front gehen würde. Es hat ſich um einen ſchweren Herzkrampf gehandelt, den der Kaiſerſohn infolge andauernder Überanſtrengung in den Kämpfen bei Verdun erlitten hat, und bei denen er wiederholt ſelbſt einen Zug ins Gefecht geführt hat. So iſt das Schrapnellfeuer von Verdun für viele mit unauslöſchlichen Erinnerungen verknüpft, und noch in ferner Zeit wird man, vom Kaiſerhaus herab bis in die ärmſte Tagelöhnerhütte hinein gedenken der heißen Tage von Verdun.

Die vom Flügelrad

(Millionärswahnſinn. — Techniſche Kunſtwerke unſerer Eiſenbahner. — Tunnelwunder. — Mars regiert die Stunde. — Ein Gruß von oben. — Die Eiſenbahntruppen im Kriege. — 50 000 Eiſenbahner hinter der Front.)

Amerikaniſche Milliardäre haben ſich vor einigen Jahren das perverſe Vergnügen gemacht, zwei Eiſenbahnzüge

in voller Fahrt aufeinander losgehen zu lassen, um sich an dem dadurch verursachten wüsten Durcheinander zu ergötzen. Aber der gegenwärtige Krieg, der so vieles Neue und Unerhörte schon im Gefolge hatte, hat auch dieses nervenerregende Schauspiel durch eine Herostratentat der belgischen Eisenbahner weit überboten. In den ersten Augusttagen haben, wie ich schon in einem früheren Bericht kurz andeuten konnte, unsere Gegner den Tunnel zwischen den Stationen Francorchamps und Stavelot der Ardennenbahn dadurch für uns unbenutzbar zu machen versucht, daß sie auf der einen Seite drei, auf der anderen sogar vier schwere Schnellzugmaschinen aneinanderkoppelten, die Kessel überheizten und dann im letzten Augenblick, als schon der Manometer auf 99 stand, die Maschinen in den Tunnel hineinhetzten, in dem es alsbald eine fürchterliche Katastrophe gab. Aber die Väter dieser neroanischen Idee hatten nicht mit der Tüchtigkeit unserer Eisenbahner gerechnet. Innerhalb einer Woche waren nicht nur die traurigen Überreste der Maschinen aus dem stickigen Höllenloch des Tunnels herausgeholt, nein auch der zweigleisige Betrieb funktioniert wieder und so hat das Attentat der Belgier auf ihre eigene Eisenbahnstrecke nur den Erfolg gezeitigt, daß der Ruhm unserer Pionier- und Eisenbahntruppen um so heller strahlt. Denn die Pioniere hatten auf dieser Strecke ebenfalls Arbeit bekommen, da neben dem Tunnel auch der Viadukt bei Trois-Ponts in die Luft gesprengt worden war. Wer inzwischen den neuen, aus ungeheuren Baumstämmen und mächtigen Balken gefügten Bahnübergang an dieser Stelle gesehen hat, weiß, daß wir es hier nicht mit einer gewöhnlichen Überbrückung, sondern mit einem kleinen technischen Kunstwerk unserer Pioniere zu tun haben, deren Loblied in diesem Kriege nicht oft genug gesungen werden

kann. Denn nicht im Zerstören, sondern vor allem im Wiederaufbau liegt ihre ungeheuere strategische Bedeutung. Wie wäre es möglich, heute mit deutschen D-Wagen im Westen bereits tief in das Herz Frankreichs hinein, nördlich bis fast nach Antwerpen und östlich schon bis nach Rußland hineinzufahren, wenn wir nicht unsere Eisenbahner, und zwar die Eisenbahner im aktiven Dienst wie die auf der Maschine, im Packwagen und auf den Stellwerken hätten. Es kommt uns gar nicht in den Sinn, wie sonderbar es ist, daß da plötzlich in einer weltverlassenen Station hoch oben im Ardennenwald ein Mann mit der preußischen Eisenbahnerdienstmütze am Stationstelegraphen sitzt, daß fast bis unter die Kanonen von Verdun ein aus deutschen Güterwagen zusammengesetzter Zug ruhig rangiert und wir empfinden es sozusagen als selbstverständlich, daß die mit den Farben der französischen Trikolore bemalte Wegschranke am Bahnübergange eines Dorfes im Heimatlande der Jeanne d'Arc von einem deutschen Eisenbahner gezogen wird, als unsere Wagenkarawane über das von deutschen Lokomotiven gepflügte Bahngleis braust.

Ein anderes Tunnelerlebnis! Ich schrieb schon davon, als wir uns die schöne Bergfeste Montmédy ansahen. Damals lag dort der Tunnel halb in Trümmern, weil die Franzosen auf beiden Seiten Sprengversuche unternommen hatten. Die braven Württemberger bauten, nicht faul, sofort eine ganz neue Umgehungsbahn und stellten an den beiden Tunnelausgängen die Mannschaften der gefangengenommenen Besatzung zum Ausschaufeln an. Und siehe da! Als wir vor einigen Tagen neuerlich die Festung passierten, war eine zweigleisige Umgehungsbahn fertig und gestattet uns nun den Luxus einer Doppelstrecke, die für unsere rückwärtigen Verbindungen von höchster

Wichtigkeit ist. Es sei nur daran erinnert, daß der Tunnel auch 1870 sofort von den Franzosen gesprengt wurde, als sie zum Rückzuge gezwungen wurden und daß wir auch damals aus strategischen Gründen in allererster Linie den Bau einer Umgehungsbahn betrieben haben.

Das größte Tunnelwunder aber erlebte ich heute in der Nähe einer größeren französischen Stadt. Hier sind die französischen Mineure mitten in den Tunnel hineingegangen und haben durch eine gewaltige Flattermine den Zusammenbruch des ganzen Tunnels herbeigeführt, so daß unsere Eisenbahner bei ihrer Ankunft nur einen in sich zusammengesunkenen Schutthaufen vorfanden. Aber alsbald wurde auch diese fast aussichtslose Sache in Angriff genommen und sie wird in den nächsten Tagen bereits von Erfolg gekrönt sein. Wir sahen das gewaltige Wiederherstellungswerk zur Nachtzeit und in der unsicheren Umgebung einer feindlichen großen Stadt. Hoch oben auf dem von der Tunnelröhre durchbohrten Berge hat man einen wundervollen Blick auf ein weites im Herbstlaub schimmerndes Flußtal und die schöne alte Stadt, um die sich ein Kranz prachtvoller Villen und Landhäuser mit wundervollen Parks zieht. Aber mitten in der herrlichen Landschaft liegen zwei gewaltige Verbindungsbrücken der Stadt zerstört und auch das Trümmerfeld des gesprengten Tunnels erinnert daran, daß Mars die Stunde regiert. Sobald wir auf der Höhe angelangt sind, öffnet sich zu unseren Füßen ein jäher, an die 30 Meter tiefer ungeheurer Abgrund, nicht unähnlich dem Krater des Vesuvs. Und in seiner Tiefe arbeiten viele hundert Eisenbahner mit Picke und Schaufel, um die beiden Eisenbahngleise auf der Basis des Tunnels freizubekommen. Schon ist auf der einen Seite die Wölbung des bei der Sprengung intakt gebliebenen Tunnelteils freigelegt und

alsbald hat man eine zweigleisige Feldbahnstrecke in den Arbeitsraum hineingeführt, um mit kleinen Lowries den Bauschutt und die Erdmassen aus dem gewaltigen Trichter hinausschaffen zu können. Gleichzeitig aber stehen einige hundert Mann in neun Traversen übereinander aufgebaut und schaufeln die Erdmassen auch nach oben aus. So geht es Tag und Nacht in achtstündiger Arbeitsschicht und alle helfen mit, vom gewöhnlichen Streckenarbeiter herauf bis zum bebrillten Landmesser. Das Elektrizitätswerk der Stadt muß den für die Beleuchtung und Kraft notwendigen Strom stellen und die Stadt selbst die für die Lowries erforderlichen Pferde und Begleitmannschaften. Dafür sorgt unsere Verwaltung aber auch, daß ein großes Wasserleitungsrohr, das durch die Sprengung geborsten war und seine Wassermassen in den Tunnel ergoß, wieder hergestellt und damit den Einwohnern weiterhin Wasser geliefert wird. Wenn aber einer der Unsern in dieser tiefen Herbstnacht von seiner Arbeit einen Augenblick nach oben sieht, hinaus aus der Enge seines Arbeitsstandes in die unendliche Himmelswelt da oben, dann sieht er den freundlich leuchtenden Mond, der auch über seinem Heimatstädtchen scheint und ihm Grüße bringt und die Zuversicht, daß auch er im tiefen Erdkessel da drunten nicht etwa vergessen ist, sondern uns allen als ein Soldat gilt und als Held im fernen Vaterland!

* * *

Die Leitung des gesamten Militäreisenbahnwesens liegt in den Händen des Chefs des Feldeisenbahnwesens, der sich im Großen Hauptquartier befindet. Ihm unterstehen außer den Linienkommandanturen die Militäreisenbahndirektionen, denen die Eisenbahntruppen als ausführende Organe zugeteilt sind. — Diese Truppen gliedern sich in

Bautruppen und Betriebstruppen. — Die Bautruppen — in Kompagnien zusammengefaßt — stellen — weit voraus, oft hinter den Kavalleriedivisionen — die vom Gegner zerstörten Eisenbahnkunstbauten (Brücken und Tunnel) wieder her. Ihre Ausbildung und ihre Ausrüstung mit Gerät, Feldbahnen und Brückenmaterial befähigen sie, alle im Felde in Frage kommenden technischen Aufgaben zu lösen. Eine große Anzahl solcher Kunstbauten in Belgien und Frankreich ist dank dem unermüdlichen Fleiße dieser Brückenkompagnien hergestellt. Große Umgehungsbahnen um zerstörte Tunnels herum sind geschaffen. Tag und Nacht arbeiten die Leute, um die zerstörten Bahnstrecken wiederherzustellen, um den vorrückenden Armeen den Nachschub von Verpflegung und Munition sobald als möglich zuzuführen. Weiter rückwärts, dort, wo größere Sicherheit gegen feindliche Unternehmungen herrscht, sind die von den Eisenbahndirektionen der deutschen Bahnverwaltungen gestellten Baukolonnen, sowie unsere großen deutschen Brücken- und Bahnbauunternehmungen beschäftigt und bemüht, das gleiche zu leisten wie die zum Teil im feindlichen Feuer arbeitenden Baukompagnien. Zur Durchführung des Bahnbetriebes bei den Militäreisenbahndirektionen sind die Betriebskompagnien eingesetzt, und zwar auch so weit vorgeschoben, wie nur irgend möglich. Weiter hinten — der Heimat zu — betätigen sich die von den heimischen Bahnverwaltungen überwiesenen Betriebskolonnen. Es werden etwa 50000 Mann sein, die so in rastlosem Eifer und oft unter den schwierigsten Verhältnissen unter voller Einsetzung ihrer Kräfte die neuzeitliche Ausnutzung der umfangreichen fremdländischen Bahnen ermöglichen. Zahlreiche allerhöchste Gnadenbeweise und Belobigungen spornen die Mannschaften zu immer neuen Taten an.

Der „Brückenprofeſſor"

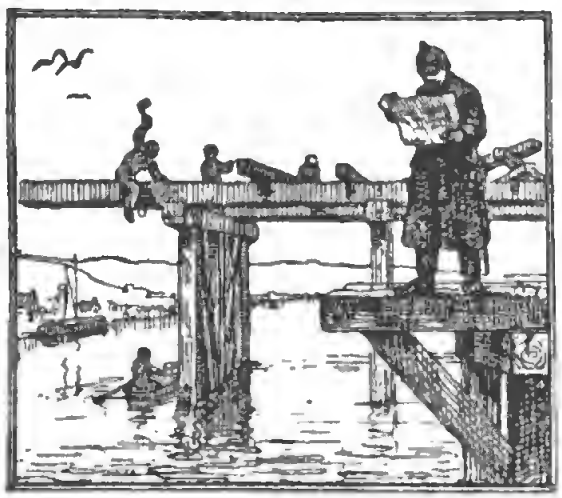
(Geſprengte Tunnels und Eiſenbahnbrücken. — Im Ameiſenhaufen. — Vom Lehrſtuhl ins Feld. — Ein Rieſenkraftwagen. — Die Heinzelmännchen des Weltkrieges.)

Ich ſah heute dem Brückenbau einer Eiſenbahnerabteilung zu. Die Franzoſen haben faſt keine der Eiſenbahnbrücken und auch der gewöhnlichen Straßenbrücken, die über die Maas führen, unbeſchädigt gelaſſen, weil ſie ſich ja ſagen mußten, daß vor allem eine intakte Eiſenbahnlinie von der Grenze nach Paris uns den Vormarſch ganz außerordentlich erleichtern würde. So haben ſie denn neben den Tunnels und Straßenbrücken auch die Eiſenbahnbrücken vielfach in ſehr ſinnreicher Weiſe zerſtört.

Die Straßenbrücken hat unſere Pioniermannſchaft, wie ſchon mehrfach von mir erwähnt worden iſt, durch Pontonbrücken und zuſammengezogene Maaskähne mit darüber gezogenem Plankenbelag erſetzt. Die Eiſenbahnbrücken aber erfordern eine etwas wuchtigere Unterlage und größere Feſtigkeit. Hier, wo ich mich zurzeit befinde, macht der Fluß eine große Schleife und umfließt in ſchönem Bogen einen bewaldeten Berg, durch den die Bahn im Tunnel geht. Nun ſind nicht nur die beiden vor und hinter dem Tunnel befindlichen Eiſenbahnbrücken, ſondern auch der Tunnel ſelbſt geſprengt worden. Eine Rieſenaufgabe erwuchs alſo gerade hier unſeren Ingenieuren. Denn es ſteht nur ein kleines Gebiet zur Neuanlage der Strecke zur Verfügung, da natürlich die beiden in Betracht kommenden Gleiſe auf dem alten Wege an die Brücken und den inzwiſchen ebenfalls ſchon wiederhergeſtellten Tunnel herangeführt werden müſſen. Auf der nächſten, der deutſchen Grenze zu belegenen Station aber harren bereits zahlreiche Transportzüge der Weiterbeförderung, da naturgemäß nur ein kleiner Teil ihres

Inhaltes mit Kraftwagen und durch die Kolonnen weitergeführt werden kann. Also heißt es Tag und Nacht im Betriebe sein und alle Kräfte anspannen. So wimmelt es denn im engen Raume zwischen Fluß und Berg wie in einem Ameisenhaufen. Hoch oben aber auf dem Trümmerrest des einen Brückenpfeilers thront der Leiter des Neubaues, ein schneidiger Hauptmann der Reserve, der so vertraut mit Karten, Plänen, Meßblättern und Apparaten hantiert, daß ich einen der Unteroffiziere nach dem Namen frage. Und natürlich ist es ein grundgelehrtes Haus, ein deutscher Professor, der hier in Sturm und Wind mit derselben Gründlichkeit doziert, wie daheim in Berlin auf dem Lehrstuhl der Militärtechnischen Akademie. Er läßt die neue Brücke unterhalb der alten erstehen, indem er die alten Pfeilerreste als Schutzwehr gegen die starke Strömung des Flusses ausnutzt. Aus einer benachbarten Fabrik wurde ein Dampfkran requiriert, der Bauholz und Eisenteile heranschaffte und, nachdem die Truppe in einem schönen alten Tannen- und Buchenwald Musterung gehalten hatte, ging es an das Fällen und Zurechtschneiden von 90 mächtigen Pfosten, die mittelst vier Handrammen mit einem Bärgewicht von je 10 Zentnern zwei Meter tief in das Flußbett getrieben wurden. Je 18 dieser Pfosten bilden einen neuen Brückenpfeiler, deren Verbindung untereinander durch je sechs 17 Meter lange breitflanschige Differdinger T-Träger hergestellt wird. Auf diese werden dann die Holzschwellen aufgeschraubt, die Schienen wieder auf diesen befestigt, und schon kann der Zug die 95 Meter Spannweite aufweisende neue Brücke passieren. Elektrischer Strom zum Betriebe der Bohr- und Sägemaschinen war glücklicherweise in der Stadt zu haben, und für den Transport der je 5 Tonnen wiegenden schweren Eisenträger aus Luxemburg stand ein

nicht weniger als 11 Meter langer Laſtkraftwagen zur Verfügung, den eine Berliner Firma unſeren Eiſenbahntruppen zufällig einige Wochen vor dem Kriege zu Verſuchszwecken überlaſſen hatte. So war es möglich, in der Zeit vom 18. September bis zum 2. Oktober, alſo innerhalb zwei Wochen und mit Hilfe von 400 Mann der in Hanau (früher in Schöneberg bei Berlin) garniſonierenden Eiſenbahner die zerſtörte Bahnlinie wieder fahrbar zu machen. Dann packen die Leute ihre Piken und Schaufeln, Feldbahnen und Waſſerpumpen, Säge- und Bohrmaſchinen, Rammen und Pontons wieder auf die Bahn, und fort geht's dem nächſten Trümmerfelde entgegen, um unter der Leitung des „Brückenprofeſſors" ihre wichtige Arbeit als die Heinzelmännchen des Weltkrieges weiterzuführen. Und wer da glaubt, daß dabei nach Arbeitszeit und Lohn gefragt wird, der irrt ſich gründlich. Eine jede Kompagnie hat den Ehrgeiz, die andere auszuſtechen, und ſo kommen Tagesleiſtungen zuſtande, von denen in Friedenszeiten nicht die Rede iſt. Alle beſeelt der eine Gedanke, daß auch ſie wichtige vaterländiſche Arbeit tun, und jeder wünſcht ſehnlichſt den Tag herbei, wo ſie uns die Wagentüren öffnen und rufen können: Paris! Alles ausſteigen!



Von St. Privat nach Sedan

(Unſer Etappenſchutz. — Abgeſchobene Metzer. — Ein kleines Erlebnis. — Der neue Dreibund. — Die braven Württemberger. — Die „Dernière Cartouche“. — In Sedan. — Aus großer Zeit. — Nebelſchwaden.)

Die große Heeresſtraße von St. Privat bis Sedan iſt ſeit dem Kriege von 1870/71 die Via Appia deutſchen Heldentums. Aber auch in dieſem Kriege iſt ſie faſt in ihrer ganzen Ausdehnung von den deutſchen Heeresſäulen, zum Teil in hartem Kampfe, überſchritten worden und eine nachdenkliche Wanderung auf ihr muß dem Deutſchen mindeſtens ſo unvergeßlich ſein wie ein Frühlings- oder Herbſtausflug auf der alten römiſchen Gräberſtraße. Schon gleich hinter Metz beginnt die heroiſche Landſchaft. Wir hatten die ſtolze Feſte am grünen Moſelſtrand in aller Morgenfrühe verlaſſen, um uns zunächſt die angeblich ſchon von Druſus angelegte, 24 Kilometer lange Waſſerleitung in dem Dorfe Jour-aux-Arches am rechten Moſelufer näher anzuſehen, die, bei Gorze beginnend, über die Moſel weg das Waſſer nach Metz leitete und von der noch 17 Bogen gut erhalten ſind. Sie verſtärken den gewaltigen Eindruck, den die ganze Gegend auf den zu den Ruhmesſtätten unſerer Väter Wandernden macht und bilden gewiſſermaßen das antike Eingangstor zu den Schlachtfeldern von 1870/71, der Via Triumphalis der großen Zeit, auf der nun auch das Blut der Helden von 1914 gefloſſen iſt. Schon gleich hinter den fruchtgeſegneten Weinbergen des Moſeltals beginnen die kriegeriſchen Zeichen unſeres eiſernen Jahres. Überall in den Dörfern diesſeits und jenſeits der nahen Grenze wimmelt es von Landwehr- und Landſturmleuten, Proviant- und Munitionskolonnen, und als wir bei Amanweiler, der letzten

Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Deutsche Pioniere und Eisenbahner bei der Herstellung von Brückenpfeilern

Nach einer Photographie von R. Guschmann, Berlin

Wiederherstellung eines gesprengten Eisenbahntunnels

deutſchen Eiſenbahnſtation, die Grenze überſchreiten, merken wir deutlich, daß unſer Etappenſchutz, wie überall an der Weſtgrenze, ſo auch hier ſehr ſcharf gehandhabt wird. Er gilt vor allem Metz, das 1870 durch uns berannt wurde und das in den letzten Oktobertagen vor 44 Jahren mit 180000 Mann, 600 Kanonen und 800 Feſtungsgeſchützen kapitulierte. Seit dieſer Zeit haben wir es zu einem ganz uneinnehmbaren Platz gemacht, an den ſich unſere Gegner denn auch in dieſem Kriege überhaupt nicht herangewagt haben. Trotzdem iſt natürlich nichts außer acht gelaſſen worden, um Metz gegen jede Überraſchung zu ſchützen, und ſo kann heute weder jemand in die Stadt hinein, der nicht einen beſonderen Ausweis hat, noch war es Leuten, die nicht länger als ſechs Monate darin gewohnt hatten, geſtattet, nach der Mobilmachung in ihren Mauern zu verbleiben. So kam es denn auch, daß damals etwa 25000 Metzer ausgewandert ſind und daß dadurch in vielen Betrieben ein Leutemangel entſtanden iſt. Auf der anderen Seite iſt aber auch einer großen Anzahl von Geſchäftsleuten die ſchwere Sorge für ihr überzähliges Perſonal abgenommen worden, das draußen in Altdeutſchland an Stelle der Eingezogenen nötig gebraucht wurde. Mit den Unanſäſſigen haben aber auch eine ganze Menge Eingeborener Metz verlaſſen. Es waren das die weniger gut ſituierten Kreiſe, die bei einer Belagerung alsbald der Stadtverwaltung zur Laſt gefallen wären. Sie ſind deshalb nach der Lahngegend abgeſchoben und hier ſehr freundlich aufgenommen worden.

Von Amanweiler aus durchquerten wir den nördlichen Teil des Schlachtfeldes vom 18. Auguſt 1870 und kamen zunächſt in das hochgelegene Dorf St. Privat, das damals von den Garden und den Sachſen in blutigem Sturmangriff genommen werden mußte, weil ſich die

Franzoſen in langer Front hinter jedem einzelnen Hauſe verſchanzt hatten. Zwei prächtige Denkmäler, von denen vor allem das Löwenmonument des 2. Garderegiments auch künſtleriſch hervorragend iſt, erinnern an die Heldentaten der Preußen und Sachſen von 1870. — Heute iſt das Dorf angefüllt von deutſchen Truppen, die nun ihrerſeits den Sturm auf die Höhe abwenden ſollen. Aber es herrſcht eitel Friede. Denn der Feind hat längſt die ſchützenden Forts von Verdun zwiſchen ſich und die Deutſchen von 1914 gelegt und erwartet ſie zum größten Teil ſogar erſt hinter den blauen Bergen der Côte Lorraine, da, wo Aisne und Oiſe ſeit Wochen bereits unſere Feldgrauen umrauſchend, ſie immer weiter zum Weſten locken bis nach Paris hinein.

Damit iſt ein neuer Sturm auf St. Privat ausgeſchloſſen und beruhigt fahren wir gegen Norden weiter. Kurz hinter Mance verſagt unſer Kraftwagen, und eine Weile ſcheint es, als müſſe Erſatz aus Briey beſchafft werden, und ſo wandere ich mit unſerem Führer ins nächſte Dorf hinein, nicht ohne den Revolver vorher geſpannt zu haben. Allein unſere Vorſicht iſt ganz unbegründet. Wir ſind in Anoux, wo uns jede Auskunft gern erteilt wird und es ſich zum Schluſſe herausſtellt, daß faſt die ganze Bewohnerſchaft deutſch ſpricht. Auch ein 88 Jahre alter Schäfer ſtellt ſich ein und erzählt mir, daß er aus Lützelburg ſtamme und ſchon 1870 nicht gegen Deutſchland mehr zu marſchieren brauchte, weil er damals bereits nicht mehr militärpflichtig war. Mit erſtaunlicher Klarheit ſchildert er mir die Vorgänge von 1870 in Anoux ebenſo wie die von 1914 und fügt unaufgefordert hinzu, daß er damals und auch jetzt wieder von unſeren Soldaten ſofort mit größter Liebenswürdigkeit behandelt worden ſei, als er ſie deutſch angeſprochen und ihnen Auskunft über

das Dorf gegeben habe. So wenig wie damals ist auch jetzt die Einwohnerschaft in irgendeiner Weise behelligt worden und man bietet uns schließlich sogar einen Schoppen Landwein an, mit dem wir dem alten Manne Bescheid tun. Inzwischen haben sich ein paar Schulknaben mit schwarzen Augen und schwarzem Haar zu uns gesellt und unterhalten sich. Aber nicht französisch, sondern italienisch, und es stellt sich heraus, daß sie aus dem nahegelegenen Bergwerksdorfe Mancieulles stammen, wo nach ihrer Versicherung fast nur Italiener leben. Und so kommt es, daß, als wir schließlich zu unserem inzwischen reparierten Wagen zurückkehren, die kleinen Italiener und ich im Verein mit den Kollegen aus Wien und aus Budapest den Dreibund repräsentieren, der durch einige Schokoladentafeln und Ansichtskarten eine solidere Grundlage erhält als mancher andere. Den Kollegen, die nicht mit von der Partie waren, haben wir unser „Schäferstündchen" in Anour natürlich etwas anders geschildert. Aber im Kriege ist ja manche List erlaubt.

Auf der Weiterfahrt kamen wir dann durch Longuyon, dem schönen Städtchen im industriereichen Tal der Chiers, von dessen fast völliger Zerstörung ich schon früher berichtet habe. Aber auch hier blüht bereits neues Leben aus den Ruinen, denn die Eisenbahnverbindung nach Longwy—Luxemburg ist seit Mitte September wieder hergestellt, und so kann Bauholz und Eisen aus dem neutralen Ländchen bezogen und der Anfang zur Erneuerung der Stadt gemacht werden. In naher Zukunft wird die Stadt dann sogar ein wichtiger Punkt für unsere Eisenbahner werden, denn hier kreuzen sich die Linien nach Luxemburg und Metz. — Nun geht es mit voller Kraft Montmédy zu, wo unsere braven Württemberger zur Zeit meines ersten Besuches hausten und ihre Pioniere und unsere

Eisenbahntruppen wichtige Aufgaben zu erfüllen hatten. Auf der ganzen Strecke sind die Bauern mit der etwas sehr verspäteten Einbringung der noch brauchbaren Ernte-reste beschäftigt, und deutsche Landsturmleute sind ihnen dabei behilflich. Denn auch wir müssen fouragieren und ersparen beim Kaufe hier Zeit und Geld. Am Spätnach-mittage kommen wir nach Bazailles, wo 1870 von der das Dorf verteidigenden französischen Marineinfanterie der letzte Schuß gegen die heranstürmenden Bayern ab-gefeuert wurde. Mit der „dernière cartouche", die auf einem Gemälde des berühmten französischen Schlachten-malers Alphonse de Neuville in dem damals allein stehen-gebliebenen Dorfwirtshaus verewigt ist, brach das Napo-leonische Kaisertum zusammen, denn am nächsten Tage begannen die Kapitulationsverhandlungen von Sedan, die uns die ganze französische Armee mit 39 Generalen, 236 Stabsoffizieren, 2600 Subalternoffizieren und 83000 Mann mit sämtlichen Waffen, Geschützen usw. in die Hände lieferten, — dazu den Kaiser selbst. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! so ist man auch heute noch versucht auszurufen, wenn man durch das historische Gelände dieser großen Tage wandert. — Wir besichtigen zunächst das Bayerndenkmal im Dorfe, das außerdem ein schönes Monument für die gefallenen Franzosen und die Dorfbewohner enthält, welch letztere in den Kämpfen um Sedan zum großen Teil als Franktireurs tätig ge-wesen sind. Dann geht es hinüber nach Sedan selbst, das heute eine wohlhabende, behäbige Provinzstadt am Fuße der hier sanft ansteigenden Vorhöhen des Ardennenwaldes mit etwa 20000 Einwohnern ist. Wie nach der Übergabe Anno 1870, so halten auch heute wieder deutsche Soldaten an den Toren der früher so wichtigen Grenzfestung (nach Belgien hin) die Wacht. Zu Füßen des Bronzestandbildes

des Marſchalls Turenne, der hier in Sedan geboren wurde, ruhen ſich deutſche Landſturmleute von dem ſchweren Dienſt des ſonnigen Herbſttages aus, und vor dem Hotel de ville ſpazieren ebenfalls deutſche Landſturmmänner als Wachtpoſten auf und ab. Zwiſchen den Bewohnern und den vielfach ſchon ergrauten Leuten unſerer Truppe herrſcht anſcheinend das beſte Einvernehmen. Die Geſchäfte ſind faſt ſämtlich geöffnet und überall ſieht man die Feldgrauen Lebensmittel und kleine Bedürfniſſe für den Tag einkaufen. Aber während in Sedan kein einziges Haus zerſtört iſt, ſieht es in dem unmittelbar vor ſeinen Toren nach Weſten zu gelegenen Dorfe Donchery ſchlimm genug aus. Hier ſind die Brücken über die Maas zerſtört worden, und es hat ein heftiger Kampf zwiſchen den über Sedan hinaus vordringenden deutſchen und den franzöſiſchen Truppen in den heißen Auguſttagen dieſes Jahres ſtattgefunden. Dabei iſt der Ort in Brand geraten und faſt zu Dreivierteilen zerſtört worden. Nur das kleine Schlößchen Bellevue, in deſſen Räumen Graf Moltke und der franzöſiſche General von Wimpffen am Abend des 1. September 1870 mit den Kapitulationsverhandlungen begannen, die dann am 2. vormittags mit der Unterzeichnung des Übergabeprotokolls endeten, iſt unverſehrt geblieben. Später fand dann bekanntlich in demſelben Schloſſe zwiſchen König Wilhelm I. und Napoleon die Begegnung ſtatt, nach welcher ſich der geſtürzte Kaiſer unter preußiſcher Eskorte über Belgien nach Wilhelmshöhe begab. Und ich muß in dieſem Augenblick an den Tag zurückdenken, da wir Kriegsberichterſtatter Kaſſel paſſierten und Wilhelmshöhe zu uns herübergrüßte. Und noch ein anderes Bild ſtellte ſich vor mein geiſtiges Auge: das jenes kleinen Häuschens in Donchery, vor dem ein toter Schimmel und ein umgeſtürzter Gartenſtuhl die

Stützen für die Bank bildeten, auf der der alte Kaiſer, Bismarck und Moltke die Kapitulationsverhandlungen beſprachen.

Langſam iſt hinter den Ardennen die Sonne untergegangen, und aus den Wieſen, die mit dem Blut der Kämpfer nicht nur von 1870, ſondern auch von 1914 gedüngt ſind, ſteigen weiße Nebelſchwaden auf, während in der Ferne der Kanonendonner von Verdun langſam verhallt. Wann und wo wird in dieſem Kriege die Entſcheidung fallen, die vor 44 Jahren hier aus dem dritten Kaiſerreich die Republik machte, mit der wir nun in heißer Fehde liegen? —

Feldgottesdienſt in Feindesland

(Ohne Geläut. — Ein Gruß aus Ilm-Athen. — Te deum laudamus. — Glockenklang und Meßgeſang. — Der Nachbar im Weſten. — Unſer Wille zum Sieg. — Ein Gebet.)

Großes Hauptquartier, 4. Oktober.

Über dem ſchönen Maastal liegt der Gottesfrieden eines klaren Herbſtſonntags. In den Städten und Dör-

fern rüſten ſich die Bewohner zum Meßbeſuch und auch im Großen Hauptquartier iſt zum erſten Male, ſeitdem man hinausgezogen iſt, Gelegenheit zum deutſchen Gottesdienſt auf welſchem Boden gegeben. In der mächtigen Halle einer Artilleriereitſchule, die erſt wenige Tage vor dem Kriegsbeginn ihrer Beſtimmung übergeben worden war, haben fleißige Hände einen ſchönen Feldaltar aufgebaut, deſſen Aufſatz ſchwarz, der Tiſch weiß und der Unterbau rot ausgelegt iſt. Darüber ſind ſchwarzweißrote Fahnen entfaltet und ein paar mächtige Palmen- und Lorbeergewächſe flankieren den Tiſch des Herrn. Zwei Kandelaber mit brennenden Lichtern verſtärken den feierlichen Eindruck und ein Lanzenbündel mit Fähnlein in den Farben aller deutſchen Bundesſtaaten ſchließt den künſtleriſch durchdachten Aufbau ab. Vom Altar zieht ſich ein ſchöner Läufer bis zu einem Podium hin, auf dem für den Kaiſer ein Seſſel und für ſein Gefolge Stühle aufgeſtellt ſind.

Kein feierliches Glockengeläut ladet zu dieſer Andacht und doch ſtrömen Hunderte aus der ganzen Stadt herbei. Denn der oberſte Kriegsherr will heute zum erſten Male mit den Seinen auf feindlichem Boden vor Gottes Angeſicht treten, und wir alle fühlen, daß die Zeit zum Beten gekommen iſt. Nur wenige Stunden von uns entfernt ringen unſere Feldgrauen um die erſte große und vielleicht wichtigſte Entſcheidung in dieſem Weltkriege und es iſt für viele unter uns ein faſt unerträglicher Zuſtand, in dieſem Augenblicke nicht in der Front mit ihnen ſtehen zu können, um die Entſcheidung zu beſchleunigen und den Kampf zu einem guten Ende führen zu helfen. Da will man denn doch wenigſtens in dieſer Morgenſtunde mit in der Schar der Beter ſein, nachdem man in der Schar der Streiter nicht ſein kann.

Ein buntes militäriſches Bild ſpielt ſich vor dem Eingange zu der großen Reitbahn ab. Rund tauſend Mann der Landwehr und des Landſturms ziehen da heran und aus allen thüringiſchen Gauen ſtammen die Wackeren, die zum Schutz und Schirm des Großen Hauptquartiers kommandiert ſind. Eines der Bataillone hält ſonſt in der Stadt der Dichterfürſtengruft die Wacht und bringt uns Grüße aus Ilm-Athen mit. Auch die Kaiſerliche Stabswache hat zweihundert Mann geſtellt und daneben hat ſich jedermann aus dem Großen Hauptquartier zu dem Gottesdienſt einfinden können, ſogar die ausländiſchen Militärattachés, die den verſchiedenſten Religionsbekenntniſſen angehören und zu ihrem Erſtaunen ſehen, daß wir Deutſchen in dieſer ernſten Stunde auch vor Gott einig ſind. Sie bringen mit ihren bunten Uniformen ein wenig Farbe in das feldgraue Bild, aus dem ſonſt nur die Kaiſerliche Leibgendarmerie und der Trompeter der Stabswache mit ihren ſilbernen Bruſtſchilden hervorſtechen.

Nach dem gemeinſamen Einzuge in die weite Halle beginnt ein freundlicher Thüringer Pfarrersſohn in Unteroffiziersuniform auf einem etwas ſchwindſüchtigen Harmonium die alte Weiſe zu ſpielen: Großer Gott wir loben dich! Und jubelnd ſteigt der Ambroſianiſche Lobgeſang, aus über tauſend rauhen Kriegerkehlen geſungen, zum Himmel empor. Dann betritt der Geheime Konſiſtorialrat Hofprediger Goens die Altarſtufen und grüßt die Gemeinde mit dem Rufe: Friede ſei mit euch! Er verlieſt das Wort der Schrift aus dem Buche St. Pauli an die Römer im achten Kapitel, wo es im 28. Verſe heißt: Wir wiſſen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen! Und nachdem wir das Lied: Ich bete an die Macht der Liebe! mit aller Inbrunſt

gesungen haben, hält der redegewaltige Feldprediger eine Ansprache, die ich zu der eindrucksvollsten Predigt rechnen darf, die ich je in meinem bewegten Leben gehört habe.

Er begann damit, daß es sich die jungen französischen Krieger, die in dieser Halle noch vor wenigen Wochen ihre erste Ausbildung im Reiten erhalten haben, wohl nicht hätten träumen lassen, daß ein deutscher Gottesdienst diese Halle noch nachträglich weihen würde, und auch die Bewohner der umliegenden Städte und Dörfer waren gewiß nicht darauf vorbereitet gewesen, daß an diesem ersten Oktobersonntag an den Glockenklang und Meßgesang ihrer Kirchen die stille und einfache Weise eines deutschen Feldgottesdienstes sich anschließen würde. Aber auch uns sei die Situation gewiß ebenso neu und ungewohnt. Wie mancher habe noch vor wenigen Wochen allerlei Pläne und Entwürfe geschmiedet, die nun durch den Sturmwind des Krieges vernichtet seien. Und mit Erbitterung blickten wir nach einer anderen Grenze hinüber, wo das Volk wohne, das diesen Krieg auf dem Gewissen habe, und die Trübsal dieser Tage dereinst vor seinem Gott zu verantworten haben werde.

Jeder Haß gegen das Volk, dessen Land wir jetzt mit den Waffen in der Hand in Besitz genommen hätten, liege uns vollkommen fern. Denn es habe noch nach der Kriegserklärung durch Rußland in ganz Deutschland wohl niemanden gegeben, der nicht von dem Wunsche beseelt gewesen sei, mit dem Nachbar im Westen in Frieden weiterhin zu leben, wie es in den letzten 44 Jahren geschehen sei. Und darum sei es nötig, vor Gottes Angesicht es nochmals auszusprechen, daß wir keine Fehde mit Frankreich gesucht hätten und deshalb auch der festen Zuversicht seien, daß uns Deutschen, die wir Gott lieben, auch dieser Krieg schließlich zum Besten dienen werde. Etwas Gewaltiges

habe er ja jetzt schon gezeitigt. Aus den Palästen und den Hütten sei alles, was waffenfähig bei uns sei, zum Schutze des Kaisers und des Vaterlandes herbeigeeilt und im ganzen Volke sei heute der Wille zum Siege vorhanden. Aber auch, was schlecht und dunkel bei uns geworden war, habe der Kriegssturm hinweggeblasen. Der Tod sei kein Schreckbild mehr und freudig wolle jeder sein Leben opfern, da es das gemeinsame Vaterland gelte.

Aber um diesen Krieg zum guten Ende zu führen, sei es notwendig, die Liebe zu Gott im frischen Feuer unserer Begeisterung ungeschwächt zu erhalten. Ebenso wie der Krieg die Abkehr von Weib, Wein und Würfelspiel gebracht habe, so solle sich der deutsche Soldat auch vor Augen halten, daß es dabei auch hier in Feindesland zu bleiben habe. Nur der Krieg ist gerecht und führt zum endlichen Siege, der mit Gott und in der Liebe zu Gott geführt wird. Wir werden aus diesem Kriege viel ernster, gereifter und erfahrener zurückkommen und wir werden vor allem dann für schal und nichtig halten, was uns noch bis in die letzte Zeit hinein erstrebens- und begehrenswert erschienen ist. Der große Geist der großen Zeit möge uns auch aus diesem neuen Streite zwischen Germanen und Romanen in unsere Heimat zurückgeleiten. Dann wird auch diese trübe Zeit denen, die Gott lieben, zum Besten dienen!

Mit bewegter Stimme schloß der Geistliche seine Ausführungen durch folgendes Gebet ab: „In diesen ernsten Zeiten, wo uns unsere Widersacher und Feinde Krieg zu führen gezwungen haben, blicken wir zu dir empor, du starker, treuer Gott, und bitten um deine Hilfe und Kraft. Wende, du Hüter deines Volkes, deine Gabe nicht von uns, obwohl wir uns vielfach an dir versündigt haben durch Leichtsinn und Sicherheit, durch Verachtung deines

Wortes und Ungehorſam gegen deine heiligen Gebote. O Herr, gehe nicht ins Gericht mit uns, laß uns in Jeſu Chriſto, unſerm Mittler und Erlöſer, den Troſt der Vergebung unſerer Sünden und Frieden für unſere Seelen finden. Steuere du ſelbſt, du heiliger, allmächtiger Gott, dem Verderben und allen Ärgerniſſen in unſerer Mitte, daß Gerechtigkeit und Treue unter uns wohne und wir in deiner Furcht dir dienen, auch unter dem Gerät des Krieges. Du biſt der König von alters her, der alle Hilfe tut. Darum, wenn ſchon die Heere ſich wider uns legen, fürchtet dennoch unſer Herz ſich nicht. Deine Rechte behält den Sieg, du Herr der Heerſcharen. Deinem allmächtigen Schutz befehlen wir unſeren Deutſchen Kaiſer, der unſerem Volke vorangeht, ſamt ſeinem Hauſe.

Gib ihm weiſe Ratgeber und treue Feldherren und ein todesmutiges, pflichtgetreues Heer. Geleite unſere Schiffe und Fahrzeuge und die Fahrzeuge der Luft. Ja, zieh' aus in deiner Kraft mit unſeren Truppen. Stärke ihren Arm und ihren Mut zum Siege über die Feinde. Decke mit deinem Schilde ihr Leben und verleihe ihnen um deiner Gnade willen eine fröhliche Heimkehr. Sei nahe mit Troſt und Hilfe allen Bedrängten. Nimm der Vereinſamten und Verlaſſenen dich väterlich an und laß endlich aus dieſer Tränenſaat eine Freudenerte reifen für Zeit und Ewigkeit. Rüſte uns alle aus mit den Waffen deines Geiſtes, daß wir am böſen Tage Widerſtand tun und den Sieg behalten. Gib uns den Sinn, daß wir aus der Unruhe und dem Streite hinieden in herzlichem Verlangen hinaufblicken in das Land des ewigen Friedens. O Gott, laß dein Antlitz leuchten über uns und gib uns Gnade allenthalben und auf allerlei Weiſe, um Jeſu Chriſti unſeres Herrn willen. Erbarme dich unſer! Amen."

Die ergriffene Gemeinde ſang darauf: „Unſern Ausgang ſegne Gott!“, worauf die Feierſtunde mit dem von Geh. Konſiſtorialrat Goens geſprochenen Vaterunſer ihr Ende erreichte.

Adieu, mon général!

Eine lange, ſchnurgerade Pappelallee, die das Fort Les Ayvelles bei Charleville-Mézières mit ſeiner Batterie verbindet. Drunten tief im Tale die Maas und über alledem ein ſonniger Herbſthimmel. Und wir wandern nachdenklich die Allee entlang, voll von den Eindrücken, die die Beſichtigung auch dieſes von den Unſeren mit leichter Mühe zerſchoſſenen Forts in uns hervorgerufen hat. Da feſſelt ein kleiner Hügel mit einem Kreuz darauf meine Aufmerkſamkeit, und indem ich hinzutrete, leſe ich auf der einfachen Holzlatte, die den Querbalken bildet und die mit der Abbildung des Eiſernen Kreuzes geſchmückt iſt:

†

Hier ruht der tapfere Kommandant!
Er vermochte den Fall der ihm anvertrauten Feſte
nicht zu überleben.

R. i. P.

Mit dieſem Holzkreuz ſchlicht
ehrt auch der deutſche Soldat
in Dir den Helden der Pflicht!

. . . Landwehr-Pionier-Kompagnie Nr. . . . Sept. 1914.

Dieſes Grab hat ſeinen Roman. Und die Truppe, die das Heldentum des Feindes mit dieſer ſchlichten und doch ſo ergreifenden Huldigung anerkannte, hat ſich damit zugleich auch ſelbſt das ſchönſte Denkmal geſetzt. Aber hören wir, was für eine Geſchichte dieſes Grab erzählt.

Er hat jahrelang hier oben geſeſſen, der nun hier in

kühler Erde schlummert. Zu seinen Füßen sah er den grünen Strom, den von hier aus bis nach Belgien hinein die Luftfahrzeuge der sommerlichen Vergnügungsreisenden bestrichen und manches Mal mögen auch romantisch veranlagte Naturen hinaufgekommen sein, um von hier aus die dunklen Tannenwälder der Ardennen, die gewerbefleißige Doppelstadt im Tale und die Ebene bis hin nach Reims, der alten Krönungsstadt, besser überblicken zu können.

Und wenn ein neugieriger Pariser, etwa den Blick nach Osten lenkend, die Frage aufwarf: „Was wird werden, mon Général, wenn es die Prussiens gelüsten sollte, Les Ayvelles wieder wie Anno 70 einen Besuch abzustatten?", dann lachte er in seinen Knebelbart hinein und erwiderte: Das werden sie bleiben lassen, denn hier kommt niemand durch! Einem deutschen Strategen freilich hätte er diese Antwort nicht geben dürfen. Denn der wußte, was in den Gußstahltiegeln bei Krupp sich vorbereitete. Auch sprach der Zustand der Befestigungen stark gegen die optimistische Ansicht des Generals. Die ihm zur Verfügung stehenden Geschütze trugen teilweise noch die Jahreszahl 1842! Und auch was sonst die Armierung des Forts ausmachte, mutet uns heute wie Spielzeug an. Aber der alte Haudegen da oben war noch ein Mann der Offensive. Er wollte sich nicht auf die zum Teil mit Moos und Schorfe überzogenen Geschütze verlassen, sondern hatte sich ein frisches, fröhliches Gefecht mit dem Gegner zurechtgelegt, das diesem auf den Anhöhen von Mézières geliefert werden sollte. Und das terrassenförmige Gelände, auf dem sich die Stadt erhebt, das Hindernis der hier wunderlich geschlängelten Maas, tiefe Waldschluchten im Hintergrunde und die dominierende Pappelallee, auf der der Alte seine Artillerie aufzustellen gedachte

— das alles gab ihm ein Recht, seine Position nicht zu unterschätzen —, vorausgesetzt . . .

Vorausgesetzt, daß der Elan der Truppen, mit dem er unbedingt rechnete, im entscheidenden Momente auch da war. Er rechnete so unbedingt damit, daß er nach Paris meldete, die Stellung bei Les Ayvelles werde den raschen und überraschenden Siegeszug der Unseren ohne weiteres zum Stehen bringen, und man könne sich auf ihn und seine Leute unbedingt verlassen. Zwar, — im Fort selbst stand mutterseelenallein ein halbverrostetes Geschütz in Feuerstellung, und außer der Wachmannschaft hatte er keine Katze da oben gelassen. Aber die lange Allee hinunter hatte er mit Kanonen gepflastert, und da auch von den Schützengräben auf den Vorhöhen des hier beginnenden Ardennenwaldes gute Nachrichten kamen, so freute er sich wie ein Kind, als es plötzlich hieß: Die Preußen kommen! Und sie kamen! In unaufhaltsamem Strome fluteten sie den Anhöhen entgegen, auf denen Tod und Verderben auf sie lauerten. Sie stutzten auch einen Augenblick, als ein Geschoßhagel aus den gutangelegten Schützengräben sie überschüttete und in der Pappelallee da oben ein paarmal das Feuer der Geschütze aufblitzte. Aber nur einen Augenblick. Dann durchriß ein furchtbarer Knall die Luft und der erste Zuckerhut unserer schweren Artillerie flog in das Fort und zermalmte, was ihm im Wege stand. Ein zweiter und ein dritter folgte, und plötzlich schlug eine Granate heulend und dröhnend auch unter die Geschütze auf der Pappeelallee ein. Ein metertiefes Erdloch bezeichnete die Stelle, wo eben noch eine Batterie gestanden hatte, und mit angstverzerrten Gesichtern lief die übrige Mannschaft auf und davon. Vergebens beschwor der General die Leute, weiterzufeuern, da ja das Schicksal der Stadt von der Tätigkeit der Artillerie

hier oben abhänge. Schlotternd vor Furcht ſtanden ſie da und zeigten nur immer wieder auf die Hexenkeſſel, die jeder einzelne Schuß der feindlichen Artillerie in den Erdboden grub.

Und dann kam der Bürgermeiſter von Mézières, und beſchwor den General, den verd . . . Preußen doch die Stadt zu übergeben, da unten in den Schützengräben auch die Infanterie vor den Teufelsgeſchoſſen ihr Heil in der Flucht geſucht habe und ſonſt nur noch die Stadt ſelbſt zerſchoſſen werden würde. Und da neigte der alte Kommandant ſein Haupt tief, bat den Maire, einen Augenblick zu warten und ging in ſeine beſcheidene Wohnung im Fort hinüber. Nach wenigen Augenblicken hörte man einen Schuß; aber der klang nur ganz leiſe und fegte nicht eine ganze Batterie hinweg. Und dem, den die Kugel traf, brachte ſie die Erlöſung von einem als unerträglich empfundenen Zuſtand, der Erkenntnis, daß die alte Gloire auch mit dieſem Kriege dem Vaterlande nicht wiederbeſchert werden würde. Und ſo ſtarb er, um Schlimmeres nicht mehr mitanſehen zu müſſen. Deutſche Soldaten aber haben ihm ſein Denkmal geſetzt und ihr höchſtes Ruhmeszeichen daran geheftet. Wer wollte nicht an dieſem ſchlichten Hügel zum Abſchied den Hut ziehen und den Tapferen da unten grüßen: Adieu, mon général!

Von der Maas zum Scheldeſtrand

(Das Maastal entlang. — Bei Belle-Alliance und Waterloo. — Ein Rundgang über das Schlachtfeld. — Im blutigroten Feuerſchein. — Als Gaſt des Feldmarſchalls von der Goltz. — Das ſchlafende Brüſſel.)

Brüſſel, 8. Oktober.

Antwerpen iſt die Loſung! Es liegt im Rücken unſerer Operationen gegen Frankreich und bildet ein immerhin

beachtenswertes Hindernis für die im französischen Norden stehenden Truppen. Mit einer Besatzung von etwa einer viertel Million belgischer, englischer und französischer Heeresteile stört es den Teil unserer Bewegungen, die auf die belgische und französische Nordseeküste gerichtet sind, und so wird sein endlicher Fall für uns den freien Zugang zum englischen Kanal bringen, der damit aufhört, ein mare clausum für die beiden Westmächte des Dreiverbandes zu sein. So kam es, daß die Anregung zu einer Reise vom Großen Hauptquartier nach Antwerpens bedrängten Fortifikationen einen einmütigen Widerhall im Lager der Kriegsberichterstatter fand.

Im Frühlicht eines wundervollen, kühlen, aber klaren Herbsttages fuhren wir von unserem „Chateau Olympe" hinüber zu den im Rotgold ihres Herbstlaubes schimmernden Ardennenwäldern und kamen bald ins liebliche Maastal hinab, dessen französischer Abschnitt von den Greueln des Krieges fast ganz verschont geblieben ist. Am Steuer meines Wagens saß diesmal ein schneidiger kleiner „Benzinleutnant" aus Dessau, und neben mir der Kriegsphotograph des Großen Hauptquartiers Guschmann aus Berlin, dessen Bilder zum Teil dieses Buch zieren. Bei Revin bietet sich uns wieder das schon alltäglich gewordene Schauspiel zweier von den Franzosen sehr geschickt zerstörter Brücken. Die eine ist die den Nord-Süd-Verkehr von Belgien nach Frankreich vermittelnde und dadurch sehr wichtige Eisenbahnbrücke, deren anscheinend für die Ewigkeit gefügter wuchtiger Steinunterbau durch die Explosion derartig durcheinandergeworfen ist, daß er für die schnell dahineilende Maas ein förmliches Stauwehr bildet, über das die grünen Wassermassen brausend hinwegschäumen. Die andere Brücke aber war ein gewaltiger Drahtseilsteg, der bis auf die

Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Eine angeſchoſſene deutſche Huſarenpatrouille

Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Franzöſiſche Soldaten im Verſteck auf einem Düngerwagen

Ein Dorffriedhof mit deutschen Seemannsgräbern

Nach einer Photographie von R. Guschmann, Berlin

Der von den Belgiern losgelassene Zyklopenzug
(bei Hever entgleist)

Digitized by Google

über dem Fluß wirr durcheinander hängenden Drahtseile vollkommen vernichtet ist. Auch hier haben selbstverständlich unsere braven Pioniere wieder durch einen festen Brückenübergang Abhilfe geschaffen. Ich erfahre bei dieser Gelegenheit, daß die zur Zeit des Beginns unserer Operationen Hochwasser führende Maas inzwischen wieder auf ihre normale Höhe zurückgegangen war, und daß infolgedessen unsere zahllosen Pontonbrücken gefährdet wurden, sofern nicht jede einzelne dem neuen Wasserstande angepaßt war.

Statt nun diese mühselige und zeitraubende Arbeit auszuführen, staute man den Fluß einfach an den geeigneten Stellen, und damit blieb überall der Verkehr intakt. Auch dieser Vorgang aber zeigt aufs neue, mit welchen Schwierigkeiten Pioniere und Eisenbahner fortgesetzt zu rechnen haben, und daß es durchaus nicht so einfach ist, die rückwärtigen Verbindungen aufrecht zu erhalten, wodurch naturgemäß unter Umständen auch der Post- und Eisenbahnverkehr in Mitleidenschaft gezogen wird. Bei Fumay überschritten wir die belgische Grenze und fuhren nunmehr abermals durch das zerstörte Givet und Dinant sur Meuse hindurch nach Namen. Hier haben sich unsere Artilleristen inzwischen ein wenig in den zerstörten Forts umgesehen, und aus gewissen Anzeichen ist zu schließen, daß die Feste bei künftigen Belagerungen nicht nur einige wenige Tage Widerstand leisten wird. Hinter der Stadt beschließen wir einen Abstecher nach den Schlachtfeldern von Belle-Alliance und Waterloo.

In sausender Fahrt geht es auf der alten Heeresstraße entlang, die im Juni 1815 die Truppenmassen Napoleons I. auf dem Wege nach Waterloo passierten. Kann es etwas Schöneres geben, als auf dem Wege nach Antwerpen die Erinnerung an die große Zeit vor hundert

Jahren aufzufrischen, da die werdende Weltmacht England sich der drohenden Vernichtung durch den großen Korsen nur infolge der Hilfe des kleinen Preußen entziehen konnte? In unendlicher Weite dehnt sich das Blachfeld, wo vor einem Säkulum die Heere dreier germanischer Völker gegen den alten Erbfeind zusammenstanden. Nur die Abhänge des Waldes von Paris, der seit jener Zeit nahezu abgeholzt worden ist und die den Stützpunkt der napoleonischen Operationen bildeten, bieten einige Abwechslung in der einförmigen Landschaft. Um so mächtiger wirkt daher die gewaltige Pyramide des sogenannten Löwenhügels, der sich an der Stelle erhebt, wo der Prinz von Oranien verwundet wurde. Die gewaltige Erdmasse, die zur Aufschüttung des Hügels verwendet wurde, ist dem Höhenrücken entnommen worden, den der Hohlweg von Chenois durchschnitt. In diesem soll, wie es in Viktor Hugos weltberühmter Schlachtschilderung zu lesen ist, damals die französische Kavallerie ein schreckliches Grab gefunden haben. 226 Stufen führen zu dem 45 Meter hohen Hügel empor, dessen Abschluß das gewaltige, 28000 Kilogramm schwere Löwendenkmal bildet. Leider hat man in unmittelbarer Nachbarschaft dieses wohl schönsten und erhabensten Kriegsmonuments der Welt den hier geschmacklos wirkenden Rundbau errichtet, der das Panorama der Schlacht von Waterloo enthält. So anregend und belehrend die Gemälde auch sind, so peinlich wirkt der Gesamteindruck der Anlage, die zu Lasten der gerade in diesen Tagen sich so überaus kunstfreundlich gebärdenden Belgier fällt. Der Rundgang über das Schlachtfeld nimmt einige Stunden in Anspruch und ist in einem Augenblick, wo wir Zeugen eines noch viel größeren welthistorischen Ringens sind, unendlich tief bewegend. Welche Lehre liegt für uns Deutschen doch darin,

auch an dieſer Stätte wieder erkennen zu müſſen, wie das perfide Albion die ihm geleiſteten Dienſte lohnt. Wie ſähe wohl der in dieſem Augenblick gewiſſermaßen wiederum in allen Fugen krachende Erdball aus, wenn damals des großen Korſen Vernichtungsfeldzug gegen England gelungen wäre?

Wir beſichtigten zunächſt das auf der nach Genappe führenden Straße ſtehende Bauernhaus der Belle-Alliance, in dem ſich Blücher und Wellington bei Beginn der Verfolgung trafen. Eingemauerte Kanonenkugeln und eine Marmortafel mit der auf die Zuſammenkunft bezugnehmenden Inſchrift erzählen von jenen heißen Tagen. Auf dem Wege nach Plancenoit beſichtigten wir das Denkmal der preußiſchen Offiziere. Ein gotiſcher gußeiſerner Obelisk trägt die Inſchrift: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland. Sie ruhen in Frieden. Belle-Alliance, den 18. Juni 1815.“ — Auch die hannoverſchen Offiziere haben ein Denkmal in Form einer abgeſtumpften Pyramide erhalten, auf der wir zahlreiche Namen leſen, die heute noch in Hannover, Braunſchweig, Lüneburg, Ülzen, Celle und drunten im Naſſauiſchen einen guten Klang haben. Denn auch die Heſſen und Naſſauer haben damals die Franzoſen in die Pfanne hauen helfen. — Pour le roi — d'Angleterre! —

Deutſche Landwehr muſtert unſere Wagen bei der Abfahrt von Waterloo und auf dem ganzen Wege bis Brüſſel, das wir am Spätnachmittage erreichten. Drohende Gewitterwolken ſtehen am Horizont, und ein blutigroter Feuerſchein leuchtet von Norden her in die Stadt hinein. Die Einwohner der Hauptſtadt Belgiens ſind in merkwürdiger Bewegung. Irgend jemand hat ihnen weisgemacht, daß die deutſchen Siegesmeldungen von der ſoeben erfolgten Eroberung der erſten Forts an der Süd-

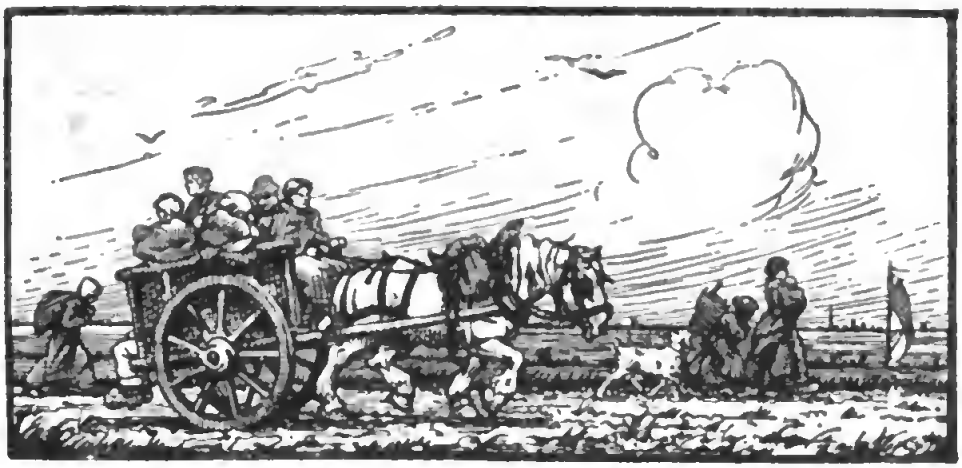
oſtfront Antwerpens Lügenmärchen ſeien, und daß im Gegenteil der Rückzug der Feinde bevorſtehe. Man munkelt ſogar von einer „Sizilianiſchen Veſper", die von einigen fanatiſchen Patrioten für die kommende Nacht angeſetzt worden ſei, und man rät uns, die Gewehre geladen und die Waffen ſcharf zu halten.

Es ſcheint deshalb faſt zu dem hiſtoriſchen Bilde zu paſſen, daß uns gerade für dieſen Abend eine Einladung zu dem Generalgouverneur des ehemaligen Königreichs Belgien, dem Generalfeldmarſchall v. d. Goltz überbracht wurde. Als wir um die neunte Abendſtunde die halb dunkeln, aber trotzdem menſchenüberſäten Straßen hinauf zum Generalgouvernement fahren, ſtehen an der 47 Meter hohen Kongreßſäule in der Rue de Ligne, die ein Standbild König Leopolds I. krönt, Hunderte von Leuten. Man flüſtert und tuſchelt und hält den Blick geſpannt gerichtet auf den glutroten Feuerſchein von Antwerpen, der ſich immer drohender und deutlicher, einem Nordlicht gleich, am Horizonte zeigt. Aber das, was für uns Deutſche ein Signal des bevorſtehenden Zuſammenbruches der größten Feſtung der Welt iſt, erſcheint den Brüſſelern noch immer als ein leuchtendes Flammenzeichen ihrer nahenden Befreiung von der feindlichen Invaſion. Am Nachmittage hat es bereits einen großen Zuzug zur Gare du Nord gegeben, wo die Züge von Antwerpen in normalen Zeiten faſt halbſtündlich einliefen und angeblich König Albert und ſeine Gemahlin unter dem Geleit ihrer Truppen heimkehren ſollten. Hofdamen mit Blumenſträußen in den Händen hatten ſich dienſteifrig eingeſtellt und warteten von Stunde zu Stunde — vergeblich! Die Hoffnung, die Mutter aller Dinge, trog ſie, und reſigniert ſtellten ſie ſchließlich den welkenden Blumenſtrauß ins Waſſerglas zurück.

Zu derſelben Zeit aber ſtand ein gedrungener, kernfeſter oſtpreußiſcher Mann mit der goldenen Brille im durchgeiſtigten Gelehrtengeſicht in der Halle des Palais de Nation, dem Sitzungsgebäude der beiden geſetzgebenden Kammern Belgiens, und begrüßte mit freundlicher, durchaus nicht königlicher Gebärde ein Häuflein deutſcher Journaliſten und ausländiſcher Militärattachés.

Nicht königlicher Gebärde, die ihm aus tauſend Gründen zu zeigen näherſtand als jenem Scheinkönig, der am gleichen Tage vormittags auf dem kleinen Balkon ſeines Palaſtes an der Place Meir im angſtdurchwühlten Antwerpen die Bürger zu treuem Zuſammenſtehen für dieſes Scheinkönigtum ermahnte. — Durch zwei Zimmer gedeckt zog ſich die Tafel hin, an der wir Gäſte des deutſchen Generalgouvernements in Belgien waren. Dem Freiherrn v. d. Goltz ſaß der Prinz Georg von Meiningen gegenüber. Die belgiſche Zivilverwaltung vertrat ihr Chef, der frühere Regierungspräſident von Aachen Exzellenz von Sandt. Wir ſahen ferner den Inhaber des Hauſes Bleichröder Generalkonſul v. Schwabach und eine große Reihe ſonſtiger Vertreter der militäriſchen und Zivilgewalt des beſetzten Landes. In einer ſehr intereſſanten Rede, die ſich aus naheliegenden Gründen der wörtlichen Wiedergabe entzieht, hieß uns Exzellenz v. d. Goltz willkommen, die wir erſchienen ſeien, um die Einzelheiten der Belagerung zu ſtudieren. Er ſtellte uns jede mögliche Hilfe der militäriſchen und Verwaltungsfaktoren in Ausſicht und gab uns ein ſtrategiſches Bild der gegenwärtigen Lage um Antwerpen, die mit jedem Augenblicke der Entſcheidung näherdrängt. In unſer aller Namen ſprach Hauptmann a. D. Katſch, der bekannte Bühnenmann und Kunſtmaler, der im Lager der Kriegsberichterſtatter den „Berliner Lokal-Anzeiger“ vertritt, als er die Verdienſte unſe-

res Gaſtgebers um die deutſche Jugendbewegung hervorhob und der Hoffnung Ausdruck gab, daß es der greiſen, aber rüſtigen Exzellenz vergönnt ſein möge, das Aufgehen dieſer Saat noch zu erleben. Voll ſchalkhaften Humors erwiderte v. d. Goltz, daß er nur deshalb nach Belgien gegangen ſei, weil er geglaubt habe, dem Vorwurf entgehen zu müſſen, daß er die Jugend wohl zum Kampfe aufgerufen habe, im entſcheidenden Augenblick aber hübſch in Berlin geblieben ſei. Als wir dann nach einer längeren Nachtſitzung in die friſche klare Nachtluft hinaustraten, konnten wir uns davon überzeugen, daß die früher ſo luſtige Hauptſtadt des luſtigen Königs Leopold inzwiſchen ganz friedlich zur Ruhe gegangen war, und mit ihr die heißen Hoffnungen und Wünſche ihrer Bewohner.



Die letzten Tage von Antwerpen

(Unſere blauen Jungen. — Im Urſulinenkloſter. — An einem Heldengrab der Marine. — Die putſchende „Garde civique“. — Ein adeliger Franktireur. — Kintoppkrieg. — Geplünderte Kneipen. — Die Technik im Kriege. — In Mecheln. — Eingeſeifte Seeſoldaten.)

Vor Antwerpen, 9. Oktober.

Ein echtes Nordſeebild! Blauſchwarz hängen die Wetterwolken am Horizont und verdüſtern die ohnehin elegiſche Landſchaft, deren unendliche Viehweiden nur hier und da von den für Schleswig-Holſtein und Oldenburg charakteriſtiſchen Knicks unterbrochen werden. Und in dieſe Einförmigkeit hinein iſt nun auch noch der Krieg gekommen und hat die wenigen Dörfer und Städte zu armſeligen Schutthaufen zuſammengebrannt. Was die Belgier bei ihrem langſamen, aber ſtetigen Zurückgehen noch übriggelaſſen hatten, wurde durch das Feuer unſerer Artillerie zerſtört, und meilenweit dehnt ſich die grauſige Einöde. Die Einwohner haben Freund und Feind hauſen ſehen und erblickten ſchließlich in eiliger Flucht nach Antwerpens ſchützenden Mauern hinein den einzigen Ausweg aus

dieſer ganzen traurigen Lage. Aber ſie ſind aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn das Unheil nimmt, unbekümmert um ihre Tränen und Verwünſchungen, auch in der letzten feſten Stadt Belgiens ſeinen Lauf.

Eine wahre Prachtſtraße für Kraftwagen führt in ſchnurgerader Richtung von Brüſſel nach Antwerpen. Und faſt ununterbrochen raſen die Fahrzeuge der deutſchen Heeresverwaltung, des Roten Kreuzes und der deutſchen Zivilbehörden die Straße entlang, an der ich zum erſtenmal in dieſem Kriege unſere blauen Jungen die Wacht halten ſehe. Sie ſind von Kiel und Wilhelmshaven herübergekommen, um bis zur Eroberung der Stadt als Sicherheitsmannſchaft für dieſe wichtigſte Heerſtraße zu dienen. Sie haben es ſich in den umliegenden Dörfern bequem gemacht, und das Landleben ſcheint den ſchmucken blonden Maats um ſo mehr zu behagen, als ſie zum größten Teile aus ſüddeutſchen Gegenden ſtammen und vor ihrer Marinezeit kernfeſte Bauernburſchen im bayriſchen Oberland und auf der Filder geweſen ſind. Auch Öſterreicher tauchen auf zum Zeichen, daß vor Antwerpen die Motorbatterien der Skoda-Werke ebenfalls ihr tieftöniges Lied ſingen.

Unſere Fahrt führt zunächſt nach Campenhout, in deſſen großartig eingerichtetem Urſulinerinnenkloſter wir von der deutſchſprechenden Oberin freundlich empfangen und in ein Sprechzimmer geleitet werden, wo uns zwiſchen den Bildern, Chriſtus im Geſpräch mit Maria und Martha darſtellend, und Chriſtus, den Fiſchzug Petri ſegnend, eine Generalſtabskarte mit den Befeſtigungen von Antwerpen entgegenleuchtet. Wir erfahren, wie weit unſere Truppen vorgedrungen ſind, und daß es ſich bei dem Fall Antwerpens nur noch um einige wenige Tage handeln kann. Sobald die „dicke Berta", die ſchon in den letzten Tagen

bei der Beſchießung der Außenforts wieder geradezu Wunderdinge geleiſtet hat, nach ihrem neuen Beſtimmungsorte geſchafft ſein wird, kann man in die Stadt direkt hineinfunken, und dann iſt das Schickſal der Königin am Scheldeſtrand beſiegelt. Während drin im Kloſter noch die letzten Vorbereitungen für unſere weitere Fahrt getroffen werden, gehe ich ein wenig zu dem kleinen Dorffriedhof hinüber und entdecke da ein friſches deutſches Soldatengrab mit der in ſchöner Brandmalerei ausgeführten Inſchrift: „Hier ruhen 14 brave Marineſoldaten und 2 Infanteriſten.“ — Und damit ſtehe ich an dem erſten Heldengrab unſerer auf belgiſchem Boden gefallenen blauen Jungen. Sie haben gewiß nicht daran gedacht, jemals auf feſtem Boden zu ſterben und an geweihter Stätte beerdigt zu werden. Viel lieber wäre ihnen allen wohl ein braver Seemannstod in Wettergrollen und Sturmgebraus und ein Grab auf kühlem Meeresgrunde geweſen. Aber wir wiſſen, daß ſie gleich den Brüdern auf der „Iltis“ bis zum letzten Augenblick ihre Pflicht für das Vaterland getan haben, und daß uns das Grabmal im ſtillen Kloſterfriedhof nicht weniger zu ſagen hat als das Felſenriff im fernen chineſiſchen Meer, an dem die „Iltis“ zugrunde ging.

Auf der Dorfſtraße, vor dem Tor des Kloſters, das übrigens trotz der wiederholten Beſchießung durch deutſche und belgiſche Truppen nur wenig gelitten hat und etwa 200 Nonnen aller Nationalitäten, vornehmlich aber deutſche, beherbergt, ſtauen ſich wiederholt große Munitionszüge. Mitten in einem Wagenwirrſal entdecke ich einen Pfadfinder von kaum 15 Jahren hoch zu Roß, der ſich aus dem im Kloſtergarten rauſchenden Brunnen, mit dem Marmorbilde der Muttergottes davor, einen kühlen Trunk reichen läßt. Und mit einem ſeltſamen Blick ſieht

ihm eine der ſtillen Kloſterfrauen im Garten nach. Neidet ſie im tiefſten Grunde ihres Herzens der jungen Mutter im heimatlichen Deutſchland den Stolz, den ſie auf dieſen Sohn haben muß, oder möchte ſie gleich mancher anderen Frau heute weit lieber im Kriegsgewand ſtecken und mit hinausziehen ins weite und breite Feld? Aber ſchon naht ein trauriger Zug, für den Gutes zu tun auch den Frauen gegeben iſt. Irgendein Dorf in allernächſter Nähe iſt vor wenigen Stunden durch deutſche oder belgiſche Granaten eingeäſchert worden, und es ziehen in langer Reihe Männer, Frauen und halbwüchſige Kinder, die kleinſten zärtlich im Arm getragen, dahin, einem ungewiſſen Schickſal entgegen.

Vor unſerer Weiterfahrt hören wir noch von der erſtaunlichen Tatſache, daß die belgiſche Garde civique gegen uns mobil gemacht hat. Es iſt das eine Polizeitruppe, die in allen größeren Städten, vor allem auch in Brüſſel, Lüttich, Gent und Antwerpen nach der Art unſerer Freiwilligen Feuerwehren organiſiert iſt, ihre vorgeſchriebenen Übungen abhält, Uniform trägt und auch Schießübungen veranſtaltet. Sie ſoll ſich nun auch mehrfach ſchon im Kriege betätigt und verſchiedene Putſche veranſtaltet haben. Für alle Fälle trägt auch ſie den Zivilanzug im Torniſter, und dadurch iſt der Geſellſchaft ſchwer beizukommen. Natürlich werden ſie überall, wo ſie mit den Waffen in der Hand getroffen werden, als Franktireurs behandelt. Um ihnen auf die Spur zu kommen, ſind verſchiedentlich Hausſuchungen vorgenommen worden. Dabei hat man vielfach nicht nur Umkleideräume dieſer Geſellſchaft feſtgeſtellt, ſondern auch Briefe beſchlagnahmen können, die auf verbotenen Wegen ins Land geſchmuggelt worden ſind, darunter auch von dem belagerten Antwerpen her. Einer dieſer Briefe iſt zu be-

zeichnend, als daß ich mir ſeine Wiedergabe verſagen könnte. Er ſtammt aus der Feder des in Antwerpen liegenden Comte de Courſelles und iſt an ſeine in Brüſſel lebende Mutter gerichtet. Es heißt darin: „Liebe Mutter! Wir werden bald nach Brüſſel kommen, und Du wirſt Zeugin unſeres Einzuges ſein. Dann aber ſchnell Streichhölzer zur Hand, damit wir Köln und die anderen deutſchen Städte anzünden können. Es wird keine deutſchen Verwundeten und Gefangenen mehr geben, wir werden alles maſſakrieren!“ — Der junge Herr ſteht à la suite des 8. belgiſchen Infanterieregiments, und ich gebe für ſeinen Kopf keinen Centime, wenn er den Unſeren bei dem Fall von Antwerpen etwa in die Hände geraten ſollte!

Von dem Kloſter führt uns der Weg weiter nach Hever, wo man uns das neueſte Heldenſtück der belgiſchen Eiſenbahner zeigte. Als die Antwerpener erfahren hatten, daß die „dicke Berta“ unmittelbar hinter dieſem Ort ſich in die Erde eingewühlt habe, ließen ſie an einem der letzten Tage ſieben Lokomotiven mit gefüllten Tendern und ſchweren Sandwagen dahinter auf einmal los, in der ſtillen Hoffnung, daß das Rieſengeſchütz vielleicht noch auf den Gleiſen oder in unmittelbarer Nähe derſelben ſtehe und von dem heranbrauſenden Zyklopenzug zermalmt werden würde. Aber die Deutſchen hatten eine unglaublich feine Witterung, denn als die wildgewordenen Maſchinen heranbrauſten, war vor dem Bahnhof eine ſchöne Barrikade aus belgiſchen Güterwagen und alten Lokomotiven erbaut, und daran lief ſich der famoſe Expreß den Schädel ein. Ich habe ſchon manches Eiſenbahnunglück in ſeinen ſchrecklichen Folgen als journaliſtiſcher Leichenbeſchauer beruflich ſtudieren müſſen, aber ein ſolch ſchauerliches und zugleich groteskes Durcheinander ſah ich

noch nie. Alle Maſchinen ſind natürlich durch den Anprall aus dem Gleiſe geworfen und haben ſich entweder tief in den Erdboden eingegraben oder ſtehen mit der Stirnſeite gegen den Himmel gerichtet, während die braven deutſchen Güterwagen aus Eſſen, Hannover und Bromberg, die beim Kriegsausbruch zufällig in Antwerpen zu Beſuch waren und von den Eiſenbahnern als gute Beute betrachtet wurden, vollſtändig zerquetſcht unter den halbzertrümmerten Maſchinen liegen. Auch bei Hal in der Nähe von Brüſſel haben ſie einen ähnlichen Verſuch mit dem Hinaushetzen beſatzungsloſer Eiſenbahnzüge auf die Unſeren unternommen, ein Vergnügen, das ſie aus eigener Taſche teuer bezahlen müſſen, und durch das ſie lediglich unſeren Eiſenbahnern einen Senſationsfilm erſetzten. — Es iſt manchmal der reine Kintoppkrieg mit den Landeskindern des ſeligen Cleopold.

In Meerbeek, das ebenſo wie Hever durch das beiderſeitige Geſchützfeuer faſt ganz eingeäſchert iſt, finden wir die noch gut erhaltenen Schützengräben unſerer Seebataillone, die nun ſchon längſt in der inneren Fortlinie liegen, nebſt den großartig angelegten Scheinſtellungen vor. Während die Schützengräben einige hundert Meter vor einer Waldliſiere aufgeworfen und durch davor gepflanzte Rübenbüſchel faſt ganz unkenntlich gemacht worden ſind, kennzeichnen ſich die weit vorgeſchobenen Scheinſtellungen durch demonſtrativ hohe Wälle, auf denen umgeſtürzte Kochtöpfe und alte Tſchakos nebſt dabei liegenden Holzknütteln und zerbrochenen belgiſchen Gewehrkolben den nicht vorhandenen deutſchen Infanteriſten markieren. Die Belgier haben wie toll darauf geſchoſſen und mögen ſich nicht ſchlecht gewundert haben, als plötzlich beim Näherkommen einige hundert Meter weiter hinten ein mörderiſches Feuer ſie empfing. — In

dem folgenden Orte Bootwerbeck haben die Belgier vor ihrem Rückmarsch nach Antwerpen als vorsichtige Leute, die nicht gern etwas umkommen lassen, sämtliche „Estaminets" (Kneipen nach holländischem Muster) geräumt, zum großen Leidwesen unserer nachrückenden blauen Jungen, die auch einmal gern den guten Sachen in den grünen, blauen und gelben Flaschen zugesprochen hätten. Ihr Herzeleid darüber haben sie mit Kreide in kurzen, aber vielsagenden Inschriften an den Türen der Estaminets zum Ausdruck gebracht. „Hier ist nichts zu holen!", „Alles von den Belgiern ausge—trunken", „Kellner, einen Kognak, aber schnell!" und anderes mehr las ich nur so im Vorüberfahren. Und dabei hatten die Kneipen so einladende Titel, größtenteils in flämischer Sprache, auch ein Zeichen, daß wir dem großen Wasser immer näher kommen. Hinter dem Ort stoßen wir auf das erste Kriegslager der „dicken Berta" vor Antwerpen. Es besteht in einer fast 3 Meter tiefen Grube, die ca. 6 Meter im Geviert hat. Darein legt sich das Untier und schickt von hier aus seinem 42 cm-Maule seine heißen Grüße 12—14 Kilometer weit ins Land hinein. Ein eigener Eisenbahnzug holt sie dann nach getaner Arbeit ab und fährt sie auf einer ganzen Anzahl schwerer Güterwagen zu ihrem neuen Liegeplatze. Wahrhaftig, von der „Faulen Grete" bis zur „dicken Berta" aus Essen ist es ein weiter Schritt, viel weiter als von den 180000 Streitern auf dem Schlachtfelde von Waterloo zu den Millionenheeren dieses Weltkrieges. Und die Entscheidung in dem neuen Kriege fällt nicht allein die Masse, sondern auch die Technik.

In Muysen, einem großen Industrieorte an der Bahn nach Antwerpen, bauen unsere Feldgrauen für alle Fälle eine schöne Barrikade am Stadteingange auf. Es könnte

doch ſein, daß die verzweifelte Beſatzung irgendeines der noch nicht gefallenen Forts in der Nähe einen Ausfall riskierte, und — der kluge Mann baut vor, auch Barrikaden! An einem verlaſſenen Geſchäftslokal entdecke ich die Inſchrift: Hier wohnt ein Holländer, Requiſitionen bis auf weiteres verboten! So ſchützen die Unſeren von ſelbſt das Eigentum der Neutralen, denn die Inſchrift hat eine ungelenke Seemannshand angebracht. — Aber ſchon nahen wir uns einem der Höhenpunkte unſerer diesmaligen Fahrt, dem ehrwürdigen Mecheln.

Eine Stadt von rund 60000 Einwohnern liegt vor uns, in der das höchſte Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit des Landes, der Kardinalerzbiſchof von Belgien, reſidiert, eine Stadt, die in ihrer mächtigen, aus dem 15. Jahrhundert ſtammenden Kathedrale eine der größten und impoſanteſten Kirchen des ganzen Königreichs beſitzt, und eine Stadt, die als gewaltiger Induſtrie- und Handelsplatz, aber auch als eine der maleriſchſten Städte Belgiens einen guten Namen hat. Eine ſolche Stadt kündet ſich gewöhnlich durch ein überaus reges Leben und Treiben ſchon vor den Toren an. Aber — wie ſeltſam! Iſt unſer Ohr durch das Singen und Klingen der hart angeſpannten Motoren des Wagens vorzeitig ermüdet, oder iſt ein Wunder geſchehen, durch das plötzlich ein jedes Geräuſch aus der Luft genommen wurde? Aber nun kommt uns das Auge zu Hilfe und zeigt uns, daß wir uns tatſächlich in einer Märchenſtadt befinden. Denn es iſt wirklich alles ſtill und ſtumm und auch alles tot in dieſer Stadt des heiligen Romuald, des nach ihm benannten herrlichen Domes, der prächtigen alten Giebelhäuſer und der Rubenſchen und van Dyckſchen Bilderwunder. Kein Menſch und kein Tier iſt in den Straßen bis zum altberühmten Marktplatz zu ſehen, den das Standbild

Margarete von Österreichs, der Statthalterin der Niederlande, ziert, die hier in dem jetzt als Justizgebäude fungierenden wunderschönen Renaissancebau von Keldermanns residierte. Und welch ein sonderbares Spiel des Zufalls! Auf dem Steinpflaster vor dem Denkmal liegen in der warmen Herbstsonne wohlig hingestreckt drei schlafende österreichische Artilleristen, während einige deutsche Soldaten ihre freie Zeit dazu verwenden, sich von einem Barbier in Uniform den Stoppelbart fortrasieren zu lassen — ein heiteres Bild in ernster Zeit, das meinen Begleiter zu eifriger Arbeit mit dem Apparat veranlaßt. Ich schlenderte derweil zur Kathedrale hinüber, die mit ihrem gewaltigen, ursprünglich auf 160 Meter berechneten Turm von 97 Metern das ganze Stadtbild beherrscht. Im Innern der Kirche sieht es wüst genug aus. Trotz aller Vorsicht, die von unserer Artillerie bei der Beschießung der Stadt geübt wurde, sind doch die schönen modernen Glasfenster der Kirche in tausend Scherben zerschellt und auch das Kirchendach ist mehrfach durchschlagen. Als wir dann aber uns der Stadt bemächtigt hatten, haben die Belgier, die die Situation weit besser kannten als wir, direkt gegen das nicht weniger als 15½ Meter im Durchmesser aufweisende Zifferblatt der Uhr fünf so wohlgezielte Schüsse abgegeben, daß jeder ein Volltreffer war. Wenn trotzdem nicht der ganze Turm ins Wanken geriet, so hat er das einzig und allein der Baukunst der alten niederdeutschen Meister zu verdanken. Van Dycks berühmter „Christus am Kreuz", eines der Hauptwerke des Künstlers, ist glücklicherweise bei der Beschießung unbeschädigt geblieben, und ebenso die beiden Rubens in der Kirche St. Jean und in der Liebfrauenkirche, den Fischzug Petri und die Anbetung der hl. drei Könige darstellend. Auch die

von Beeckstijne geschnittene Kanzel der Kathedrale mit einem originellen Detail finde ich unversehrt vor. Es ist bekannt, daß unseren Heeren in Belgien ein Konservator der Berliner Museen folgt und die gefundenen Kunstschätze in sichere Hut nimmt.

Auf dem Turm St. Romuald

(Schach dem König. — Das tote Glockenspiel. — Ein feindliches Geschütz feuert. — Ins Schwarze getroffen. — Mors Imperator am Telephon. — An der Pforte des Todes. — Der letzte Gruß.)

Mecheln, 10. Oktober.

In diesem Kriege ist nichts heilig. Wir haben Maschinengewehre auf belgischen Kirchdächern, Gewehrlager in ehrwürdigen Kathedralen und Kanonen vor den Portalen bischöflicher Paläste gesehen. Wir haben es erlebt, daß Blut die Altarstufen herabrann, daß uralte Gotteshäuser in Flammen aufgingen, daß Glockentürme durch Granaten herabgeschossen, Taufbecken zerstört und die Ruhestätten der Toten von wildem Kampfgetümmel durchtobt wurden. Man zwang uns, Franktireurs von Kirchendächern und militärische Beobachtungsposten von den Türmen der Kathedralen herabzuschießen und schoß auf dieselben Kirchendächer und Türme, sobald wir von den zu ihren Füßen liegenden Städten mit den Waffen in der Hand Besitz genommen hatten. Wir setzen nicht auf einen Schelm anderthalbe, aber wir zahlen mit gleicher Münze heim, wenn auch wir jetzt auf die eroberten Türme steigen, Ausschau halten, unsere Verteidigung führen und den Angriff weitertragen.

So sitzen wir heute auf dem Turm St. Romuald. —

Digitized by Google

Straßenbilder aus Mecheln (I)

Straßenbilder aus Mecheln (II)

Digitized by Google

Fort Waelhem bei Antwerpen

Fort Wawre bei Antwerpen

Weithin dehnt ſich, einem ungeheuren Spieltiſch gleich, das Land bis hinüber zu den graugrünlichen Fluten des engliſchen Kanals. Einem Spielzeug ähnlich ſteht die ſtolze Feſtung Antwerpen am Nordrand, um die hier die eiſernen Würfel rollen. Zahlloſe kleine Waſſerläufe und Kanäle durchſchneiden die Ebene und geſtalten ſie faſt zu einem Schachbrett, auf dem zwei gleichwertige Gegner die lebenden Figuren ihres Spiels, Kanonen und Menſchen, in bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit hin und her ſchieben, indes die Bauern längſt verſchwunden, auch die Pferdchen eingezogen ſind, die ſtolzeſten Türme ins Wanken gerieten und gar bald ein: Schach dem König! ertönen wird. — 410 Stufen führen zu dem Turme von St. Romuald hinauf. In 100 Meter Höhe genießt man einen wundervollen Rundblick über die in der Tiefe liegende, völlig ausgeſtorbene Stadt. 60000 Einwohner wurden ſonſt durch das ſchöne Glockenſpiel dieſes Turmes allmorgendlich geweckt. Seine Glocken läuteten zur Frühmeſſe und zum Abendgebet. Sie luden zu Taufe und Kommunion, zu Trauung und Begräbnis. Aber wie das gewaltige Glockenſpiel mit ſeinem 45tönigen Werk im Geſamtgewicht von 35000 Kilogramm auf einen Schlag verſtummte, als eine Granate in ſeinen Antrieb hineinfuhr, ſo iſt auch der eherne Mund der 16 großen Kirchenglocken da oben verſtummt und vom Kardinalerzbiſchof bis zum letzten Miniſtranten iſt alles den Mauern der Stadt entflohen, die kein ſchützendes Obdach mehr boten, als die Kanonen und Maſchinengewehre von Freund und Feind die Stadt mit einem Eiſenhagel zu überſchütten begannen. Traurig und doch grotesk zugleich ſieht es aus, wie der Luftdruck der großen Geſchoſſe die Ziegel von den Dächern herabgeworfen hat, ſo daß man unmittelbar von dem Turm aus auch in das

verſchwiegenſte Dachkämmerlein hineinſehen kann. An einer anderen Stelle klafft ein Haus, in zwei Teile geborſten, völlig auseinander und läßt uns durch die Etagen hindurchſehen, von dem Reichtum in der Tiefe bis zum ärmlichen Innern einer Arbeiterwohnung im oberſten Stock. Und das reichgeſchnitzte Büfett in der Bel-Etage liegt grade ſo zerſchmettert da wie die Nähmaſchine der kleinen Fabrikarbeiterin im Dachſtübchen. Und kein Laut, kein Ton dringt von da unten herauf. Deſto lebhafter und geſchäftiger aber geht es hier oben in luftiger Höhe zu. Zwiſchen das Gehwerk des Glockenſpiels und die Triebräder der Kirchenglocken hat ſich ein Artilleriekommando mit Zeiß-, Görz- und anderen Fernrohren, mit Meßtiſchen, Karten und Plänen und ſogar mit einer vollſtändigen Telephonſtation gezwängt. Telephonleitungen gehen von hier aus und bilden eine innige Verbindung unſerer Batterien mit den freundlichen bayriſchen Artilleriеſtrategen im Turm von St. Romuald. — Ein feindliches Geſchütz feuert! Dem Auge kaum erkennbar, ſteigt ein weißes Rauchwölkchen empor, und von vier Fenſterflügeln des Turmes aus zugleich iſt es durch die ſcharfen Gläſer geſichtet. Zahlen werden genannt, durcheinandergeworfen, zuſammengerechnet, Querſummen gezogen, und plötzlich ſteigt eine Ziffer aus dem Chaos laut, ſcharf und präziſe empor. Einmal, zweimal wird ſie wiederholt. Schon iſt auch die Batterie beſtimmt, der die Zahl gilt, und ehe noch das weiße Wölkchen ganz zerſtoben iſt, ſteigen drüben im überſchwemmten Feld, wohl an die 8—10 Kilometer von der Stadt entfernt, vier ebenſolche weiße Wölkchen auf. Ein Donner rollt, daß die Erde bebt, und unter Sauſen und Gedröhn geben wir vier todbringende Geſchoſſe auf den hier oben beſtimmten Punkt ab.

Noch einmal, zweimal wiederholt ſich das gleiche Spiel,

dann ſtrahlt des Höchſtkommandierenden ganzes Geſicht. „Noch vier mehr rechts, und wir haben ſie!“ — Abermals Zahlen und Ziffernreihen und ihre Weitergabe in die niedrige Telephonzelle, dann ein für alle Jünger der heiligen Barbara hier oben ſpannungs- und erwartungsvoller Augenblick. Und nun ein Donnern und Blitzen mit vielfachem Echo: drüben ſchlägt eine brennendrote Wolke empor! Man hat ins Schwarze getroffen, denn unmittelbar darauf geht ein ganzes Dorf in Flammen auf. Es war voll von belgiſchen Soldaten geweſen, die unter dem Schutze ihrer Batterien einen Vorſtoß gegen eines unſerer Seebataillone unternehmen wollten und von denen nun Hunderte Antwerpen nicht wiederſehen werden. Aber unbewegt bleibt unſere Artilleriſtenſchar hier oben. Denn in ihren Händen liegt zu einem großen Teil das Schickſal unſerer braven blauen Jungen da unten zwiſchen Heide und Moor. Jeder Augenblick iſt koſtbar, jede einzelne Zahl wichtig, und jeder Rechenfehler unter Umſtänden ein tragiſches Verhängnis. Als ich einen Augenblick hinter das Zeltdach des Telephonkämmerchens blicke und dort im unſicheren Halbdunkel die ſchattenhaften Umriſſe des Mannes ſehe, der durch ein Wort, eine einzige Zahl Tod und Verderben hinabſendet in die blühenden Fluren rings um die ſtolze Handelsempore am Scheldeſtrand, habe ich unwillkürlich eine Viſion: Mors Imperator am Telephon! Längſt hat er die veraltete Senſe in die Ecke geſtellt. Seine ungefüge Knochenhand iſt geſchmeidig und gelenkig zugleich geworden. Sie verſteht das feinnervige Mikrophon und den empfindlichen Taſter des Telegraphen genau ſo ſicher und feſt zu handhaben, wie den Abzug der 42 cm-Mörſer, und er wirft den Eiſenpfeil aus dem franzöſiſchen Flugzeug ſo ſicher wie die Bombe aus dem Zeppelinluftſchiff. Sein Lied er-

klingt im Surren der Automobilmotoren wie im Raſſeln der Maſchinengewehre. Sein Auge blickt ebenſo ſcharf durch das Periſkop des Unterſeebootes wie vom höchſten Maſt eines Dreadnoughts.

Er ſtand auch unſichtbar neben mir, als ich ſpäter beim zerſchoſſenen Fort Waelhem eines unſerer Seebataillone zum Kampfe vormarſchieren ſah. Wir haben ſie alle beobachtet, unſere Tapferen, wie ſie von Vater und Mutter, von Weib und Kind fortzogen, wie ſie aus den Kaſernentoren ſchritten, auf den Eiſenbahnen in Feindesland fuhren und von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt vormarſchierten. Aber wie ſie unmittelbar vor der Schlacht ausſahen, wie ſie hier vor meinen Augen gewiſſermaßen das Tor des Todes durchſchritten, das ſah ich heute zum erſtenmal. Sie alle wußten: jetzt wird es wirklich ernſt! In dieſem Augenblick fiel alles von ihnen ab, was etwa noch klein oder niedrig war. Ich ſah in alle dieſe Geſichter und ſah nur fröhlich-ernſte Entſchloſſenheit und Zuverſicht. Sie grüßten, indem ſie zum Tode gingen, den General, der von hier aus die Schlacht leitete, und den Artilleriehauptmann, deſſen Batterie von hier aus feuerte. Sie grüßten in ihnen König und Vaterland und neigten ſich im ſtillen vor Gott. Wenige Schritte vor uns ſchlägt mit heulendem Ziſchen eine Granate in die Straße ein, daß der Staub und Schmutz den erſten ins Geſicht ſchlägt. Aber ſie achten es nicht. Es gibt nur dieſen einen Weg für ſie, denn rechts und links der Straße fluten die aufgeſtauten trüben Gewäſſer der Schelde. — Noch einige hundert Meter vorwärts, und ich ſtoße auf die Schützengräben, in denen ſchon die Kameraden vom andern Bataillon ſich in Erwartung des Angriffes eingegraben haben. In dieſen letzten Augenblicken nimmt faſt ein jeder noch einen Briefbogen oder eine Feldpoſt-

karte zur Hand und ſchreibt auf dem Torniſterfell den Lieben daheim einen Gruß. Es könnte ja der letzte ſein! Wir nehmen ſie ſelbſtverſtändlich mit hinter die Front zurück. Und tauſend unausgeſprochene Wünſche geben wir ihnen mit, denen hinten am rauchgeſchwärzten Horizont ein herrliches Wahrzeichen leuchtet, der feingegliedert weiße Turm der Kathedrale von Antwerpen, in deſſen Schutz und Schirm ſie alle ſtehen möchten nach dem letzten großen Sturm dieſer Tage! — Als ſich die Abendnebel herniederſenken, umgibt ihn wie eine gewaltige Gloriole der Feuerſchein der brennenden Städte und Dörfer im weiten Umkreiſe. Aber hoch über Brand und Dünſten leuchtet das goldene Kreuz an der Spitze des Domes, und in dieſem Zeichen werden ſie ſiegen!

Im eroberten Antwerpen

(Die verſchwundenen Rubensbilder. — Auf dem Turm der Kathedrale. — Am Schoenmarkt. — In Lierre. — Die tote Stadt. — Klagendes Getier. — Wehe den Beſiegten!)

Antwerpen, 16. Oktober.

Antwerpen iſt gefallen! Unterhalb des goldenen Turmkreuzes der ehrwürdigen Kathedrale, auf das in den letzten Tagen die Augen unſerer Truppen ſehnſüchtig gerichtet waren, weht im fröhlichen Morgenwind die Flagge ſchwarzweißrot! Schneller als es ſelbſt an maßgebender Stelle vermutet wurde, iſt das belgiſche Hamburg erobert worden, und ſo kam es, daß wir Kriegsberichterſtatter, die wir eben noch erſt das zuſammengeſchoſſene Fort Waelhem beſichtigt hatten, bereits in der Stadt eintrafen, ehe noch die Übernahme ganz vollzogen war.

Ich wanderte zunächſt durch die faſt menſchenleere Avenue de Keyſer und die Place de Meir zur Kathedrale. Denn angeſichts der immer noch andauernden Beſchimpfungen der deutſchen Soldaten durch die Belgier wegen angeblich mutwilliger Vernichtung ihrer Kunſtſchätze war es mir geradezu ein Bedürfnis, zunächſt die weihevolle Stätte wiederzuſehen, wo ich vor einem Vierteljahr unſeres Peter Paul Rubens' weltberühmte Meiſterwerke, die „Aufrichtung des Kreuzes" und die „Kreuzabnahme", bewundert hatte. Im Querſchiff ſtoße ich auf drei bekümmert dreinſchauende Ratsherren, die im Nebenamte Kirchenpfleger ſind und bei meiner letzten Anweſenheit in Antwerpen ſogar, mit Talar, weißer Halskrauſe und goldener Amtskette angetan, den Kirchenpfennig einſammeln halfen. Sie verſichern, daß die beiden Rubens bereits bei Beginn der Beſchießung mitſamt den Rahmen an einen ſicheren Ort gebracht worden ſeien, behaupten jedoch, über den Verbleib nichts Näheres angeben zu können. Nur die grünen Vorhänge, mit denen die Bilder verhängt zu werden pflegten, befinden ſich noch an den Wänden des Querſchiffes und flattern unruhig im Winde, der durch eine Öffnung im rechten Querſchiffenſter hereindringt. Mitten durch eines der herrlichen Kirchenfenſter, und zwar an deſſen linkem unterem Rahmen, iſt eine deutſche Granate eingedrungen. Sie hat wunderbarerweiſe nur die kleine viereckige Scheibe an dieſer Stelle und ein Stück Mauerwerk mit ſich geriſſen und damit die Betſtühle in der Tiefe überſät. Das iſt alles, was dem ſtolzen Bauwerk der größten und ſchönſten gotiſchen Kirche in Belgien geſchehen iſt. Außer dem Rubens auf dem Hochaltar, die Himmelfahrt Mariä darſtellend, ſind ein anderer Rubens im Chorumgang und verſchiedene ſonſtige wertvolle Gemälde rechtzeitig aus der Kathedrale geſchafft

worden und werden hoffentlich von dem unſere Truppen begleitenden Muſeumskonſervator Profeſſor von Falke bald ermittelt werden.

Ich beſteige dann den herrlichen Turm der Kathedrale. 514 Stufen führen bis zum erſten Umgang, von dem aus die tote Stadt zu meinen Füßen einen überaus ſeltſamen Anblick gewährt. Man ſieht, daß die Beſchießung hauptſächlich im Cottageviertel von Berchem unheilvoll gewirkt hat, während die innere Stadt ſelbſt, bis auf die Zerſtörungen am Schoenmarkt und an der Place Verte, weniger gelitten hat. Hier iſt, wie mir ein Pompier erzählte, eine Zeppelinbombe gerade auf das Dach des Hotels de l'Europe gefallen, von deſſen Balkon aus der König vor einigen Tagen eine Anſprache an die Antwerpener gerichtet hatte. Die durch die Bombe hervorgerufene Feuersbrunſt hat nun nicht nur das Hotel, ſondern auch das Haus der daneben gelegenen Taverne Royal völlig zerſtört. Der Wind hat darauf die Flammen nach rückwärts in die Hinterhäuſer am Schoenmarkt hineingetrieben, wodurch deſſen eine Seite völlig niedergelgt wurde.

Noch ſchwelen die verkohlten Balken, und die aufſteigenden Rauchwolken ſchmiegen ſich um den Turm der Kathedrale, von dem aus ich nun den weiten Rundblick über zerſtörte Städte und Dörfer der Umgegend, im Norden bis faſt nach Vliſſingen hin, im Süden weit über Mecheln hinaus, habe. Mächtig reckt ſich vor allem der maſſige Turm von Saint Romuald der herrlichen Kathedrale von Mecheln aus den grünen Sennewieſen empor, von dem aus ich noch vor wenigen Tagen die Beſchießung Antwerpens verfolgte.

Welch eine Tragödie hat ſich nicht in dieſer kurzen Zeit auf dem ſchmalen Erdenraume zwiſchen dieſen beiden

Türmen abgespielt! Da liegt halb links Lierre, eine Stadt von 26000 Einwohnern, am Zusammenfluß der Großen und der Kleinen Nethe und bisher geschützt durch das Fort gleichen Namens. Die Stadt besaß in ihrer Gommariuskirche eine der schönsten gotischen Kirchen Belgiens, mit Rubensschen und anderen berühmten Bildern, mit Arbeiten der berühmtesten niederländischen Künstler, eine Fülle historischer Gebäude, darunter den Hof van Denemarken, wo König Christian II. nach seiner Vertreibung aus Dänemark von 1524 bis 1530 wohnte. Aber diese Stadt ist gewesen! Ich sah fast kein unzerstörtes Gebäude mehr, und all diese Kirchen und Paläste, die Fabriken und Schuppen, die Läden und Wohnungen der 26000 sind vernichtet. Die Stadt wurde das Opfer des hier besonders heftig hin und her wogenden Artilleriekampfes.

Von dieser zerstörten Stadt wendet sich mein Blick gegen Westen. In dieser Richtung tobt zurzeit noch die Schlacht zwischen den abziehenden belgischen und englischen Truppen und den nachrückenden deutschen. Unsere Heeresleitung befolgt unermüdlich das den Gegner vernichtende Prinzip der Weiterverfolgung bis zum bitteren Ende. Und es hat sich auch in diesem Falle wieder bewährt. Denn schon war die halbe Pariser Besatzungsarmee auf dem Wege nach Antwerpen, und nur der vorwärtsdringenden Initiative unserer Truppen ist es zu danken, daß sie bereits auf die geschlagenen Reste ihrer famosen Verbündeten stoßen.

Es ist Mittag geworden. Aber keine Fabrikpfeife ertönt, keine Glocke schlägt an, keinem der tausend und abertausend Ladenmädchen, die sonst die Geschäfte Antwerpens bevölkern, öffnet sich zu diesem Zeitpunkt die Tür ins Freie. Kein Wagen ist auf der Straße zu sehen,

keine elektrische Bahn klingelt, keine Sirene kündet die Abfahrt eines Dampfers im Hafen an, und kein Restaurant und kein Kaffeehaus öffnet seine Pforten dem Mittagsgast. Wer es nicht erlebt hat, kann sich keine rechte Vorstellung von dem toten Antwerpen machen. Du gehst durch die Hauptstraßen der Stadt, in der es sonst kein Durchkommen gab. Dein Schritt erklingt hohl von den Mauern vier- bis sechsstöckiger Häuser und Geschäftspaläste zurück. Eines der wenigen lebenden Wesen auf einer breiten und schönen Avenue, von der Größe und Länge etwa der Leipziger Straße in Berlin, ist ein kleines Hündchen vor einem Spitzengeschäft, deren Inhaberin geflohen ist. Sie hatte es dem Schutze irgendeiner mitleidigen Seele unter den anrückenden deutschen „Barbaren" unterstellt, indem sie ein Körbchen mit einem Kissen darin vor die Ladentür setzte und daneben einen Futter- und Wassernapf. Aber während der zwölftätigen Beschießung ist längst alles zu Ende gegangen, und doch liegt das treue Tier, vor Hunger zusammengekrümmt, an dem angewiesenen Platze und schaut uns treuherzig an, als wir uns ihm nähern. — Noch viele ähnliche Szenen sah ich in den ausgestorbenen Straßen der Stadt, und noch lange wird mir das Geheul und Gewimmer in den Ohren klingen, das nächtlicherweile in Antwerpens Straßen von den klagenden Tieren zum Himmel stieg. — Mit Antwerpen fiel die letzte Hoffnung der Belgier und erstarb das Vertrauen zu der Widerstandsfähigkeit des befreundeten Frankreichs und der Unüberwindlichkeit des meerbeherrschenden Albions. Das alte Wort: vae victis! (Wehe den Besiegten!) hat einen modernen Zusatz erhalten: Wehe den Verlassenen und Betrogenen!

* * *

(Im Königlichen Stadtſchloß. — Das demolierte Warenhaus. — „Brüder, auf zum Streite!“ — Keller-Erlebniſſe. — Unflätige Druckſchriften. — Vor verſchloſſenen Türen.)

Auf der Place de Meir in Antwerpen ſteht ein altes Patrizierhaus, das 1745 J. P. van Baurſcheidt erbaute, und das von allen Königen Belgiens während eines Beſuches der ſtolzen Handelsſtadt bewohnt wurde. Auch König Albert hat hier mit ſeiner Familie gewohnt und von hier aus im Kraftwagen die Flucht über die Schelde nach dem rettenden England angetreten, als ſeinem Königreich auch das bitterſte, der Fall ſeiner ſtärkſten Feſtung, der ſtärkſten Feſtung der Welt überhaupt, nicht erſpart blieb. Und heute liegt das Königshaus ſtill und verlaſſen da. Aber ein Berliner Journaliſt zieht vor uns her wie Moſes vor den Kindern Iſraels und erreicht die Öffnung des Palaſtes. Der liebenswürdige Kuſtos zeigt uns alle Räume, die das Königspaar mit den Kindern bis zuletzt bewohnte und es iſt faſt wie damals, als ich den Konak des ermordeten Serbenkönigs Alexander betrat. Auch hier alle Anzeichen einer Abſchiedsſtimmung, eine halbgeleerte Kaffeetaſſe, eine Kindermedizin, die im letzten Augenblick noch genommen werden ſollte, und auf dem Schreibtiſch des Königs die „Kölniſche Zeitung“ mit einem Leitartikel: „Die Wahrheit über Antwerpen!“ darin, die der König vielleicht erſt auf dieſem Umweg erfahren hat. Daneben liegt die „Metropole“, ein Antwerpener Blatt mit den von dem belgiſchen Kriegsminiſterium fabrizierten Lügennachrichten über den Abmarſch der Deutſchen von Antwerpen. Welche Gedanken und Gefühle mögen den Belgierkönig in dieſen nun ſo ſtill gewordenen Räumen bis zum Augenblick ſeiner Abreiſe bewegt haben? — Auf derſelben Place Meir ſteht ein anderer, gar ſtattlicher, aber ganz moderner Bau, der auch ſchon eine Geſchichte

hat. Es ist das Riesenhaus von Tietz. Hier tobte sich der Antwerpener Pöbel in den ersten Augusttagen zunächst aus, da man wußte, daß die Inhaber Deutsche waren. Heute sind die Läden dicht verschlossen, die damals zerschlagenen Spiegelscheiben durch dicke Bretterwände ersetzt, und auf großen Plakaten liest man die vielsagenden Worte „Stadsegendom!" Und um das Bild vollständig zu machen: Noch ein drittes Haus erblickt man von hier aus, das deutsche Riesenhotel Weber auf der Avenue de Keyser. Hier wütete der Pöbel gleich drei Tage und ließ kein Fenster unzerschlagen und keinen süßen Likör ungetrunken.

Vorbei an Rubens' Sterbehaus geht mein Weg zum Groenplaats, wo nach den ersten Meldungen Rubens' Bronzestandbild durch die Beschießung gelitten haben sollte. Aber nichts ist ihm geschehen, obwohl ringsum auf dem Platze die Bomben und Granaten der Unsrigen eingeschlagen sind, als hätten die Geschützkommandanten ganz genau gewußt, daß hier, nur wenige Schritte von der Kathedrale entfernt, der größte moralische Eindruck durch die Beschießung erzielt werden mußte, da hier die Hauptgeschäfte der Stadt sich zusammendrängen und an schönen Sommerabenden die ganze Stadt bei den Klängen der Militärmusik zu lustwandeln pflegte. — Schrecklich sieht es am danebengelegenen Schoenmarkt aus. Feuerwehrleute arbeiten seit Tagen an der Bewältigung der Feuersbrunst, die eine einzige Zeppelinbombe hier verursacht haben soll, und mit Hilfe der deutschen Soldaten kommen sie allmählich zum Ziele. Aber Jahre wird es dauern, bis dieses wichtige Verkehrszentrum wieder hergestellt sein wird und — wie wird es dann aussehen? Werden die Antwerpener trotz der Not der Zeit alle die künstlerischen Gesetze beachten, beachten können, die ihren Altvorderen bei der Anlage dieses schönen Marktes galten? — Unter

solchen Gedanken bin ich mit Freund Guschmann, dem getreuen Photographen, vorbei an den Geburtshäusern David Teniers des Alteren und van Dycks zum Grooten Markt gekommen, den der schöne Bau des Rathauses beherrscht. Vor ihm und den herrlichen alten Zunfthäusern, die alle ganz unbeschädigt sind, liegt unser Militär auf Strohschütten und ruht von Kämpfen und Siegen aus. Wir sehen alle Waffengattungen, aber die blauen Jungen haben die Majorität. Truppweis werden sie von hier aus in Pontonfähren über die Schelde gesetzt — mit unbekanntem Marschziel! Ach, was doch der Kriegsberichterstatter nicht alles verschweigen muß!

Sie sind so lustig und guter Dinge, daß man sie alle umarmen möchte ob ihres Gottvertrauens und ihres unerschütterlichen Glaubens an unsere gute Sache. Unter den Klängen des alten Turnerliedes „Brüder, auf zum Streite!" klettern sie an dem Wahrzeichen der Stadt, dem Brabobrunnen, empor und lassen sich photographieren, ehe sie weiter in unbekannte Fernen ziehen. Einige vom Seebataillon erkennen uns vom Zusammentreffen bei Waelhem wieder und erzählen von den dort gefallenen Kameraden. Einem davon habe ich also wirklich den letzten Gruß an die Heimat mitgenommen. — Oben im Rathaus, in den mit schönen Holzschnitzereien geschmückten Sälen waltet der deutsche Stadtkommandant seines Amtes. In Scharen drängen die Antwerpener herbei, um Erlaubnisscheine zum Betreten und Verlassen der Stadt zu erwirken, da die Nahrungsmittelzufuhr schon seit Tagen stockt und die Händler neue Waren heranschaffen müssen. Es ist ein seltsames Bild, wie die Dornröschenstadt allmählich zu neuem Leben zu erwachen beginnt. Aus allen Kellern klettern sie empor zum Tageslicht und erzählen Schauerdinge von dem Leben und Trei-

ben in der dunklen Tiefe. Nachdem die ersten Granaten bei Berchem eingeschlagen waren, zog man mit Weib und Kind hinunter, verstopfte die Kellerhälse mit Sandsäcken und Erdhaufen und lebte in steter Furcht vor der Möglichkeit, daß das Haus in Brand geraten oder von einem Geschoß getroffen werden und in sich zusammenstürzen könnte. In den unterirdischen Gewölben klang der Kanonendonner doppelt stark und doppelt schaurig. Und in der Angst der Ungewißheit, über dem Weinen der Kinder und dem Geschrei der Frauen mag manch einer da unten den Unverstand derer verwünscht haben, die bis zum letzten Augenblick auf die Engländer hofften und die Stadt nicht übergeben wollten.

Auf dem Wege zum Hafen kommen wir durch die berüchtigten Viertel, die auch ein Zielpunkt des Antwerpener Pöbels in den ersten aufgeregten Tagen gewesen sind. Fast drei Viertel aller Hafenkneipen und verrufenen Häuser, die — leider — in deutschen Händen waren, sind geschlossen, da man ihre Besitzer unmittelbar nach dem Einmarsch unserer Truppen in Belgien unter schrecklichen Mißhandlungen zu eiliger Flucht veranlaßt hat. Es gelingt mir nicht, festzustellen, was es mit den Schauergeschichten von vergewaltigten Frauen und aus den Fenstern geworfenen Kindern dieser Gegend auf sich hat, denn allmählich ist der Abend hereingebrochen und damit unsere einsame Wanderung durch die stockdunkeln Gassen nicht ungefährlich geworden. Das letzte, was wir im Hafenviertel noch mit Interesse sehen, ist die lodernde Trümmerstätte der „Standard Oil Company" drüben in Hoboken, wo etwa ein Dutzend der gewaltigen Petroleumtanks dieser in letzter Zeit vielgenannten Gesellschaft durch belgische Offiziere kurz vor dem Abzuge der Truppen in Brand gesteckt worden sind. — Schon vom Turm

der Kathedrale in Mecheln aus hatte ich in der Richtung westlich von der Antwerpener Kathedrale eine ungeheure dicke schwarze Rauchwolke, einer Pinie gleich, über der Stadt stehen sehen, und scheinbar ist diese Rauchwolke für ein Zeichen des allgemeinen Brandes der Stadt angesehen worden. Glücklicherweise kann davon keine Rede sein. Nur insgesamt 106 Häuser sind in der Stadt Antwerpen während der Dauer der Beschießung durch unsere Geschosse aus Geschützen, Zeppelinballons und Flugzeugen in Brand geraten, und die Zahl der Toten beläuft sich auf wenige hundert. Auf dem Brandplatze stoße ich wieder auf den Berliner Journalisten, der inzwischen ein niedliches Stückchen geleistet hat. Es war gemeldet worden, daß in den letzten Tagen vor dem Fall Antwerpens eine ganze Anzahl unflätiger Druckschriften gegen Deutschland und das Walten deutscher Truppen in Belgien verbreitet worden seien, und es waren auch schon einige dieser Schauerbilder beschlagnahmt worden. Auf einem derselben hatte nun der Kollege als alter Fachmann die Druckerfirma herausgefunden, war vor das Haus gezogen und fand ganze Berge dieser unglaublichen Geschmacklosigkeiten, die, nach Art der Neuruppiner Bilderbogen hergestellt, Kriegsepisoden aller Art als „deutsche Moritaten" schildern. So stellt eines dieser Blätter „Een Gruweldaad der Duitschers", die „Terdoodbrenging van Pater Eug. Dupierreux" dar. Man sieht deutsche Soldaten über die Köpfe von sieben betenden Jesuitenpaters hinweg auf einen achten schießen, der mit verbundenen Augen mit Stricken an einen Baum gefesselt ist, während ein Ulanenoffizier mit gefällter Lanze ihm den Gnadenstoß versetzt. Die Inschrift des Bildes erzählt, daß der Pater Dupierreux im Besitz eines Berichts befunden worden sei, in welchem er eine aktenmäßige Darstellung der Zer-

ſtörung der Löwener Hochſchulbibliothek gegeben und die Deutſchen der mutwilligen Brandſtiftung beſchuldigt habe. Die Mordgeſchichte ſoll in „Het Handelsblad“ vom 7. September 1914 und der Antwerpener „Metropole“ vom gleichen Tage gleichlautend geſchildert worden ſein. Auf einem weiteren Bilde wird in greulichen Farben „De Verweeſting van Leuwen“ durch die Deutſchen in der Nacht vom 25. zum 26. Auguſt d. J. geſchildert und eine Anſicht der Rue de Namur wiedergegeben, deren wichtigſte Bauten: die Bibliothek und die Kathedrale Sankt Peter gerade von deutſchen Soldaten mit Feuerbränden in den Händen angezündet werden, während von dem Rathauſe der Stadt aus der deutſche Generalſtab ruhig dem grauſamen Schauſpiel zuſieht. Im Vordergrund des Bildes liegt auch hier ein katholiſcher Ordensbruder von der deutſchen Soldateska niedergeſchlagen da. Ein drittes Bild zeigt die „Beſchieting van Mechelen“, die nach dem famoſen Chroniſten natürlich ebenfalls ausſchließlich den Deutſchen zur Laſt fällt und die die brennende Kathedrale St. Romuald zeigt, die in Wirklichkeit niemals durch Flammen, ſondern nur durch Geſchoſſe gelitten hat, die außerdem faſt ausſchließlich von belgiſchen Geſchützen gegen ſie gerichtet wurden. Das vierte Bild, und zugleich das ſchrecklichſte, gibt eine Geſamtanſicht der angeblichen deutſchen Grauſamkeiten in den Städten Viſé, Löwen, Mecheln und Antwerpen zum beſten. Man glaubt, nach der Farbe dieſes Bildes zu urteilen, ein Zirkusplakat von Barnum & Bailey vor ſich zu haben. Hoch oben am dunkeln Nachthimmel zieht ein bombenwerfender Zeppelin ſeine Bahn. Seine Bombe trifft eines der ſchönſten Häuſer von Antwerpen. Mechelns Kathedrale ſteht auch hier in hellen Flammen, und in dem blutigroten Feuermeer von Löwen lieſt man den Satz:

De Stad Leuwen, deer de Vandalen ganſch afgeſteckt. Und gleich hinterher der engliſche Pferdefuß, der die Farbe und die Inſchriften erklärt, denn nun wird der Text nicht etwa in franzöſiſcher Sprache wiederholt, ſondern in — engliſcher, ein Beweis dafür, daß ein engliſches Gehirn dieſes Plakat erſann. „The city of Louvain burn down by the vandales" lautet die Inſchrift „for the english people", für das die Plakate offenbar ebenfalls beſtimmt geweſen ſind. Man ſieht ferner den Brand von Viſé auf dieſen Bildern, Flüchtlinge, die angeblich von den „deutſchen Hunnen" zu Kriegsgefangenen gemacht worden ſind, und ſchließlich gar eine Füſillade in einer Kirche zu Löwen, bei der deutſche Soldaten mit Schlächtermeſſern in den Händen dargeſtellt werden, wie ſie wehrloſe Frauen und Kinder bei den Haaren packen und ihnen die Hälſe durchſchneiden, während der Pfarrer mit dem Gewehrkolben niedergeſchlagen wird. Das fünfte Bild iſt ein Spottbild auf Kaiſer Wilhelm, der ſich an einem Teller Klöße, die europäiſchen Staaten darſtellend, den Magen verdorben hat und dem nun der Ruſſe den Puls fühlt. Im Hintergrund ſieht man ſchmunzelnd einen engliſchen und franzöſiſchen Offizier den Fall beſprechen. Die ſechſte und letzte Zeichnung ſoll einen Plan des Weltkrieges und der von ihm betroffenen Länder bieten. Es genügt, hervorzuheben, daß Ungarn darauf faſt drei Viertel des Raumes einnimmt, während Öſterreich und Deutſchland ganz verſchwinden und Belgien überhaupt nicht darauf verzeichnet iſt. Man tut den Sinnloſigkeiten beinahe zu viel Ehre an, indem man ſie betrachtet. Doch ſind ſie ebenſo wie die Lügenartikel, die unſer Generalſtab im Gebäude des belgiſchen Kriegsminiſteriums beſchlagnahmt hat, eine hübſche Ergänzung zu den Schwindeleien, die bisher die ausländiſche Preſſe durchſchwirrten. Eine nette

Überraſchung gab es dann noch für uns, als wir mit unſeren Kraftwagen beim Grand-Hotel Terminus am Hauptbahnhof vorfuhren. Hier hatte man zu Beginn der Beſchießung der inneren Stadt ſämtliche Gäſte ausquartiert und das Haus geſchloſſen. Auf das energiſche Klopfen unſerer Führer ſtellte man ſich in dem Monumentalbau zunächſt völlig taub, worauf auch hier zu ſchärferen Mitteln gegriffen werden mußte. Alsdann erſchien der Portier und erklärte in ſchroffer Form, daß wir weder in dem Hauſe wohnen noch etwas zu eſſen haben könnten. Als dann endlich den Unſeren die Geduld riß und den Herrſchaften bedeutet wurde, daß man zur Durchſuchung des Hauſes ſchreiten müſſe, wurde man gefügig, und ſiehe da: Küche und Keller taten nach den anſtrengenden und aufregenden Ereigniſſen noch ihr Beſtes, und voll der großen und überwältigenden Eindrücke dieſes Tages, den man auch in der Heimat gebührend gefeiert haben mag, ging ich im nunmehr deutſch gewordenen Antwerpen zur Ruhe.

* * *

(Unſere Antwerpener Kriegsbeute. — Die wiedererwachende Stadt. — Eine Anſprache an die Bevölkerung. — In der älteſten Druckerei der Welt. — Abſchied von Antwerpen.)

Schneidige deutſche Militärmuſik weckt mich am nächſten Morgen. Ein Regiment Infanterie marſchiert die Avenue de Keyſer und die Place de Meir entlang nach dem van Dyck-Kai am Scheldeufer hinab, von wo aus ſie nach der gegenübergelegenen Station Du Pays de Waes neben den von den Engländern und Belgiern bei ihrem Abzuge aus Antwerpen zerſtörten Fort de la Tête de Flandre übergeſetzt werden. Von der Station führt die direkte Bahnlinie über Sankt Nikolaa, wo zurzeit noch gekämpft wird, nach Gent, Brügge und Oſtende. Der

Truppentransport vollzieht ſich, als wenn er nicht auf der mächtigen breiten Schelde im fernen Belgien, ſondern in Friedenszeiten irgendwo am Elbufer ſtattfände. Je drei lange Pontons ſind durch mächtige Balken untereinander und mit zwei anderen gleichartigen Stegen verbunden. Dieſe neun Pontons faſſen einige hundert Soldaten mit Pferden und Wagen und werden von einem Hafendampfer in ſchneller Fahrt ans jenſeitige Ufer gebracht. Dort ſind bereits die Böſchung hinauf feſte Laufſtege geſchaffen, die ſogar, um das Ein- und Ausſteigen beſſer regeln zu können, mit Schlagbäumen verſehen ſind. Erſt wenn eine Abteilung abmarſchiert iſt, wird der Schlagbaum für die nächſte geöffnet und die erſten ſitzen bereits im Zuge, wenn die letzten den Schlagbaum paſſiert haben. Das alles geht mit einer Selbſtverſtändlichkeit und Ruhe vor ſich, über die man immer wieder ſtaunen muß. Auf dem Rückwege bringen die Fähren bereits einen Teil der Kriegsbeute mit, die drüben den Belgiern und Engländern bei der eiligen Flucht abgenommen wurde, und die vor allem in zahlreicher Munition, in Kiſten und Kaſten voll Lebensmitteln, in reizenden kleinen Eſelsfuhrwerken und einer Anzahl ſchwerer belgiſcher Arbeitspferde beſteht. Die Intendantur hat alle Hände voll zu tun, die eingelieferte Beute zu ordnen und einzutragen, denn daheim möchte man doch möglichſt bald und genau wiſſen, was die reiche Scheldeſtadt bei unſerer Ankunft noch an Schätzen enthielt. Eine Fülle von Kriegsmaterial, aber auch von Lebensmitteln, Fourage, Weizen, Kaffee, Hopfen, Flachs, Tabak, Fellen, Petroleum, wertvollen amerikaniſchen Hölzern und vor allem Wolle iſt in unſere Hände gefallen. Auch 400 wertvolle Kraftwagenoberteile und 180 vollſtändig fertige Kraftwagen haben wir erbeutet. Ein Teil davon iſt zerſtört, jedoch von den Unſern

sofort in Arbeit genommen worden und wird einen wertvollen Bestandteil unseres automobilen Kriegsmaterials bilden. Eine besondere Freude aber hatten unsere Feldgrauen an einem langen Eisenbahngüterzug, der auf der Kaibahn stand und über die Gare du Sud nach Ostende geleitet werden sollte.

Der Leitvermerk steht noch an den einzelnen Wagen und ebenso die genaue Inhaltsangabe. Da nun im letzten Augenblick eine Bombe in den Südbahnhof fiel, mußte der ganze Zug zurückbleiben, und die lachenden Erben fanden neben Kanonen, Maschinengewehren und Munition auch Lebensmittel und Uniformen, ja sogar Musikinstrumente und Tombourmusik für ein ganzes Regiment. Schon seit den frühen Morgenstunden ist man mit der Inventur beschäftigt, und ein hannoverscher Zeitungsverleger schreibt sich fast die Finger wund, um die von seinem Vorgesetzten angesagten Bestände aufzunehmen.

Neugierig sieht draußen vor den Gittern der Kaianlagen eine immer größer werdende Schar von Antwerpenern dem eigenartigen Schauspiele zu. Die Stadt beginnt langsam ihr früheres Aussehen wieder anzunehmen. Alle Augenblicke geht der Rolladen eines Schaufensters hoch, und in den Lebensmittelgeschäften stehen hier und da bereits wieder blonde rosige „Meisjes" in weißer Schürze und bedienen den Fremdling in flämischer Sprache. Vor den Lagerschuppen der Canada-Pacific-Railway, der American Expreß-Company und der Nippon-Jusen-Kaisha-Linie am Tavernier-Kai und denen der Deutschen Ostafrika-Linie, des Norddeutschen Lloyd-Schuppens und der Bremer Roland-Linie sowie der Hamburg-Amerika-Linie und der Peninsular- and Orientallinie an den Plantin-, Van Dyck- und Jordaens-Kais sammeln sich zahlreiche Schauerleute und andere Hafenarbei-

ter an, in der vorläufig freilich noch trügeriſchen Hoffnung, nach dem Abſchluſſe der Beſchießung Antwerpens alsbald wieder Arbeit zu erhalten. Dazwiſchen lungern zweideutige und unzweideutige Weibsperſonen aus dem unteren Hafenviertel, die mit gierigen Augen die von dem Hafenpöbel bei der Plünderung der Norddeutſchen Lloyd-Schuppen wahllos umhergeſtreuten Sachen, beſonders Wäſche, Kleidungsſtücke, Leckereien und Schmuckſachen betrachten. Aber ein paar ſtramme hochgewachſene Matroſen mit aufgepflanztem Seitengewehr halten ſie und das ihnen naheſtehende Geſindel in reſpektvoller Entfernung. An der Stelle, wo in Friedenszeiten das Harwich-Boot von Antwerpen nach England unter Übernahme der aus Weſt- und Süddeutſchland ſowie aus Frankreich und Belgien herankommenden Londonreiſenden abfuhr, ſteht ein ſchweres engliſches Marinegeſchütz, das offenbar im letzten Augenblick nicht mehr über die belgiſch-engliſche Pontonbrücke über die Schelde kam, die dann, als der letzte Mann herüber war, geſprengt wurde. Ihre Trümmerreſte liegen mitten im Fluß und behindern die Durchfahrt größerer Schiffe. Um den Übergang zu ſichern, iſt das Straßenpflaſter aufgeriſſen und ein großer Drahtverhau erbaut. Unter der Aufſicht eines höheren Marineoffiziers wird jedoch die Straße ſchon wieder neu gepflaſtert, und innerhalb weniger Stunden iſt auch hier das gewohnte Straßenbild wieder hergeſtellt. Drüben in Hoboken, wo noch immer Rauchwolken aus den zerſtörten Petroleumtanks aufſteigen, weht das amerikaniſche Sternenbanner über den wenigen intakt gebliebenen Tanks. Auch einige Benzintanks ſind übrigens bei dem großen Brande gerettet und in dieſer Zeit, wo das Benzin eine geſchätzte Ware geworden iſt, ſofort von den Unſeren beſchlagnahmt worden.

Ich komme mit einigen Reedern und Großkaufleuten, die nach dem Zustande ihrer Kontore und Lagerschuppen sehen wollen, ins Gespräch. Sie versichern mir, daß der größte Teil der Antwerpener eine wahre Wut gegen die Engländer im Herzen trage, weil die um beinahe acht Tage verlängerte Beschießung der Stadt und die damit verbundene Zerstörung vieler Werte ihnen allein zu danken ist. Man sieht ein, daß es durchaus in Englands Interesse gelegen hätte, wenn Antwerpen durch die deutschen Riesengeschütze in Grund und Boden geschossen wäre, da sich die aufstrebende Handelsstadt an der Schelde mehr und mehr zu einem Pfahl im Fleische des englischen Handels entwickelt hatte. Die Antwerpener waren daher auch für die Übergabe der Stadt und glaubten bis zum letzten Augenblick nicht, daß man nach dem Fall der äußeren Fortsgürtel noch weiter kämpfen werde. Aber dann hätten sich die Engländer förmlich zu Herren der Stadt aufgeworfen und keinen Widerspruch gegen ihre Anordnungen geduldet. — In diesem Augenblick wird überall an den Straßenecken eine mit der Schreibmaschine hergestellte Bekanntmachung des deutschen Oberbefehlshabers der Antwerpen besetzt haltenden Truppen und des Kommandanten der Festung Antwerpen angeschlagen.

Der Oberbefehlshaber der deutschen Truppen macht darin bekannt: „Das deutsche Heer betritt eure Stadt als Sieger. Keinem eurer Mitbürger wird ein Leid geschehen, und euer Eigentum wird geschont werden, wenn ihr euch jeder Feindseligkeit enthaltet. Jede Widersetzlichkeit dagegen wird nach Kriegsrecht bestraft und kann die Zerstörung eurer schönen Stadt zur Folge haben.“ Die Bekanntmachung des Festungskommandanten lautet:

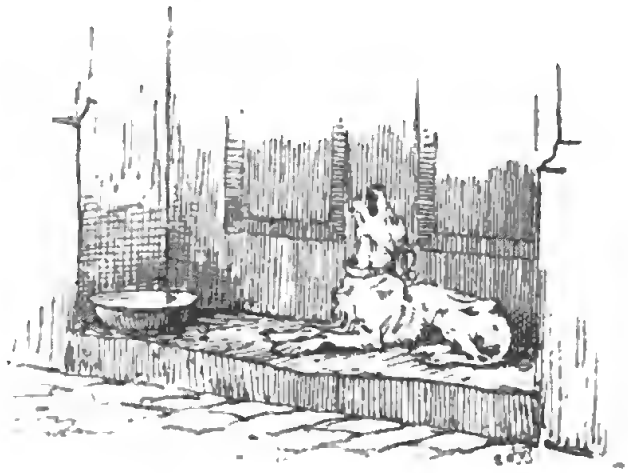
„Der unterzeichnete Kommandant der Festung Antwerpen bescheinigt, daß nichts der Rückkehr der Einwoh-

ner von Antwerpen entgegenſteht. Keinem wird ein Leid geſchehen und Privateigentum wird geſchont, vorausgeſetzt, daß man ſich jeder Feindſeligkeit enthält. Die Mitglieder der garde civique, wenn entwaffnet, werden nicht als Kriegsgefangene angeſehen und können ruhig wiederkehren. gez. Generalleutnant Freiherr v. Schultz."

Alle, die dieſe Sätze leſen, gehen mit einem Seufzer der Erleichterung von dannen. — Wir wandern weiter am Scheldeufer entlang und ſuchen die angeblich von den Belgiern und Engländern bei ihrem Abzuge zerſtörten 32 deutſchen Schiffe zu ermitteln. Es ſtellte ſich jedoch heraus, daß ſie bis auf die „Gneiſenau" friedlich hinter der erſten Strombiegung liegen und daß nur ihre Maſchinen unbrauchbar gemacht worden ſind. Dabei ſtoßen wir überall an den Kaimauern auf Bekanntmachungen des belgiſchen Kriegsminiſteriums, in denen die Truppen an der Hand von Zeichnungen auf die deutſchen Flugzeugtypen aufmerkſam gemacht und über ihre zweckmäßige Beſchießung unterrichtet werden. Hinter Hoboken ſehen wir die Wirkungen der gewaltigen Exploſionen der brennenden Petroleumtanks. Dort liegt ein ganzer Kieszug, von dem ſtarken Luftdruck zur Seite geworfen. Die Lokomotive ſteht nahezu auf dem Kopfe. — Noch einmal gehe ich in die alte, ſchöne Stadt ſelbſt hinein, um mich langſam auf den Abſchied von ihr vorzubereiten. Denn wie unſere Truppen, ſo ſind auch wir Kriegsberichterſtatter gezwungen, alles im Fluge zu ſchauen und dann weiter zu eilen, noch größeren und wichtigeren Aufgaben entgegen. — Auf der Place de Meir verteilt bereits die Feldpoſt die Briefſchaften für das Seebataillon. Auf dem Bock eines der Begleitwagen ſitzt ein fröhlicher Poſtillion und ſpielt auf ſeiner Ziehharmonika: „Sei gegrüßt in weiter Ferne, teure Heimat ſei gegrüßt!" —

Mich zieht's in das Haus des berühmten Buchdruckers Chriſtoph Plantin, der 1549 hier in Antwerpen eine der erſten Druckereien der Welt begründete, die im alten Zuſtande bis auf unſere Tage dadurch erhalten wurde, daß man aus dem Hauſe ein Muſeum machte, und das vor allem dadurch eine Sehenswürdigkeit erſten Ranges darſtellt, weil die Druckerei zu ihren Mitarbeitern Peter Paul Rubens zählte und weil ſie neben vielen Arbeiten von Rubens, van Dyck, Jordaens und anderen auch die auf anderthalb Millionen geſchätzte ſechsunddreißigzeilige Gutenbergbibel enthält, von der überhaupt nur noch einige Exemplare vorhanden ſind. Gleichzeitig gewährt das Haus ein ganz einzigartiges Bild einer altflämiſchen Patrizierwohnung. Die Plantinſchen Drucke, darunter zwei Bände der berühmten Biblia regia von 1568—73, ſind in einer vollſtändigen Sammlung vorhanden, ebenſo viele geſchnittene Holzſtöcke und geſtochene Kupferplatten nebſt alten Abdrücken. Von unſchätzbarem Werte aber ſind vor allem die von Jakob de Wit gefertigten Aquarelle, die Kopien nach Rubens' Gemälden für die Jeſuitenkirche in Antwerpen darſtellen. Denn dieſe Kirche iſt ſeinerzeit mitſamt den Rubensſchen Bildern verbrannt. Auch ſonſt haben die Antwerpener die in ihrem Beſitz befindlichen Kunſtſchätze nicht immer ſehr ſorgfältig behandelt. Ließ man doch vor einigen Jahren unten am Hafen das große Hanſahaus abbrennen, das die der alten deutſchen Hanſa angehörigen Städte durch Cornelius de Vriendt von 1564 bis 1584 hatten erbauen laſſen und als Lagerhaus der Hanſa benutzten, bis es 1863 für die Ablöſung des Scheldezolls an Belgien abgetreten wurde. An dieſem Hauſe waren die Namen aller deutſchen Hanſeſtädte in Goldſchrift verzeichnet und ſie galten den deutſchen Handelsherren ſtets als ein Zeichen der inneren Zuſammen-

gehörigkeit der zweitgrößten Handelsſtadt Europas mit den Handelsintereſſen des Deutſchen Reiches. — Als ich auf dem Heimwege ins Hotel an dem Prachtbau der Flämiſchen Oper auf der Place de la Commune vorüberkomme, hängt daran ein Schild mit der Aufſchrift: „Eintritt verboten! Geheimrat von Falcke.“ — Vierundzwanzig Stunden nach dem Einzug der deutſchen Truppen alſo haben bereits unſere berufenen Kunſtwächter ihre ſchützende Hand über ein Heim Thaliens gebreitet, das zugleich der Erhaltung eines wichtigen Sprachgebietes des niederdeutſchen Volksſtammes dient. Drüben an der anderen Seite des Platzes marſchiert ein Trupp Matroſen vorüber, und eine junge Mutter, die mit ihrem Kinde auf dem Arm gerade ihren Weg kreuzt, beſchleunigt ihren Schritt. Als ſie aber wie zum Schutze das lächelnde Kind den Männern von der Waſſerkante entgegenhält, lachen ſie alle die Angſtliche freundlich an, während einer von ihnen das roſige Patſchhändchen des Kindes zu haſchen ſucht. Das war das letzte und ſchönſte Bild zugleich, das ich in der Stadt der Rubens, van Dyck, Tenier und Jordaens ſah, und ein Friede verheißendes Symbol zugleich für die Zukunft der ehrwürdigen Feſte am Scheldeſtrand.



Am 18. Oktober 1914

Heute vor einem Jahre ſtanden wir in dem gewaltigen Viereck der Tauſende und aber Tauſende, die nach der freundlichen Lindenſtadt am Pleißeſtrand geeilt waren, um das Denkmal der Völkerſchlacht zu weihen, und heute vor acht Tagen feierten wir den Fall Antwerpens als eines der wichtigſten Abſchnitte der neuen Völkerſchlacht von 1914. Vor hundert Jahren ſtanden vor Leipzigs Toren Preußen, Öſterreicher und Ruſſen zuſammen gegen den Erbfeind aus dem Weſten, und kaum zwei Jahre ſpäter rettete der preußiſche Eingriff in die Schlacht bei Waterloo den Engländern die Exiſtenz gegenüber dem korſiſchen Eroberer. Heute ſtehen wir allein gegen eine Welt von Feinden, ja wir kämpfen ſogar gegen ſechs Fronten, und doch ſind wir heute weitaus ſiegesſicherer denn je. Wie kommt das? Wir täuſchen uns doch nicht darüber, daß unſere Lage heute weit ungünſtiger iſt als die des Preußenlandes vor hundert Jahren. Wir täuſchen uns auch nicht darüber, daß unſere Gegner weit mächtiger und ſtärker geworden ſind und Schritt für Schritt mit unſerem Wachstum, mit unſeren Erfolgen und mit unſerer Rüſtung zu Waſſer und zu Lande mitgegangen ſind. Und wir täuſchen uns ſchließlich auch darüber nicht, daß viele Hunde des Haſen Tod ſein ſollen und daß der Hydra drüben immer neue Köpfe mit ſlawiſchen, mongoliſchen, afrikaniſchen, indiſchen und ſogar japaniſchen Geſichtern wachſen. Trotzdem die unerſchütterliche Siegeszuverſicht im deutſchen Volke.

Freilich, wir hier im Großen Hauptquartier werden manches Mal nachdenklich, wenn dieſe Siegeszuverſicht daheim allein aus den Rieſenleiſtungen unſerer braven Feldgrauen hergeleitet wird. Denn der Wille zum Siege

ſoll ja keineswegs nur diejenigen beſeelen, die im Schützengraben und an den Batterien ſtehen, die auf jagenden Roſſen oder auf Munitions- oder Proviantwagen ſitzen, die in der Erde tiefem Schlund zerſtörte Tunnels oder in kalter Herbſtnacht die geſprengten Brücken wieder herrichten, ſondern dieſer Wille zum endlichen Siege, zum Durchhalten bis zum Ende dieſes Völkerkrieges und darüber hinaus muß vor allem in der Heimat wirkſam bleiben und noch weiter wachſen. Sieben Jahre hat Friedrich der Große um die Erhaltung und Mehrung Preußens gekämpft, faſt ebenſo lange hat das große Völkerringen mit dem großen Korſen gedauert und auch 1870/71 iſt uns nichts in den Schoß gefallen, obwohl wir damals nur mit Frankreich allein zu tun hatten. Wie ſonderbar mutet unter dieſen Umſtänden ſo manche Nachricht aus der Heimat an. Man hat den Fall Antwerpens viel früher erwartet, — den Fall der ſtärkſten Feſtung der Welt! — Man will den freiwilligen Rückmarſch eines Teiles unſerer Armee im Weſten nicht verſtehen, und man iſt ſchließlich ſogar ungeduldig, weil es auf der größten Schlachtlinie der Welt, von der Schweizer Grenze bis hinauf zum engliſchen Kanal, nicht ſchneller vorwärts geht. Ja, wer hat denn überhaupt erwartet, daß wir am 18. Oktober 1914 ſchon da ſein würden, wo wir heute ſtehen? Wer hatte damit überhaupt gerechnet, daß ein Teil unſeres Weſtheeres wochenlang ſtatt in Frankreich in Belgien zu tun haben würde, wer hatte erwartet, daß ein ſonſt von uns nur als Seemacht reſpektierter Feind dauernd auch zu Lande abgewehrt werden müßte? Und wer hat ſchließlich noch mit den Japanern gerechnet?

Wie ungeheuer ſeltſam mutet da das Treiben von Leuten an, die ſchon die Fenſterplätze an der Berliner Einzugsſtraße zu vermieten trachten, die Antwerpen um

einen Tag früher kapitulieren ließen, als es tatsächlich der Fall war, nur um eine Sensation zu haben und die die Nase rümpfen, weil über Lyck trotz alledem wieder ein Russenheer vorübergehend bei uns eingedrungen ist. Was sie nicht sehen und nicht einmal ahnen und was vielleicht in unserer Kriegsgeschichte noch einmal den größten Raum einnehmen wird, ist für sie nicht vorhanden und wird zum Schaden unseres Heeres von ihnen ausgebeutet. Wer so leicht: Hosianna! und gleich darauf: Crucifige! rufen kann, dem fehlt das Wichtigste und Entscheidende, was die Leute von 1756, 1813 und 1870 als köstlichstes Gut tief im Herzen trugen: den unerschütterlichen Glauben an die gerechte Sache, den Willen zur Tat und die Demut, wenn es zu warten galt. Man braucht sich ja nur die Verhältnisse vor Augen zu halten, unter denen wir gerade vor einem Jahre lebten. Wer erinnert sich nicht noch der weltfremden Betrachtungen gelegentlich der Feier am Völkerschlachtdenkmal? Und welche Zersplitterung ging damals durch die deutschen Lande! Von den Flammenbränden der großen Zeit vor hundert Jahren ging damals kein wärmender Hauch mehr auf uns über, denn allzu fern dünkte uns allen der Tag von Leipzig. Aber auch wegen der Zukunft sorgte sich niemand. Mit vollkommener Ahnungslosigkeit betrachteten wir die russische Abordnung, die unter Beobachtung mittelalterlich anmutender Formen die russische Gedächtniskapelle einweihte.

Wer ahnte damals, daß Rußland schon zu dieser Zeit mit aller Macht gegen uns rüstete, daß seine Spione in unmittelbarer Umgebung des russischen Botschafters am Berliner Hofe wirkten, und daß die Schwarzgelben es sein würden, die den ersten Schuß in dem vielfach kaum noch für möglich gehaltenen Weltkrieg abgeben sollten?

— Das alles war vor einem Jahre! Und heute? Heute ſind uns die wenigen Monate dieſes Weltkrieges bereits vielfach zu Jahren geworden, und wir wünſchen, verdorben durch die Fortſchritte unſerer guten und ſchlechten Kulturmittel, vor allem des Kinematographen, daß auch dieſer Kampf um Sein oder Nichtſein mit der Schnelligkeit eines Films ſich vor unſeren Augen abrollen möge. Wünſchen wir es uns lieber nicht. Wer 44 Jahre auf Koſten des Blutes und der Knochen ſeiner Väter in Frieden leben und ſein Gut mehren konnte, ſollte auch zu Stille und Entſagung bereit ſein, wenn es nach ſo langer Zeit wieder einmal gilt, den unerſchütterlichen Glauben an die gerechte Sache, den Willen zur Tat und die Demut und Geduld zum Warten in unſerem Volke zu erproben.

Im Verlaufe von 2½ Monaten hat unſere ruhmreiche Armee mehr Gefangene gemacht, mehr Siegesbeute erobert und mehr Land okkupiert, als das nicht minder ruhmvolle Heer von 1870/71 in der ganzen Zeit des Krieges. Es hat einen unendlich mächtigeren Gegner als je zuvor zu überwinden, und die Wacht am Rhein ſteht trotzdem ſo feſt und treu wie die an der Weichſel. Iſt es da nicht angezeigt, den Volksgenoſſen zuzurufen: Zeigt euch der Väter wert und dankt denen da draußen in Sturm und Regen, in Einſamkeit und Todesnot ihre eiſerne Pflichtfreudigkeit, ihr Feſthalten an dem Glauben und dem Willen zum Siege durch die Demut des Wartens und die angeſpannteſte Betätigung helfender Liebe! Dann wird der Tag der Völkerſchlacht und die Erinnerung an ihn denen hier draußen und drüben im Oſten einen neuen Anſporn geben, nicht nachzulaſſen, ſondern wie die von 1813 durchzuhalten bis zum endlichen Siege auch in der Völkerſchlacht von 1914!

Château Olympe

(Im Journaliſtenſchloß. — ... ohne Damen. — In Stille und Einſamkeit. — Jagdgeſchichten. — Im tiefen Keller. — Mein Zimmer. — Ein Traum. — Gedächtnisfeier. — Aus dem Roſengarten.)

Großes Hauptquartier, 20. Oktober.

Noch ganz betäubt und erſchüttert von dem gewaltigen Eindruck, den der Fall von Antwerpen auf das Gemüt deſſen gemacht hat, der dieſe Stadt zu anderen, glücklicheren Zeiten ſah und ihren letzten Verzweiflungskampf in allen Teilen miterleben konnte, ſind wir in das Journaliſtenſchloß im Großen Hauptquartier zurückgekehrt und ſitzen wieder inmitten des großen herrlichen Parkes oder am luſtig flackernden Kaminfeuer, wo alles hinter uns Liegende faſt wie ein wüſter Traum erſcheint. Ich habe ſchon angedeutet, daß man uns in eine Idylle hineingeſetzt hat, die es verdient, gebührend gewürdigt zu werden. — Ein reicher franzöſiſcher Eiſenbahnunternehmer, der ſich vom einfachen Streckenarbeiter emporgearbeitet haben ſoll und jetzt in einer Stadt Mittelfrankreichs krank darniederliegt, hat neben zahlreichen anderen ſchönen Beſitztümern das Kleinod des „Château Olympe" geſchaffen, um hier ſeinen vier Enkelkindern im Hochſommer eine Stätte fröhlicher Jugendluſt bieten zu können. Dadurch war das Schloß von vornherein zu einem Wohnſitz für eine größere Zahl von Leuten mit gemeinſamen Intereſſen, wie wir Kriegsberichterſtatter es ſind, ausgeſtattet. Es war alles da. Jedes Zimmerchen mit ſeinem traulichen Kamin, dem echt franzöſiſchen Himmelbett, den gewaltigen Kleiderſchränken, Tiſch und anderem unentbehrlichen Gerät. Daneben aber auch ein ſchöner, großer, gemeinſamer Speiſeſaal, ein hübſches Billardzimmer, ein

im Stil Louis XVI. gehaltener Damensalon — natürlich ohne Damen — und ein Empfangszimmer. Küche und Keller luden förmlich zur Benutzung ein, und draußen im Parke ließ sich von allem Anfang an gut träumen, denn in diesem gesegneten Himmelsstrich sind auch jetzt noch die Bäume voller Laub und die Tage voll warmer Herbstsonne köstlich. Nachts aber steht der Mond freundlich über den uralten Riesentannen an der Parkterrasse und kein Wagengerassel noch sonstiger Tier- und Menschenlärm stört die erhabene Stille. Hoch oben über allem Erdenstreit ist man um diese Zeit ganz mit sich und seinen Gedanken allein. Aber diese Gedanken wandern. Sie gehen nach den blauen Bergen da drüben am südwestlichen Horizont, hinter denen nun schon seit Wochen in feuchten, lehmigen Schützengräben eingemummt, unsere Feldgrauen alle Unbilden der Witterung, alle die letzten verzweifelten Angriffe des erbitterten Gegners und alle sonstige schwere Mühsal dieser Zeit gern und freudig für uns alle ertragen. Und sie wandern weiter nach dem fernen Osten, wo die Arbeit nicht um ein Atom leichter und die Witterung wahrscheinlich schon viel rauher ist. Und sie wandern über die Grenzen zu den Bundesbrüdern in Österreich und weit über andere Länder und Meere, wo Deutsche in heißem, verzweifeltem Abwehrkampfe stehen. Die bangen Tage der Erwartung, die in der Heimat fast bis zum körperlichen Schmerz sich verdichtet haben, sie werden auch hier, am Mittelpunkt aller Dinge in diesem Kriege, nur schwer ertragen, und es ist keiner, der nicht in der Stille und Einsamkeit seiner Nächte mit all den Unseren da draußen lebte und hoffte.

Und wie schnell geht es aus den nach jeder großen Ausreise mit dickem Schmutz überzogenen Kraftwagen heraus, um denen daheim die neuesten Erlebnisse vom

Kriegsschauplatz mitzuteilen! Da ist der schlanke Wiener Kollege so eilig wie der behäbige Vertreter einer Anzahl großer Provinzzeitungen. Und bald klappert im ganzen Schloß die Schreibmaschine, während im Herrenzimmer unser freundlicher Hausvater stundenlang zensieren muß. Die Schreibarbeit wird nur durch die gemeinsamen Mahlzeiten unterbrochen, die unter der sachverständigen Aufsicht eines kulinarisch gebildeten Kollegen von uralten französischen Dorfweiblein hergestellt werden. Erst der Spätabend bringt die nötige Erholung, und besondere Festtage sind es, wenn das „Berliner Tageblatt" mit dem Vertreter des Ullstein-Verlages zusammen auf die Jagd geht und sie nach stundenlangem, lebhaftem Geschützfeuer einen Hasen oder ein Rebhuhn mit heimbringen, um das Nachtmahl damit zu verschönen. Während der Zeit hockt dann „Karl", das Faktotum, auf einem der vielen Nuß- oder Apfelbäume im Garten und die „Deutsche Tageszeitung" sucht mit sachverständigem Blick im Gemüsegarten die Küchenkräuter aus. Tief unten aber im wohlgefüllten Keller prüft ein alter Weinkenner die Güte des Bordeaux und Sauternes, den wir bei unserer Ankunft genau registriert haben, und der dem ursprünglichen Besitzer zu einem angemessenen Preise abgenommen wird, wie denn überhaupt keinerlei „Requisitionen" seitens der deutschen Truppen in diesen friedlichen Gegenden vorgenommen werden, sondern alle Bedürfnisse genau nach den geltenden Preisen gedeckt werden müssen. Allmorgendlich fährt der Furier nach der Stadt, wo im Proviantamt das für unsere Verpflegung Erforderliche in Empfang genommen wird, damit wir pünktlich die Hände zum lecker bereiteten Mahle erheben können.

Ich bin in dem abgelegenen Zimmer der Lehrerin unter-

gebracht. Sie muß eine sehr fromme katholische Dame sein, denn neben dem Bilde des Erlösers nach einem Holzschnitt von Albrecht Dürer hängt auch ein schöner alter Kupferdruck des Papstes Pius VII., von dem die Inschrift hervorhebt, daß er am 3. November 1804 nach Paris gekommen sei, um Napoleon zu krönen. Auch ein Kästchen mit Reliquien der hl. Cäcilie fand ich bei der Übernahme des Zimmers vor, in dessen Bücherschränken sich die vorzügliche Bildung der Dame widerspiegelt. Aber worüber ich die größte Freude empfand, war doch die Entdeckung eines deutschen Buches, und zwar der Bechstein-Märchen. Wie weht es aus diesen Blättern so heimatlich und traut an. Tanzen draußen im mondhellen Park nicht ein paar Elfen ihren geheimnisvollen Reigen, und zwitschern da nicht ein paar helle Kinderstimmen unter dem alten Kastanienbaum, von dem um die Mittagstunde, wenn man eben ein wenig auf dem bequemen Gartensessel eingenickt ist, mit lautem Gepraſſel die braunen, runden, glänzenden Früchte herabkollern? Ach nein, es ist ein Traum, ein Traum im fernen fremden Land, der auch manchen anderen Vater hier draußen in diesen Tagen der Herbstferien äffen mag. Doch schon erklingt die Abendglocke, und es gibt eine fröhliche Tafelrunde, die durch die eintreffende Feldpost nur noch gesteigert wird. Und als sich dann der Schwarm verlaufen hat, setzt sich das herrliche musikalische und dichterische Genie unseres Kollegen vom „Berliner Tageblatt" ans Klavier, und im Verein mit dem Kollegen von der „Deutschen Tageszeitung", der mit ihm noch bis in die letzten Tage hinein korrespondiert hat, feiern wir das Andenken unseres Hermann Löns, der soeben von seinem reichen journalistischen und schriftstellerischen Leben aus den Schützengräben vor Reims in die besseren Jagdgründe

Fort Wawre — St. Cathérine (I)

Fort Wawre — St. Cathérine (II)

Digitized by Google

Am Hafen von Antwerpen
(Rechts die Kathedrale mit den Rubens-Gemälden)

abberufen worden ist. Und in die abendstillen Wälder hinüber erklingt die Weise von Heideröslein und des toten Heidedichters eigenes Lied, das er vorahnend schon vor einigen Jahren dem Freunde niederschrieb:

Heiß ist die Liebe,
Kalt ist der Schnee, der Schnee;
Scheiden und Meiden
Und das tut weh.

Weiß ist die Feder
An meinem roten, roten Hut;
Schwarz ist das Pulver,
Rot ist das Blut.

Rote Husaren, [Schritt;
Die reiten niemals, niemals
Herzliebes Mädchen
Du kannst nicht mit.

Das grüne Gläslein [Hand;
Zersprang mir in der, in der
Brüder, ich sterbe
Fürs Vaterland.

Auf meinem Grabe
Soll'n rote Rosen, Rosen stehn;
Die roten Rosen
Und die sind schön.

Ja gewiß, Hermann Löns, wenn wir in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit an den Erdhügel treten werden, unter dem deine tapfere, schönheitsdurstige und so ganz deutsche, unruhige Zeitungsschreiberseele nun den ewigen Schlaf schläft, werden wir dir rote Rosen mitbringen und sie auf dein allzufrühes Grab, das Grab eines der wackersten deutschen Kollegen stellen, rote Rosen aus dem herbstmüden Rosengarten des „Château Olympe".

Der Segen der Liebesgaben. — Der Kaiser in Donchéry

(Wärmendes Unterzeug. — Der Herbsttag der Liebe. — Thomalla als Jungfrau von Orleans. — Ein Autogramm des Kaisers. — Château Bellevue. — Verstärkungen.)

Großes Hauptquartier, 1. November.

Nun fallen auch im Ardennerwald die letzten Blätter von den Bäumen. Der kleinen Vöglein Lied verstummt,

und im Maastale drunten brauen schon die Novembernebel. Fester schlägt der Wachtposten und die Patrouille den Mantel um die Schultern, und tiefer noch gräbt sich der Feldsoldat in den Schützengraben ein. Der Liebesgaben große Zahl ist endlich auch in die Front gedrungen. Und mit Nahrungs- und Genußmitteln ist auch manch wärmendes Stück Unterzeug gekommen, das fleißige Hände strickten, damit der Mann und Vater, der Bruder und der Bräutigam wenigstens etwas von der wärmenden Liebe verspürten, die ihrer daheim in Sorgen gedenkt.

Wieviel zarte Bande schlingen sich in diesen Tagen fester, wie viele im Laufe der Jahre locker gewordene richten sich wieder straffer, und wie viele, die schon fast zerrissen waren, werden aufs neue geknüpft. So sind die Liebesgabensendungen für den einen leise Zärtlichkeiten, für den anderen vertrauliche Verständigungen und für den dritten reuevolle Rückerinnerungen. Und mitten im Spätherbst erlebt der eine den Frühling, der andere den Sommer und der dritte den Herbsttag seiner Liebe. Darum soll man auch diese letzten Herbsttage nicht gering achten, obwohl sie den grämlichen Winter langsam vorbereiten. Klingt doch da oben in den nebelfeuchten Ardennenhöhen der lockende Brunstschrei der Hirsche hell und freudig, während noch immer silberne Fäden des Altweibersommers wie traumverloren durch die Gärten segeln, und selbst die fallenden Blätter uns lehren, daß unter ihrem Stiel schon die junge Knospe einem sieghaften Frühling entgegentreibt. Auch wir erwarten ihn in diesen beginnenden Novembertagen, wo unten weit von der Türkei her gute Kunde zu uns dringt, in dem Gefühl, daß er uns eine neue und schönere Zukunft bringen wird.

Manchem freilich schnüren die wallenden Herbstnebel den Atem ein, und er glaubt um sich schlagen zu müssen,

damit die Spukgeſtalten verſchwinden. Zu ihnen gehört auch der brave Thomalla, mein bisheriger Pferdepfleger, dem die gegenwärtige Stille der Erwartung im Großen Hauptquartier ſchier unerträglich dünkte und auf den der Geiſt der Schutzpatronin dieſes geſegneten Erdenfleckchens eingewirkt hat. Man wandelt nicht ungeſtraft „im alten romantiſchen Land" Theodor Fontanes, wo Jeanne d'Arc ihre Jugendjahre verlebte und die Erleuchtung über ſie kam, die zarten Lenden zu gürten und das Schwert zu ziehen für den heiligen Kampf. Auch Thomalla hat nicht umſonſt täglich und ſtündlich aus der Ferne den Kanonendonner von Verdun und Reims vernommen, und da iſt ein heiliger Zorn über ihn gekommen, daß noch immer keine Entſcheidung fiel. So meldete er ſich denn kurz entſchloſſen zur Front, und ich ſtand traurig dabei, als er das Schlachtroß beſtieg und mit den anderen hinausritt in unbekannte Weiten. „Thomalla geht — doch ſicher kehrt er wieder!" Denn ihm wird die Liebe nicht den klaren Sinn trüben, der nur das eine Ziel kennt, die „da drüben zu Paaren zu treiben". Er hat lange genug bei Krupp im Lande der Märker Eiſen gereckt, als daß er nicht auch in den Schützengräben an der Oſtfront einen ganzen Mann ſtelle. Fahr' wohl, du treuer Geſell, und vergeſſen ſei, was mir am dreigeſtirnten Henneſſey fehlt. Denn es war feindliches Erzeugnis und daher wert, daß es in deiner edlen Polenkehle zugrunde ging!

Aber nicht nur Erinnerungen an die Jungfrau von Orleans, ſondern an eine viel größere und näherliegende Zeit bietet uns dieſer Landſtrich. Ich habe ſchon auf dem Wege von St. Privat nach Sedan mit einigen Worten des kleinen Häuschens Erwähnung getan, in dem am Morgen des 2. September 1870 Bismarck mit Napoleon

vor seiner Gefangennahme einige Zeit verweilte. Aus Dankbarkeit schenkte Napoleon der noch heute lebenden Besitzerin des Häuschens vier Zwanzig-Frankstücke mit seinem Bilde, die die alte Dame noch heute unter Glas und Rahmen aufbewahrt.

Kaiser Wilhelm II. hat nun bekanntlich vor einigen Tagen dem Häuschen ebenfalls einen Besuch abgestattet und der Besitzerin ein hübsches Gegengeschenk gemacht, indem er ihr vier Zwanzigmarkstücke übergab. Bei meinem heutigen Besuch kramte sie allerhand hübsche und interessante Einzelheiten von den beiden Kaiserbesuchen aus, und besonders stolz war sie auf ein Autogramm des Kaisers, das ihr dieser auf der Rückseite einer Kondolenzkarte mit den Worten: „Guillaume II., J. R." hinterlassen hat.

Auch der Reichskanzler Herr von Bethmann Hollweg hat an diesem Tage das historische Häuschen von Donchéry besucht, dessen schmale Treppe unter den schweren Kürassierstiefeln seines Vorgängers geknarrt hat. Eine kleine verblaßte Photographie des Altreichskanzlers hängt noch heute in dem Zimmerchen neben dem Bilde des dritten Napoleon. Nur der Stuhl, auf dem Napoleon damals saß, ist nicht mehr vorhanden, denn ein braver Kriegersmann von 1870/71 nahm ihn mit in die Heimat, nachdem er der alten Dame dafür einen baren Reichstaler gegeben hatte.

Aber auch der Krieg von 1914 hat dem Häuschen eine Merkwürdigkeit beschert. Mitten in der Stubenwand befindet sich nämlich ein Loch, das bei der Beschießung Donchérys durch die Unseren in der Nacht vom 27. zum 28. August ein in das Zimmer gedrungenes Infanteriegeschoß verursacht hat. Und unten am Maasufer, mitten in dem Gemüsegarten der alten Frau, hat man eine An-

zahl bei dem neuen Kampf um Sedan vor Donchéry Gefallenen beigesetzt. Eine weiche, verträumte Stimmung liegt darüber und jeder, der vorübergeht, hat einen langen Blick für dieses Ruheplätzchen von Freund und Feind.

Nicht weit von dem Häuschen von Donchéry steht das ebenfalls in den Septembertagen von 1870 historisch gewordene „Château Bellevue", in dessen Räumen die Kapitulation von Sedan erfolgte und dessen notwendige Erneuerungsarbeiten unser Kaiser auf seine Kosten durchführen lassen will. Zu Füßen dieser beiden geschichtlich so denkwürdigen Stätten aber breitet sich, soweit das Auge reicht, das Schlachtfeld von Sedan aus. Und auf der Heerstraße, die an diesem Schlachtfeld entlang führt, ziehen unablässig auch heute wieder deutsche Truppen, die zur Verstärkung der Aisnelinie bestimmt sind, an der sich eine Schlacht abspielt, größer und vielleicht auch entscheidender noch, als es selbst die von Sedan gewesen ist.

Wie es in einem Etappenhauptort aussieht

(Die Vorlesung im Eisenbahnschuppen. — Der Berliner Stadt-Medizinalrat als Organisator des Sanitätswesens. — Typhusherde im Luftkurort. — Oberleutnant und Kgl. Württembergischer Wohnungsinspektor. — Das bakteriologische Institut im Schulzimmer. — 50 Kilometer Heftpflaster im Monat. — Was die Württemberger für ihre Soldaten tun. — Ein „Diner" in der Krankenküche. — Schwäbische Kunde.)

Der Generaloberarzt der Armee, Exzellenz von Schjerning, war so liebenswürdig, mich kürzlich einen Blick in das innere Getriebe eines sogenannten Etappenhauptortes werfen zu lassen, der im Rücken einer unserer Westarmeen liegt. Der Platz war bis vor wenigen Monaten

ein beliebter französischer Luftkurort im Tale eines von Goethe besungenen Flüßchens und zeichnet sich durch eine an unsere herrliche Wartburgstadt gemahnende Lage aus. In der etwa 3000 Einwohner zählenden Stadt konnte schon in den ersten Tagen des September der für die Ausrüstung und Instandhaltung unserer Kriegslazarette, für den Krankentransport und für den Seuchenschutz sowie für andere Anforderungen unseres hochentwickelten Militärsanitätswesens erforderliche Etappenhauptort eingerichtet werden.

Zu seiner Leitung berief man den Berliner Stadtmedizinalrat Geh. Rat Prof. Dr. Weber, der uns zu Beginn unseres Rundganges durch den Ort in einem als Verwundetensammelstelle eingerichteten Eisenbahnschuppen eine richtige Vorlesung über das Militärsanitätswesen im Kriege hielt und damit wertvolle Unterlagen für die Beurteilung der hier geschaffenen Einrichtungen gab. Er erzählte uns u. a., daß dem sogenannten „Luftkurort" fast alle sanitären Einrichtungen fehlten, als wir hier einrückten. Für den ganzen Ort gab es z.B. ein einziges Bad mit drei Zellen, schlechte oder gar keine Aborte in den Häusern und verschiedene Typhusseuchenherde. Dagegen wies das Städtchen einen großartigen Theatersaal auf, der von den Unseren schleunigst zum Etappenlazarett umgewandelt worden ist und mit seinen hohen luftigen Fenstern, den von den württembergischen Sanitätern schön weißgetünchten Wänden und den freundlichen schwäbischen Pflegerinnen einen überaus erfreulichen Eindruck macht. Draußen vor den Eingangstüren aber stehen die Theatersessel und gewähren den Rekonvaleszenten einen bequemen Aufenthalt in der sonnigen frischen Herbstluft.

Bei ihrem Abzuge hatten die Franzosen nicht nur die Eisenbahnstation, sondern auch die Wasserleitung zerstört,

und so mußten württembergische und bayrische Pioniere schleunigst für frisches Wasser und Kraftwagenverbindungen sorgen, bis die alten Verhältnisse wieder hergestellt waren. Noch jetzt arbeiten württembergische Bahnbeamte in dem Städtchen, und wenn man durch die Straßen geht, glaubt man unwillkürlich im Lande Uhlands, des alten Rauschebart und des Grafen Zeppelin zu sein. Krieger, Ärzte und Techniker des württembergischen Landes traf ich hier, und nicht zuletzt hilfreiche Frauen und Mädchen von Stuttgart bis zum Bodensee, kurzum, eine Württemberger Kolonie, wie ich sie einst im heiligen Lande in Jaffa, Sarona und Jerusalem, viel Ehre auf den deutschen Namen häufend, sah. Sie sind auch hier der Stolz ihrer Führer, und ihre Sauberkeit und Disziplin, ihr Wissen und Können macht die Bewohner der Stadt staunen über diese schwäbische Invasion. Ganz sprachlos aber wurden sie, als die Unseren darangingen, die zahlreichen Typhusherde in der Stadt unschädlich zu machen. Denn der Typhus gehört bekanntlich nach der Meinung der Franzosen zu den gottgewollten Einrichtungen ihres Landes, wie die Fremdenlegion, die Pariser Mode und der Revanchegedanke.

Also war es ihnen unbegreiflich, daß unsere Soldaten mehrfach über Fieber und Durchfallserscheinungen klagten und daraufhin ein Oberleutnant erschien, der die Quartiere kurzerhand räumen und deren Gebrauchsgegenstände desinfizieren ließ. Auch ordnete er den Bau von Gartenlatrinen an, ließ in die Senkgruben Chlorkalk schütten und steckte die Typhusverdächtigen in ein Sonderlazarett, wo sie scharf beobachtet werden. Dann ließ derselbe Oberleutnant die hygienischen Einrichtungen der Stadt nachprüfen, teilte diese selbst in 13 Bezirke ein und prüfte nun im Verein mit Aufsichtsbeamten, Technikern und In-

genieuren täglich die Wohnungsverhältnisse der Bevölkerung, so daß diese den Oberleutnant bereits mit sonderbaren Augen zu betrachten begann, bis sie schließlich durch Nachfrage bei den Mannschaften erfuhr, daß dieser Offizier in seinem bürgerlichen Beruf daheim im Schwabenland Königlich Württembergischer Wohnungsinspektor sei. Da wußte man denn, was diese „Schwabenstreiche" zu bedeuten hatten, zumal sich der Gesundheitszustand der Bevölkerung von Tag zu Tag besserte, und in den letzten Tagen überhaupt kein Zugang an Typhuskranken in dem Etappenhauptort mehr zu konstatieren war.

Die größte Hilfe bei diesen Seuchenschutzarbeiten aber leistete den Ärzten und Hygienikern ein eigenes bakteriologisches Laboratorium, das unter der Leitung des bekannten Marburger Universitätsprofessors Dr. Bonhof steht. Es ist in der Schule des Ortes untergebracht und mit den modernsten Hilfsmitteln der Wissenschaft ausgestattet. Denn wir wissen, daß in früheren Kriegen sehr oft die Zahl der Seuchenkranken die der Verwundeten ganz erheblich überstieg. Das ist nun anders geworden, nachdem wir bereits im Felde mit der intensiven Seuchenbekämpfung den Anfang machen und nicht erst warten, bis die Kranken den Giftstoff in die Lazarette oder gar in die Heimat weitertragen.

Auch den Nervenerkrankungen ist in diesem Kriege große Aufmerksamkeit zugewendet worden und dem Etappenhauptort eine psychiatrische Abteilung angegliedert, deren Vorsteher der bekannte Heidelberger Psychiater Geheimrat von Krehl ist.

Wir sahen dann auch die Ausgabestelle des Etappensanitätsdepots, in dem der Inhalt dreier langer Eisenbahnzüge von je 32 Waggons medizinischer Gebrauchsgegenstände, Instrumente und Apparate, Verbandzeug,

Desinfektionsstoffe, Betäubungsmittel und auch die Gegenstände für den Bedarf der Armeeveterinäre aufgestapelt ist.

Große Lastkraftwagen führen täglich den einzelnen Armeekorps den nötigen Bedarf zu und wir hörten einige Zahlen nennen, die einen ungefähren Begriff von den Anforderungen geben, die dieser Krieg an unser Militärsanitätswesen stellt. In einem einzigen Monat wurden z. B. allein 50 Kilometer Heftpflaster abgefordert, ferner 50 Kubikmeter Gips für Verbände, 16 Zentner essigsaure Tonerde, 31 Kilogramm Digitalis, 800 Zentner Chlorkalk, 4 Zentner Wasserstoffsuperoxyd, 200 000 Gramm Opium, 75 Kilogramm Tannalbin, 25 Zentner Kreosol und 100 000 Büchsen Antipyrin. Das Depot ergänzt seinen Bedarf fortgesetzt aus dem Mannheimer Hauptdepot. Daneben wurden gewaltige Mengen Mull- und Gazebinden, Äther, Chloroform, Veronal, Morphium und Watte verlangt und prompt abgeliefert.

Auch die Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen arbeiteten mit unermüdlicher Hingabe, so daß wir auch hier wieder das minutiöse Ineinandergreifen von drei der wichtigsten Faktoren für unsere Truppen, ihrer ärztlichen, medizinischen und pflegerischen Versorgung bewundern konnten.

Vier Lazarette mit 900 Verwundeten und außerdem ein Lazarett für 45 Offiziere hat man hier inmitten einer fremden, verseuchten Stadt in wenigen Wochen geschaffen, die Stadt selbst zu einem hygienisch einwandfreien Orte gestaltet und daneben ihre Eisenbahnverbindungen, ihre Wasserleitung und ihre Lichtanlagen wieder hergestellt. Und täglich und stündlich gehen von hier aus Ströme des Segens zu unseren im Felde stehenden Truppen hinaus.

Aber auch für das geistige und leibliche Wohl der hier befindlichen Kranken mußte gesorgt werden, und da hat, weil es sich besonders um württembergische Truppen und Hilfsmannschaften handelte, das Württemberger Land mit warmem Herzen für die Landsleute hier draußen eingegriffen. Unter dem Vorsitz des Königs von Württemberg und der Königin Charlotte sind von Stuttgart aus die ersten Hilfs- und Liebesgabensendungen hierher gelangt, und zwar, da Post und Eisenbahn zuerst allzusehr anderweitig in Anspruch genommen waren, durch Kraftwagen.

Es war mir eine besondere Freude, daß gerade während unserer Anwesenheit in dem Etappenhauptort ein geradezu luxuriös eingerichteter Lazarettzug aus Stuttgart den Bahnhof passierte und ich dadurch Gelegenheit fand, festzustellen, daß auf diese Weise die Krankenbeförderung in die Heimat mit bisher ganz unbekannten Erleichterungen auch für Schwerverletzte erfolgen kann. Und der Wunsch der Ärzte nach der weiteren Gestellung solcher Lazarettzüge durch private Kreise ist durchaus verständlich. Die Württemberger sind es auch gewesen, die zuerst mit ihren Liebesgaben an die Front gekommen sind, und daß deren Verteilung nicht immer ganz gefahrlos ist, zeigt der Umstand, daß es ein Württemberger war, der in der Person des Barons Fritz von Gemmingen, eines Vetters des Grafen Zeppelin, als erster in der kronprinzlichen Armee und als fünfter Offizier im Heere überhaupt das Eiserne Kreuz erhalten hat.

Den Verkehr von der württembergischen Heimat zur Truppe unterhält der Präsident des württembergischen Roten Kreuzes, Direktor von Geyer-Stuttgart. Und der zum Etappenhauptort gehörende, oberschlesische Magnat Graf von Tiele-Winkler war es, der zu einer Zeit, als

es überhaupt noch keine Verbindung mit der Heimat gab, das für den Liebesgabendienſt Erforderliche hier im Lande zuſammenkaufte und den Truppen durch Kraftwagen zuführte.

Das alles erfuhr ich während eines „Diners", das uns Kriegsberichterſtattern in der Lazarettküche des Etappenhauptortes von barmherzigen Brüdern aus Trebnitz geboten wurde und das in ſeiner Zuſammenſetzung durchaus dem üblichen Krankenküchenzettel entſprach, einſchließlich des „Graacher Roſenberg" aus dem Kaſino der Dillinger Hüttenwerke, die ihn als köſtliche Liebesgabe geſtiftet haben. Und wie in der Küche die katholiſchen Brüder, ſo wirken in den Lazaretten Schweſtern vom Evangeliſchen Bunde Werke des Friedens inmitten des feindlichen Landes, alle von dem gleichen Gedanken beſeelt, die Wunden heilen zu helfen, die der Krieg uns ſchlug.

Yalim Dad aus Tat-Wale und Emil Neumann aus Berlin

(Der indiſche Helot. — Alles ums Geld. — Ein Daumendruck. — Das Geſchäft iſt richtig. — „Ein Ding gedreht." — Verſchwundene Herrlichkeiten. — Das Benzinlager in Flammen. — Zum Eiſernen Kreuz eingegeben.)

Vor mir liegt ein dünnes, kleines, rotes Heftchen, das man in der Taſche eines gefallenen Inders auf dem Schlachtfelde bei Ypern gefunden hat. Es iſt gedruckt in Kalkutta bei Linh and Sons, trägt die Aufſchrift „Indian Soldier's Pay Book" und gehörte dem Sepoy Yalim Dad vom 129. Regiment. Alſo das Soldbuch eines armen indiſchen Soldaten, der einem der aus dem großen indiſchen Aufſtand von 1857 her bekannten Sepoy-Regimenter angehörte.

INDIAN SOLDIER'S PAY BOOK.

FOR USE ON

ACTIVE SERVICE.

Note.—This book must be, on active service, in possession of all Indian combatants and of those non-combatants who are not in possession of the Followers' Service Book, I. A. F. K.-1157.

INSTRUCTIONS TO THE SOLDIER.

1. You will shew this book whenever you require an advance of cash.

2. You will sign the acquittance roll of the officer paying you in receipt of all cash advances made to you. The officer making the payment will sign the corresponding entry in this book on the page for cash payments.

3. You will make no entries in this book, except to sign your name on pages 7, 11 and 15.

4. Should you lose your book, you will at once report the loss to your commanding officer. But it must be understood that no pay can be issued in respect of the period before the date on which the report of loss was made, until you are finally settled with.

268

Probeſeiten eines indiſchen Soldbuches.
(Die Schriftzeichen ſind arabiſch und bengaliſch.)

سپاهی کو هدائتین '

(۱) جب کبھی تمھین کچھه نقد روپیه بطور پیشگی لینے کی ضرورت هو تو تم یه کتاب پیش کردو '

(۲) جتنا روپیه نقد تمھین ادا کیا جائے اُ کی رسید تم اُس افسر کے اکونٹس رول پر دستخط کردو جو تمھین نقد روپیه ادا کرے وہ افسر تمھین روپیه دیکر اس کتاب کے اُس خانے مین اپنی دستخط کردیگا جو صفحه خاص نقد روپیه ادا کرنے کی بابت ہے '

(۳) سوائے صفحه ۷ ر ۱۱ و ۱۵ پر اپنے دستخط کرنے کے تم اس کتاب پر اور کچھه مت لکھو '

(۴) اگر تمھاری کتاب گم هو جائے تو اس کی اطلا فوراً اپنے کمان افسر کو دو - لیکن یه یاد رکھو که جس تاریخ کو تم کتاب کے گم هونے کی اطلاع دوگے اُس تاریخ سے پہلے جو کچھه بھی تمھارا بقایا سرکار کی طرف هوگا وہ تمھین صرف تبھی مل سکیگا جب تمھارا سارا حساب بیباق کیا جاچکا پہلے نہین '

सिपाही को हिदायतें।

(१) जब कभी तुम्हें कुछ नक़द रुपिया पेशगी लेने की ज़रूरत हो तो तुम यह किताब पेश कर दो ॥

(२) जितना रुपिया नक़द तुम्हें मिले उसकी रसीद तुम उस अफ़सर की एकौंटस रोल पर दस्तख़त कर दो। जो तुम्हें नक़द रुपिया अदा करे वह अफ़सर तुम्हें रुपिया देकर इस किताब के उस सफ़हे पर दस्तख़त के ख़ाने में अपने दस्तख़त कर देगा जो सफ़हा ख़ास नक़द रुपिया अदा करने की बाबत है ॥

(३) सिवाय सफ़हा ७, ११, १५ पर अपने दस्तख़त करने के तुम इस किताब पर और कुछ मत लिखो ॥

(४) अगर तुम्हारी किताब खोई जाय तो इसकी ख़बर बहुत जल्दी अपने कमान अफ़सर को दो। लेकिन यह याद रखो कि जिस दिन तुम किताब के खो जाने की ख़बर दोगे उस दिन से पहिले जो कुछ भी तुम्हारा बक़ाया सरकार की तरफ़ होगा वह तुम्हें सिर्फ़ तब ही मिल सकेगा जब तुम्हारा सारा हिसाब बेबाक किया जायगा पहिले नहीं ॥

6

Regiment or Corps 9th Infy:

~~Squadron~~, ~~Battery~~ or Company E

No. 2445 Rank Sy:

Name in full Ram Charan Singh

Date of ~~Attestation~~ Enlistment 26/7/02 and

Age on Enlistment 22 yrs.

If appointed to a unit formed on mobilization, the designation of such unit should be stated here :—

7th Infantry Brigade. Lahore Division

NOTE.—The account of the soldier while on active service will be kept at the depôt of his unit. In the case of units which make no depôt on mobilization, the account will be kept in the field. Communications relating to his accounts should be addressed to the officer compiling them.

7

—	Rs.	A.	P.
Rates of :—			
Pay	11	-	-
Good service pay	-	-	-
Good conduct pay	3	-	-
Extra duty pay			
Working pay			
Batta	1	8	
Total ...	15	8	-
Deduct—Allotment or compulsory stoppage...			
* Net monthly rate of issue (words)—			

रामचरन सिंह

Signature of Soldier.

H. Wade Lt. O. C. III D. Company, etc.

Date and Station Fyzabad 1. 8. 14.

* Subject to amendments (if any) on page 10.

Aus der Glutensonne Indiens ist Yalim Dad aus Tat-Wale durch englische Transportschiffe nach dem kalten Norden heraufgeschleppt worden und hat an der Nordseeküste sein Leben im Kampfe gegen ein Volk lassen müssen, von dessen Existenz er kaum je etwas gehört haben wird. Viel mehr mag er von dem Volke gewußt haben, dessen beutegierige Händlerscharen im Anfange des 18. Jahrhunderts seine schöne Heimat unter Strömen von Blut dem „allerchristlichsten" Königreiche auf dem fernen nordischen Inselland dienstbar machten. In den Märchen und Sagen, die ihm von Jugend auf in den Ohren klangen, in den religiösen Lehren seiner Priester und in den geheimen Zusammenkünften seiner intelligenten Landsleute mag ihm oft genug als der einzige Feind Indiens das grausame und kaltherzige England geschildert worden sein, aber sein Los war es, für dieses von einer ganzen Welt gehaßte und verfluchte Land auch noch Kriegsdienste zu tun und am Ende sein Leben dafür zu lassen. — Yalim Dad ist ja nur einer von vielen, aber sein kleines Soldbüchlein löst doch eine Fülle von Eindrücken aus. In diesem Buche dokumentiert sich eines mit brutalster Deutlichkeit: Der von den Engländern ohne alle Scheu betriebene Sklavenhandel mit seinen indischen Heloten! Denn man wird uns doch nicht etwa erzählen wollen, daß Yalim Dad vor Antritt seiner Spazierfahrt durch den Suezkanal gefragt worden ist, ob er gegen die ihm ganz unbekannten Deutschen fechten wolle, nachdem sein Soldbüchlein ihn doch nur zum Dienst in Indien selbst verpflichtete. Aber freilich: In diesem Büchlein ist ja überhaupt nur von Pflichten, nicht auch von irgendwelchen Rechten des Söldners die Rede. Und dann noch von etwas, das, wie stets in England, an erster Stelle behandelt wird, vom Gelde. Es heißt

da: „Du mußt dieſes Buch zeigen, wenn du Geld haben willſt. Du mußt dann dem Offizier eine Quittung geben, wenn er dir Geld gegeben hat. Aber ſorge dafür, daß auch der Offizier in dieſes Buch eine Bemerkung ſchreibt, wenn er dir Geld gegeben hat. Du darfſt in dieſes Buch nichts anderes hineinſchreiben, als auf die Seiten 7, 11 und 15 deinen Namenszug oder deinen Daumendruck, falls du nicht ſchreiben kannſt."

Und er konnte natürlich nicht ſchreiben, der arme unwiſſende Yalim Dad. Deshalb hat er ſeinen Daumen in Indigofarbe eintauchen und damit die Quittungen in dieſem Soldbuche vollziehen müſſen, ganz wie es im Berliner Polizeipräſidium im Bertillonſchen Meßbureau von den eingelieferten Verbrechern verlangt wird.

Armer Yalim Dad, für deine Lohnherren warſt du auch nicht viel mehr wert, trotzdem du dich für ſie haſt totſchießen laſſen. Oder lebte etwa in deinem Herzen eine helle und freudige Begeiſterung für dein Adoptivvaterland? Warſt du davon überzeugt, daß es deine Pflicht ſei, bis zum letzten Atemzuge dafür zu kämpfen, daß die Scharrer und Krämer in London ſich an dem Schweiß deiner Landsleute im fernen Indien mäſteten? Oder hat man etwa auch dir zu erzählen gewagt, daß es um die Rettung der weſtlichen Kultur vor dem Barbarenvolk der Deutſchen ginge? Ach nein! Man hat dich ganz einfach bezahlt und dafür deine Dienſte bis zum Tode verlangt. Und wenn dich nicht deutſche Soldaten mitleidig in belgiſcher Erde gebettet hätten, um Englands willen würdeſt du heute den Tieren des Waldes zum Fraße dienen. Ich ſehe aus deinem Soldbuche, daß man dich ſogar noch ziemlich gut bezahlt hat. Vom 22. Auguſt bis zum 15. Oktober haſt du die Summe von 33 Rupien (alſo etwa 50 Mark) erhalten, und da das Buch ſogar

Redoute du Chemin de fer bei Antwerpen

Von einem Schuß herausgeschleudertes Lokomobil
auf dem Fort Waelhem

Digitized by Google

Fort de Lierre bei Antwerpen (I)

Fort de Lierre bei Antwerpen (II)

Digitized by Google

die Namen und Adreſſen deines Vaters und deines Bruders enthält, ſo ſcheint es beinahe, daß ſie als deine Erben den Reſt deiner Löhnung bis zu deinem Todestage erhalten werden. Das Geſchäft iſt alſo richtig und du haſt dich über nichts zu beklagen. Irgendwo da drüben in der War Office in London nimmt einer den Radiergummi zur Hand, löſcht eine Ziffer aus und Yalim Dads Name iſt in ewige Nacht getaucht!

* * *

Irgendwo an der Aisne hat der Grenadier Emil Neumann aus Berlin einen Baumſtamm liegen ſehen, und da er kein indiſcher Kuli iſt, der nur das tut, was er ſoll, ſondern als nachdenkliche und kritiſche Natur gern beſonderen Einfällen nachgeht, ſo hat er mit dieſem einfachen Baumſtamm da unten im Fluſſe „ein Ding gedreht", wie ſeine Landsleute ſagen würden, von dem man ſich in den Schützengräben noch lange ſchmunzelnd erzählen wird, und nicht nur dort. Emil hatte nämlich mit Mißfallen bemerkt, daß am jenſeitigen Ufer fortwährend Kraftwagen hin und her raſten, die wichtige Meldungen zu überbringen ſchienen, und deren Tätigkeit es die Unſern offenbar zuzuſchreiben hatten, daß ihre Durchbruchsabſichten immer wieder durchkreuzt wurden. Auch daß ſie über ſo viel Benzin verfügen konnten, verdroß ihn, ebenſo wie die Tatſache, daß die Engländer in ſchönen langen, warmen Mänteln umherliefen und von den exaltierten Pariſerinnen mit Tabak und vielen Lebensmitteln verſehen worden waren. Alſo bat er eines Abends nach Einbruch der Dunkelheit eine kleine Sonderſache machen zu dürfen, und verſchwand „in Richtung auf die Aisne", wie es im militäriſchen Jargon heißt. — Am andern Morgen gab es drüben in der engliſchen

Stellung ein großes Wehklagen. Es fehlten nicht nur einige Mäntel in den Zelten, sondern an drei Kraftwagen waren die Magnete und Vergaser herausgeschraubt. Man glaubte zunächst an das Walten eines mißvergnügten Tommy Atkins und stellte stundenlange Verhöre an, die jedoch zu keinem Resultat führten. Am andern Morgen war es noch ärger. Da standen gleich sieben Kraftwagen völlig unbrauchbar da, denn ihnen waren die Benzintanks angebohrt und die Pneumatiks zerschnitten, während der Verbrecher die noch vorhandenen Reifen mitgenommen hatte. Außerdem aber fehlten die vier besten Pferde der Offiziere vom Stabe und eine Kiste Tabak. Wieder kam für die untersuchungsführenden Offiziere nur ein räudiges Schaf der eigenen Herde in Betracht, und ein früherer Londoner Kraftwagenführer mußte sich den ganzen Tag über allerlei anzügliche Bemerkungen gefallen lassen. Erst der dritte Tag brachte eine gewisse Klärung der Sache. In der Nacht war nämlich plötzlich das ganze Benzinlager in Flammen aufgegangen und gleichzeitig der Pferdestall der Engländer in Brand geraten. Man wollte in dem allgemeinen Wirrwarr eine dunkle Gestalt nach dem Flusse haben eilen sehen und sandte auch einige Schüsse in die Nacht hinein, jedoch nur mit dem Erfolge, daß drüben am anderen Ufer eine deutsche Patrouille herbeieilte, um nachzusehen, ob etwa ein feindlicher Überfall geplant sei. Und richtig: In der Mitte des Flusses steuerte ja auch ein dunkles Etwas dem Lande zu, so daß die Patrouille pflichteifrig das Gewehr an die Backe riß und „Wer da!" rief. Aber mit der schönen Ruhe, die den Berliner in allen Lebenslagen auszeichnet, antwortete ihr Emil Neumann: „Ick bin's, Mensch. Nimm det Ding runter!" — „Ja, wo kommst du denn her?" fragte der andere erstaunt. —

„Na, nich von Treptow", lachte Emil. Und dann machte er gleichmütig den Baumstamm, den er als Floß zum jenseitigen Ufer benutzt hatte, fest und ging zur Feldwache mit, wo er die Erlebnisse der drei letzten Nächte zum besten geben mußte.

Wenige Tage später aber trug ein Beamter der „War Office" am Königsplatz in Berlin in die Liste der Inhaber des Eisernen Kreuzes den Namen Emil Neumann ein und sicherte ihm dadurch die Unsterblichkeit.

In den Schützengräben vor Reims

I.

(Mit unbekanntem Ziel. — In Oberbärenburg. — Plötzlich allein. — Im Schußfeld der feindlichen Artillerie. — Verlaufen! — Qui vive? — Vor einem Drahtverhau. — Die rettenden Sachsen.)

Der Novembernebel ist ein heimtückischer Gesell. Er kommt wie der Dieb in der Nacht, und ehe man sich's versieht, baut er um die helle Mittagsstunde seine Schleierwände rings um dich auf. Bald ist Weg und Steg, Feld und Wald verschwunden, und du tappst im Ungewissen. Aber schon schärfen sich alle Sinne. Aus frohen Wandervogeltagen her weiß man die Spuren des Weges, die Zeichen im Feld und die Stimmen des Waldes zu deuten, und es wird dir zur Lust, dein unbekanntes Ziel zu suchen, sei es auch in Feindesland, und ohne die Möglichkeit, mit der Waffe in der Hand den Gegner abwehren zu können, der hinter den Nebelwänden und bei jedem Baum und Strauch oder gar im unsichtbaren Schützengraben auf dich lauert. So wandere ich denn und wandere, zum erstenmal seit Kriegsbeginn ungeführt,

ganz auf die eigenen Füße gestellt, auf eigenes Empfinden und Fühlen angewiesen. Ein Hurra der Freiheit und dem Leben im grünen Waldrevier, das mich seit einigen Augenblicken empfängt.

Wir waren im Morgengrauen vom Großen Hauptquartier abgefahren, hatten nach Stunden die Aisne und die Suippes überschritten und im Armee-Ober-Kommando die Erlaubnis zum Besuch der Schützengräben bei Reims erhalten, die uns ein früherer preußischer Kriegsminister persönlich in der liebenswürdigsten Weise erteilt hatte. Dann war es mit Volldampf zum Stabsquartier gegangen, wo uns ein General empfing, der in einigen Kollegen alte Bekannte aus der letzten Reichstagswahlschlacht her begrüßen konnte. Unsere Kraftwagen mußten in dem von den Franzosen bis auf ein einziges Haus, das des Stabsquartiers, zusammengeschossenen Dorfe bleiben, während uns die Herren Stabsoffiziere zu den etwa eineinhalb Stunden entfernten Schützengräben führen wollten.

Das Dörfchen liegt in einem tiefen, fast kreisrunden Talkessel, und wir mußten eine etwa 250 Meter hohe Anhöhe ersteigen, die von den hier liegenden sächsischen Truppen in Erinnerung an das heimatliche Erzgebirge und den dortigen Winterkurort „Oberbärenburg" getauft ist. In einer Bodensenkung, die das schönste Gelände für Rodelschlittenfahrten bildet, liegt die Feldküche und das Pionierdepot versteckt. Die Anhöhe selbst aber wird als Luftkurort für die Mannschaften benutzt, die sechs und mehr Tage hintereinander in den Schützengräben gelegen haben. In der Regel bleiben sie bis zu drei Tagen hier oben inmitten der würzigen Nadelholzluft.

Wir gehen nun weiter, kommen über eine weite, öde, geneigte Ebene und in ein Gelände, das mit dürftigen

Kiefern und Tannen beſtanden iſt, Kreideboden aufweiſt und von den Nebeldünſten des Tages aufgeweicht und ſchlüpfrig geworden iſt.

Ein Kollege, dem ſchon früh bei der Abfahrt nicht gut war, wird hier von ſtarken Herzkrämpfen befallen und muß zurückkehren. Eine Ordonnanz wird mit ihm zurückgelaſſen, und als ſie langſam davongehen, bitte ich den Soldaten, doch auch meinen ſchweren Pelz mitzunehmen, da er mich bei dem langen Marſch behindern könnte. Es vergehen einige Minuten, bis ich dem Manne die Nummer meines Kraftwagens geſagt und ſeinen Standort beſchrieben habe, und als ich mich dann umwende, bin ich allein. Die Finſternis hat alles um mich her verſchlungen, und als ich den und jenen Namen rufe, klingt es wie von einer feſten Mauer aus den Nebelſchleiern wider. Wie ſeltſam, dieſes laſtende Schweigen, dies Warten in tiefſter Einſamkeit, dies plötzliche Alleinſein, nachdem man drei Monate hindurch von liebevollſter Aufmerkſamkeit auf allen Wegen und Stegen umgeben war, nie auch nur eine Minute vom rechten Wege abirren konnte und immer wieder zum großen Heerhaufen ſtieß, ſobald man zur nächſten Wegkreuzung kam.

Der Wald rings ſchweigt ſein feierlichſtes Schweigen, das Schweigen des Todes jedweder Kreatur. Und an ſeinen Rändern lauert das Verderben. Die Kriegsfurie hat ſeine Bäume zerſplittert, ſeinen Raſen aufgewühlt, ſeine Schonungen zerſtampft und ſein grünes Nadelkleid verſengt. Kein Vogel ſingt mehr in den betauten Zweigen, kein flüchtiges Reh kreuzt mehr den von Rädern zermahlenen Weg. Dafür liegen überall gefällte Bäume, verbrannte Äſte, geleerte Konſervenbüchſen franzöſiſcher Herkunft, zerſchlagene Champagnerflaſchen, ſchmutziges Pariſer Zeitungspapier umher und dann

oben auf der kahlen Hochfläche, die ich nun überschreite, Hunderte und Aberhunderte von sogenannten „Ausbläsern", Granaten- und Bombensplitter, Wagenteile und Soldatengräber, in Hast gegraben, in Hast gefüllt und in Hast verlassen. Bald darauf befinde ich mich mitten im Schußfeld der feindlichen Artillerie. Und der Nebel wird dichter und dichter. Eine unheimliche Ruhe lagert über dem Ganzen. Ich gehe mit unhörbarem Schritt, denn der schlüpferige Kreideboden und der spärliche Moosteppich darüber dämpfen jeden Laut. Wohin werde ich gelangen?

Unschlüssig gehe ich hin und her, denn der getretene Weg hat mit einem Male aufgehört, da mitten hinein eine Anzahl Granaten geschlagen war und große Löcher in den harten Boden gerissen hatte, so daß ich seitwärts abbiegen mußte. Am besten gehe ich jedenfalls in dem niedrigen Gestrüpp bis zur nächsten Schneise. — Da zerreißt ein peitschenähnlicher Knall die Luft, und wie ein gewaltiges Echo antworten dem Gewehrschuß aus einer unbestimmten Richtung her drei Kanonenschüsse.

Ich bleibe wieder einen Augenblick stehen, um zu hören, in welcher Richtung die Geschosse einschlagen, aber es rührt sich nichts in meiner Nähe. Der Nebel versperrt denen da drüben so gut wie den Unseren jede Aussicht ins Gelände, und so ist der Tag ein verlorener für jeden Schuß. Das gibt mir ein gewisses Gefühl der Sicherheit, und so wandere ich in fröhlicher Sorglosigkeit weiter.

Im Geiste sehe ich bereits die ungeheuerste Schützenlinie der Welt, die von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze reicht, vor mir. Ich muß fast unmittelbar in ihrem Zentrum stehen, und mir klopft das Herz vor Erwartung. Endlich werde ich die Unserigen am schwierigsten Abschnitt dieses Krieges in Tätigkeit sehen, ihre

Stimmung an dieſem trübſeligen Novembertage erkunden, ihre Wünſche und Hoffnungen vernehmen können. Ja, ein gütiges Schickſal ſchickt mich vielleicht ganz allein zu ihren Stellungen, und ſie werden den einſam kommenden Fremdling gewiß ſo freundlich aufnehmen wie die vom Armeeoberkommando angekündigten Kollegen in den anderen Stellungen.

Was haben wir nicht alles in den letzten Wochen vom Leben und Treiben in den Schützengräben gehört und geleſen! Was liegt für mich hinter dieſen Nebelwänden verborgen? Und ich wandere und wandere.

Plötzlich höre ich rechter Hand neben mir ein ſcharrendes Geräuſch, wie wenn ein Straßenarbeiter den Steinſchlag zuſammenſchaufelt. Dann zweimal hintereinander den Ruf: Charles! — Charles! und darauf ein halblautes oder durch den Nebel abgedämpftes: Qui vive? Der Atem ſtockt mir, und ich ſtehe im Augenblick wie angewurzelt. Kein Zweifel — ich bin in meinem verträumten Dahinwandern zu weit nach rechts abgekommen und ſtehe in nächſter Nähe eines feindlichen Schützengrabens. Was tun? Jeder unvorſichtige Schritt, überhaupt jede Bewegung kann den Unſichtbaren da drüben zu einem Schuß in den Nebel hinein veranlaſſen und mich damit zu einer kurzen Zeitungsnotiz zuſammenſchießen. Alſo Vorſicht und kaltes Blut. Ich ſtehe noch einen Augenblick, verſuche die Wand vor mir mit den Blicken zu durchbohren und horche angeſtrengt, ob irgendein Schritt, eine Bewegung, ein Geräuſch mich über meine unbekannten Gegenüber näher unterrichtet. Aber vergebens. Kein Wort und kein Laut mehr. Nur das Arbeiten der Schaufel dauert fort, und ſo trete ich unhörbar einen Schritt zurück und dann noch einen und noch einen. Darauf drehe ich mich mit gutgeſpielter Gleichmütigkeit

um, denn auch hinter mir kann ja inzwiſchen jemand aufgetaucht ſein. Doch nichts rührt und regt ſich mehr. Langſam gehe ich weiter zurück, halte mich ſcharf rechts und fühle weichen Ackerboden unter mir. Noch einige hundert Meter weiter, und ich ſtehe plötzlich vor einem Drahtzaun. Einem ſeltſamen Drahtzaun, den gewiß kein franzöſiſcher Bauer zum Schutze ſeines Ackers errichtet hat. Gleich dahinter ſteht ein zweiter und noch einer und noch einer. Und alle ſind ſie durch ſchönen neuen Stacheldraht miteinander verbunden. Kein Zweifel — ich ſitze mitten in dem Stacheldrahtverhau der Unſern, und dahinter liegen die Feldgrauen im Anſchlag. Alſo heißt es jetzt für mich, an dem Verhau entlanggehen, bis — ja bis ich an die Schützengräben der Sachſen komme und in dem Zwielicht der Nebelſchwaden für einen Gegner, zumindeſt aber für einen Spion gehalten werde. Verwünſcht! Was tun?

Die rettende Landſtraße, auf der ich mit leichter Mühe den Weg nach Oberbärenburg zurückfinden würde, habe ich längſt im verträumten Dahinſchreiten verloren. Ich finde ſie nicht wieder und muß doch rückwärts, um nicht abermals an die nun beiderſeits gefahrdrohenden Schützengräben zu geraten. Jetzt erſt wird mir das Ungemütliche meiner Lage ganz klar, und mit gemiſchten Gefühlen denke ich an die Kollegen zurück, die nicht auf mich gewartet haben und jetzt womöglich noch denken, ich ſei wohl gar mit Abſicht verſchwunden. Da plötzlich, dicht vor mir, wieder eine menſchliche Stimme. Und noch eine. Ich verſtehe auch deutlich die Worte: „Nu, Korle, ich gloobe, mir gehn widder!“ Gott ſei Dank, alſo brave Sachſen. „Hallo,“ rufe ich, „wo geht's denn zu euren Schützengräben?“ Aber „Korle“ blickt Guſtaven an, und der Guſtav den Korle, und dann ſpricht Korle: „Nanu,

wo gommen Sie daher, mei Guteſter?! Des geht doch gar nich, daß Sie da umherhubben!" Ich zeige den beiden ſchleunigſt meine „Legidimazjon", und nachdem ſie ein paar ſchwere Wellblechwände, die ſie für einen Augenblick an einen Baum gelehnt, wieder auf ihren breiten Rücken geladen hatten, marſchieren wir los. Merkwürdigerweiſe komme ich immer in die Mitte zwiſchen den beiden. Mal iſt der eine rechts und der andere links, und mal geht der eine vor mir und der andere hinter mir. Ich freue mich, wie diskret ſie ihre Beute bewachen, indes ſie harmlos mit mir zu plaudern ſuchen. Sie ſind ein paar fröhliche Geſellen und haben heute bei dem Nebel Zeit, zur Verſtärkung der Eindeckung des Schützengrabens allerlei Material heranzuſchleppen.

Sie erzählen mir, wie ſchwer der Kreideboden zu bearbeiten war und wie armſelig das umliegende Land infolge des ſteinigen Ackers iſt. Nur für die Champagnerweinreben bietet er das richtige Feld. Aber die werden erſt ſüdlich Reims hinter der Vesle gepflanzt, und dieſe wohlhabende Gegend iſt noch im Beſitz der Franzoſen, die dort dauernd requirieren und ſich zu Guſtavens großem Zorn einen guten Tag machen. „Nu deswegen," ſagt Korle, „das macht doch uns gorniſchte nich. Mir wär'n da ooch ſchon noch hingomm. Mir lähm doch hier ooch nich ſchlecht. Un wenn ſe uns von derheeme dichtig Liebesgahm ſchicken, denn halten mir's ooch ſchon noch 'ne Weile aus. Derweile loofen ſich die da driehm hier bei uns die Geppe in. Wiſſen Se, immer ſo in den Drahtverhau nein und ſo. Und denn —" „Pſt!" mahnt Guſtav. „Du weeßt je gornich, ob des der Herr da alles heern will. Der weeß doch mehr wie mir hier!" Ich freue mich innerlich über die beiden Diplomaten, die nun krampfhaft von Dresden und der Türkei ſprechen, bis

wir schließlich an einer Jägerhütte landen, die am Eingang zu einem kleinen Wäldchen liegt und aus der sofort mehrere Offiziere heraustreten. Nachdem ich auch ihnen meine Papiere vorgelegt habe, werde ich durch die kleine Stadt geführt, die ein Dresdener Regiment inmitten des Wäldchens errichtet hat und an dessen Rändern sich die Schützengräben der Unsern hinziehen, kaum 400 Meter von denen des Gegners entfernt. Ich bin am Ziel!

II.

(Bei den Troglodyten. — Die geheimnisvolle Märchenstadt. — In einem Künstlerheim. — Die Telephonstelle. — Amt Moritz. — Ein Rundgang durch die Schützengräben. — An den Schützenständen. — Mit dem Neuen Testament in der Hand. — In der Pragerstraße. — Das Gedicht des Leutnants. — Ein Renommiersoldat. — Geburtstagsfeier im Schützengraben. — Vogtländische Klöße.)

Es ist nicht ganz leicht, ein Bild von dem wundervollen Organismus der kleinen Stadt zu geben, die sich vor meinen Augen ausbreitete, als ich von den Offizieren des Grenadier-Regiments zu ihrem Oberst geführt wurde, der zunächst nochmals meine Papiere prüfte, mich dann als seinen Gast erklärte und darauf zu seinem „Palast" führte.

O selige Kinderzeit, wie wirst du hier inmitten der Kriegsgreuel mit einem Male wieder lebendig. Das ist ja die Troglodytenstadt, die wir uns hoch oben in den heimatlichen Harzwäldern zur Sommerszeit erbauten und deren Spuren, wie fast alle Erinnerungen aus jenen wunderherrlichen Tagen, längst verwischt sind. Ich sehe die Höhlen wieder, die wir ausgruben und mit Zweigen und Laub so lange überdeckten, bis ihre Türme phantastisch gleich riesigen Termitenhügeln über den Wald-

boden hinausſahen und den alten Oberförſter zum Fluchen brachten. Nur daß hier noch ganz andere Kräfte wirkſam waren, als ſie damals in ſchwachen Kinderhänden ſteckten. Hier iſt die Höhle zur Wohnung, das Dach zum bombenſicheren Unterſtand ausgebaut worden. Und was noch eben eine geheimnisvolle Märchenſtadt aus der Kinderzeit erſchien, wird in dem Augenblick lebendig, wo erſt einzeln, dann aber dutzendweiſe die braven ſächſiſchen Grenadiere herauskrabbeln und mit verträumten Maulwurfsaugen dem ſeltſamen Gaſt nachſehen, der wohl als erſter Ziviliſt ſeit Monaten dieſe Wunderſtadt betritt.

„Mein Heim!“ ſo ſteht es über einer Art Kellertür, die der Oberſt öffnet. Ich ſteige einige Stufen hinab und ſtehe in einem ſchneeweißen, engen, aber behaglich hergerichteten Raum, der nur einige wenige Quadratmeter im Geviert mißt, aber ein Bett, einen Kamin, eine Waſchtoilette und einen Schreibtiſch beherbergt. Alles natürlich euphemiſtiſch geſprochen. Denn das Bett entpuppt ſich als ein wagerecht in die Wand eingelaſſenes Drahtnetz, auf dem ein Strohſack liegt und über den die in einem verlaſſenen Bauernhauſe requirierten Betttücher gebreitet ſind. Aber der Kamin iſt echt, denn er beſteht aus einem richtig arbeitenden Feuerloch, das ſogar mit einer künſtleriſch ausgeführten Gipsleiſte umgeben iſt. Und dieſe Verzierung ſetzt ſich in ſchönen Verzweigungen an der ganzen Kalkwand des dämmerigen Raumes fort, und ſie iſt eigenſte Arbeit des Oberſten, der ſich damit einen hübſchen Zeitvertreib in der Öde dieſes mehrmonatigen Stilliegens geſchaffen hat.

Originell iſt das Fenſter, deſſen ſchräge Stellung zum einfallenden Licht die Anbringung des kleinen Arbeitstiſches ermöglichte. Kurzum, der Erfindungsgeiſt und die künſtleriſche Geſtaltungskraft des Menſchen kann ſich

kaum anregender betätigen als in dieſer Abgeſchiedenheit und in der tiefen Nacht der Unterweltsbauten dieſer armſeligen Kreidelandſchaft.

Der Oberſt hebt einen Vorhang neben dem Bett, und ſiehe da: ein unterirdiſcher Laufgang tut ſich auf, der zu dem „Geſchäftszimmer" des Regiments hinüberführt. Gerade fünf Menſchen haben darin Platz: der Oberſt, der Offiziersſtellvertreter, ein Telephoniſt und der Burſche, der zugleich den Küchenchef markiert, und ich. Als alter Journaliſt intereſſiere ich mich zunächſt für die Telephonſtelle. Iſt es denkbar, daß man hier, faſt zwei Meter unter der Erde, im Angeſicht des Feindes und inmitten feindlichen Landes, mit dem ganzen in unſerem Beſitz befindlichen deutſchen, belgiſchen, ruſſiſchen und franzöſiſchen Telephonnetz verbunden iſt, daß der Apparat tadellos arbeitet, ſo daß man von hier aus unmittelbar mit Berlin, Suwalki, Antwerpen, dem auf franzöſiſchem Boden befindlichen Hauptquartier, mit Wien und Budapeſt ſprechen kann? Noch dazu mit einer Klarheit in der gegenſeitigen Verſtändigung, die im Frieden zu den ſchönſten Träumen des Berichterſtatters gehört! Und dieſe Telephonleitung marſchiert ſtändig mit der Truppe mit, ſie wird je nach Bedarf verkürzt und verlängert, und ſie bildet die einzige und darum beſonders gut behütete Verbindung zwiſchen denen hier draußen und der übrigen Welt. Grund genug, ſie durch alle 24 Stunden des Tages mit einem gedienten Telephonbeamten beſetzt zu halten, der den Kopfhörer nur dann abnimmt, wenn die Ablöſung naht. Und die merkwürdigen Anrufe, die es da gibt, z. B. Amt Moritz, Amt Berta I. und Amt Berta II. Im Augenblick wiſſen es ſämtliche Abſchnitte, weiß es das Stabsquartier, daß ein Kriegsberichterſtatter hier gelandet iſt und darauf wartet, daß ſeine Kollegen

auf ihrer Wanderung durch die Schützengräben auch hierher kommen und ihn mit ſich nehmen.

Inzwiſchen iſt ein Glas Kognak da; der Koch tritt an ſeinen Miniaturherd, um im Handumdrehen eine Bouillon zu bereiten, und der liebenswürdige Offiziersſtellvertreter ſchleppt Brot, Wurſt und Zigaretten heran. Es iſt alles da, und es wird von Herzen gern gegeben. Über unſeren Köpfen leuchtet die Zimmerkrone, ein altes Wagenrad, mit friſchem Tannenreiſig geſchmückt und darauf geſteckten Lichtern. Doch ſchon nahen der Herr Major, die Hauptleute und die Leutnants, um uns zu einem Rundgang durch die Schützengräben abzuholen. Es ſei ganz ungefährlich, verſichern ſie mir. Bei dem Nebel ſei nichts zu ſehen, und man ſchieße deshalb ſchon ſeit dem frühen Morgen nur hin und wieder. Ich kann darauf nur erklären, daß ich als blutiger Laie überhaupt keine Bedenken habe, den Irrgarten zu betreten, der ſich vor meinen Augen auftut und verſtehe es daher auch nicht, daß bei jeder Stelle, die einen Ausblick ins Freie und hinüber zu dem großen ſchwarzen Wald auf der anderen Seite geſtattet, die Herren ſich unwillkürlich ducken und mir zurufen, ein Gleiches zu tun. Wir wandern zunächſt erſt noch ein Stücklein durch den Wald in einem ſogenannten „Annäherungsgraben", der flach beginnt, und immer tiefer werdend, ſchließlich auf einem Platze ausmündet, von dem aus viele Seitenſtraßen ſich nach den Schützengräben hinziehen. Sie ſind durchweg mannshoch und nur gerade ſo breit, daß ein Mann ihn begehen kann. An verſchiedenen Stellen ſind Ausweichen vorgeſehen, und in kurzen Entfernungen voneinander befinden ſich die Schützenſtände, die eine beſondere Schutzwehr aus Stahlſcheiben mit einem Guckloch darin haben. Hinter einem jeden ſteht unbeweglich der Grenadier mit dem Gewehr

in der Hand, von Zeit zu Zeit einen Blick durch das Loch werfend. Alle ſind ſie höflich, aber ernſt, denn hier in der vorderſten Linie lauert der Tod. Ich ſah manches, was auf die Geſinnung der Leute in dieſer Stunde ein bezeichnendes Licht warf und was ihnen alle Ehre machte. Aber darüber läßt ſich nichts ſagen. Es ſind eben unſere braven Feldgrauen, ganz ſo, wie ſie am Anfang des Krieges es geweſen ſind und wie ſie es hoffentlich bleiben werden bis zum Ende. Man hat das Gefühl, daß ſie alle ihren beſonderen Gedanken in dieſen Geiſt und Körper ungemein anſtrengenden Augenblicken nachhängen und daß ſie dabei dem Himmel näher ſind als der Erde. Der eine hat eben einen Brief von daheim erhalten und lieſt ihn verklärten Angeſichts, der andere kritzelt ein paar Zeilen an „ſie", und der dritte hat ein kleines Neues Teſtament in der Hand, das er raſch beiſeite legt, als ich unvermutet neben ihm auftauche. Es iſt mir peinlich, ſie zu ſtören, und ſo bin ich froh, als wir in einen ſtillen Seitenweg einbiegen, der uns ſchließlich wieder zu dem Platze von vorhin zurückführt. Dabei ſehe ich, daß die Wand mit feingeſchliffenen Kreideſtücken kunſtvoll ausgelegt iſt und daß der Platz ſogar einen Namen hat: „Frieſenplatz".

Mit beinahe hundert Leuten des Regiments iſt der jugendliche Leutnant Frieſen bei einem Sturme auf die feindlichen Schützengräben vor einiger Zeit gefallen, und treue Kameradſchaft hat dafür geſorgt, daß in dieſem kleinen Raume ſein Gedächtnis ſtets in Ehren gehalten wird. Wir wandern nun zurück zur Stadt, wo mir noch tauſend kleine reizende Einzelheiten dieſes liliputaniſchen Gemeinweſens zeigen, was für eine fruchtbare Phantaſie, was für künſtleriſches Können und vor allem, was für Humor auch in trüber Zeit in ſeinen Bewohnern

steckt. Daß die Straßen sämtlich Aufschriften tragen, die sich mit Dresdener Straßennamen decken, ist wohl selbstverständlich. Da ist sogar die berühmte Prager-straße zu sehen, ferner die Schloßstraße, die Wilsdruffer-straße und sogar eine Nebenstraße, die nur dem Dresdener durch ihren Namen etwas zu sagen hat. An einer der Straßenecken aber lese ich zu meinem großen Vergnügen: „Fri- und Rasiersalon von F. Schultze", und tatsächlich wird in der Nebelluft des Novembernachmittags, die ein gefahrloses Arbeiten im Freien gestattet, ein Stoppelbart beseitigt. Recht gemütlich geht's auch im „Maschinen-haus" her, wo ein selbstgemachter Kronleuchter einem Altenburger Skat leuchten muß, während nicht weit da-von die Jägerhütte auftaucht, die ich schon einmal sah und die sozusagen das Offizierkasino darstellt. Ich muß hier einen Kaffee genehmigen, der allen Ernstes weit besser schmeckt, als man es dem sächsischen Kaffee nach-sagt. An der Wand aber stand in Kreideschrift folgendes hübsches Poem eines jungen Leutnants zu lesen:

Wir hielten hier im Jägerhaus manch bange, schlimme Woche aus.
Es schützten uns die braven Bretter vor Feindesschuß und Regenwetter.
Ob auch der Feind Granaten spie, fest saß die zweite Kompanie.
Manch welsches Rindstück ward verzehrt, manch Glas vom Franzenwein geleert.
Der Wirt hatt' keinen dagelassen. Wir mußten ihn wo anders fassen.
Ward's Obdach auch gewährt nicht gern, wir danken dieses Hauses Herrn!

Und als es dann ans Erzählen ging, da hörte ich so vieles, daß damit wohl ein kleines Büchlein zu füllen wäre. Deshalb greife ich nur einige Schnurrpfeifereien

heraus. So kamen da eines Tages auf die Schützengräben der Dresdener drei Kühe und ein Kalb in Schützenlinie zu. Aber auch die daneben liegenden Mannschaften eines Breslauer Regiments hatten Witterung von dem Anmarsch der braven Vierfüßler erhalten, und da sie durch Zungenschnalzen und ähnliche unerlaubte Mittel den Weitermarsch der Tiere zu den Dresdenern zu verhindern suchten, krochen trotz des dichten Kugelregens zwei Grenadiere mit Heu in den Händen hinaus, dem erstaunt glotzenden Rindvieh entgegen und lockten es mit zärtlichen Worten zu ihrem Graben hin, wo es mit einem gewaltigen Jubelgeschrei empfangen wurde.

Wenn die Dresdener eine schöne Siegesmeldung vom Großen Hauptquartier erhalten, so hängen sie die Vervielfältigungen in französischer Sprache durch ihre Patrouillen nachts in die Bäume des von dem Gegner besetzten Waldes, der dann immer am nächsten Morgen mit einem wütenden, aber völlig wirkungslosen Gewehr- und Geschützfeuer quittiert.

Auch einen Renommiersoldaten des Regiments stellte man mir vor. Und zwar in der Gestalt des Grenadiers Karl Schober aus Schallhausen, neben dem noch zehn Brüder im Felde stehen. Davon sind bereits drei gefallen, und zwar ein Leipziger Ulan und zwei Matrosen. Die anderen sind mit Ausnahme eines weiteren Matrosen sämtlich Angehörige sächsischer Regimenter. Der Vater ist Bahnarbeiter in Niederstriegis bei Roßwein in Sachsen. Alle elf Jungen entstammen einer Ehe. Auch diese Tatsache ist den Franzosen drüben durch ein Extrablatt bekannt gegeben worden, und eine nicht mißzuverstehende Aufforderung daran geknüpft worden.

Und so hörte ich noch manches andere. Das Schönste aber kam zuletzt. Man lud mich nämlich zur Teilnahme

Nach einer Photographie von R. Guschmann, Berlin

Brennende Petroleumtanks in Antwerpen

Nach einer Photographie von R. Guschmann, Berlin

Kaiserparade im Hauptquartier

an einer Geburtstagsfeier im Schützengraben ein. Das Geburtstagskind war der Hauptmann und Kompagnieführer v. B., zu dessen unterirdischer Behausung man sich in feierlichem Zuge begab. Auf dem in die Wand gemeißelten Tische brannten sechs kleine Kerzen, und daneben lagen allerhand kleine Geschenke, die so recht den inneren Zusammenhang des ganzen Regiments erkennen ließen. Vom Bataillonskommandeur war eine Kiste Keks gekommen, die Kameraden hatten eine Strohhülse geschickt mit der Bitte, sich die dazu gehörige Flasche Sekt gefälligst zu denken, und die jungen Leutnants überreichten als wertvollstes Geschenk ein Stück eroberten feindlichen Landes in Form eines großen Kreideblockes. Als Geburtstagsgeschenk des Feindes sah ich Splitter einer am Morgen vor den Schützengräben krepierten Granate aufgebaut, und die Feldküche übersandte eine Portion Vogtländischer Klöße, von denen mir erzählt wurde, daß sie in der Plauener Gegend von den Frauen gekocht werden, wenn der Mann gar nichts mehr von ihnen wissen will. Sie führen den schönen Untertitel „Griegeniffte", und es gab verschiedene, denen bei ihrem Anblick das Wasser im Munde zusammenlief und die vorübergehend Heimweh bekamen. Während des feierlichen Aktes wurde auf der Orgel des Regiments, einer alten Mundharmonika, der Choral: „Lobe den Herrn" gespielt, und alles sang tapfer mit, zumal der Feldprediger die Gelegenheit ergriff, um auch seinerseits das kleine Fest durch ein paar warmherzige Worte zu verschönen. Die größte Freude aber machte dem Geburtstagskinde ersichtlich der Aufmarsch der neuernannten Ritter des Eisernen Kreuzes seines Regiments, von denen ein einziges Bataillon deren 50 besitzt. Mit seltsamen Gefühlen nahm ich endlich Abschied von dem fröhlichen Heim, über dessen Pforte ich

den Satz las: „Hic habitat Felicitas, nil mali intret!“

III.

(Humor, der unter Tränen lächelt. — Im Pandurenkeller. — Ohne Waschgelegenheit. — Isabellenhemden. — Sächsische Kunde. — Im Stabsquartier. — Wie Mottentod das Eiserne Kreuz erwarb.)

Es ist schon viel über den Humor in den Schützengräben erzählt worden, und tatsächlich dürfen wir zufrieden sein mit der Stimmung der Unseren rund um Reims und Verdun, an der Aisne entlang und weiter hinauf und hinab in Feindesland. Aber man sollte doch dabei nicht übersehen, daß es vielfach ein grimmiger Humor ist, ein Humor, der unter Tränen lächelt und der vielleicht gerade deshalb so frisch, so herzhaft, so völlig ungekünstelt ist, weil er das einzige Hilfsmittel gegen das vielfach Niederdrückende des bisher Erlebten, gegen das lange Warten und gegen das, was des Soldaten Los genannt wird, ist. Gott sei Dank, es ist guter, alter, deutscher Humor, keine flache Bühnenwitzelei, keine gallische Frivolität und kein erotischer Schmutz in dem, was ich in den Schützengräben vor Reims gesehen und gehört habe.

Wie habe ich z. B. gelacht, als ich mitten in den Straßen der vorweltlichen Zwergstadt der Dresdener Grenadiere einem Unterstand mit der Inschrift „Pandurenkeller“ begegnete, die noch vor wenigen Monaten als ein übler Scherz aus Soldatenmund gegolten hätte. Und dann die Villa „Fliegenbiß“, die Villa „Weltfrieden“, die Inschrift an dem sogenannten „Offizierkasino“, einer elenden Bretterhütte von dem Äußeren eines Viehwagens: „8 Offiziere oder 24 Pferde!“ Und die lustigen Straßen-

bezeichnungen in der Liliputſtadt und draußen in den Schützengräben. Wie beziehungsreich ſind ſie doch für jeden, der in den Seelen unſerer Leute zu leſen vermag. Ein Beiſpiel für viele:

Der Hauptmann F. hatte vor einigen Tagen Geburtstag. Die Kompagnie tritt an, gratuliert und führt das Geburtstagskind in eine neuangelegte Straße, die man „Bismarckſtraße" getauft hat. „Das iſt aber nett, Kinder," ſagt der Hauptmann, „daß ihr unſern Altreichskanzler ſo ehrt!" — „Nu nee, nu nee," ſtammelt der Unteroffizier verlegen, „es is ja nich von wegen Bismarcken, es is ja von wegen der jnädigen Frau Jemahlin!" Ja richtig, die Gattin iſt ja eine geborene von Bismarck, und dankbar drückt der Hauptmann ſeinem getreuen Unteroffizier die Hand.

Und alle dieſe Leute laufen ſeit dem 3. September in derſelben Uniform, derſelben Wäſche und denſelben Stiefeln umher, ohne Waſchgelegenheit und ohne alle ſonſtigen kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, ohne die der moderne Kulturmenſch noch vor einem Vierteljahr nicht auszukommen glaubte. Jeder Tropfen Trinkwaſſer muß aus dem Dorfe geholt werden, wo das Stabsquartier wohnt, und auch dorthin muß es erſt aus dem Orte, wo das Armee-Oberkommando ſich befindet, in großen Fäſſern herbeigeſchafft werden, ſo daß es nur in ganz kleinen Rationen verabfolgt werden kann und als Waſchwaſſer nicht einmal den kommandierenden Generalen zur Verfügung ſteht. — Nun hängt aber der Novembernebel jetzt täglich Millionen von Waſſerperlen an die Nadeln der Tannenbäume und Kiefern im Walde, und ſo behilft ſich der Feldgraue, indem er das köſtliche Naß des Morgens von den Zweigen ſtreift und damit eine Katzenwäſche vornimmt. Und im übrigen huldigt er dem Grundſatz,

daß eine Staubschicht von gewisser Stärke nach dem alten Sprichwort warm hält. Auf diese Weise verwächst allmählich Mann und Montur zu einer Einheit, und je nach der Länge des Krieges wird er dereinst Archibald Douglas „Ich hab' es getragen sieben Jahr'" oder das Mantellied „Schier dreißig Jahre bist du alt!" zitieren können. Hoffen wir deshalb das Beste!

Aber ich sprach schon davon, daß der Humor im Schützengraben seine Grenzen und auch seine furchtbar ernsten Gegensätze hat. Nirgends so sehr als gerade hier schwingt die uralte Weise des „Integer vitae . . ." überall mit. Die Hunderte und aber Hunderte sogenannter „Ausbläser" sind zwar sehr hübsche Dekorationsmittel, und auch die Granat- und Schrapnellsplitter machen sich bei der Anlage von kleinen Hausgärtchen, Skattischen und Türeingängen recht originell. Aber bei ihrem Eintreffen im Schützengraben stand so mancher nicht wieder auf, den sie zu Boden geworfen hatten und manch anderer denkt wohl noch heute im Lazarett mit Schmerzen an ihre Wirkung zurück. Es war mir erlaubt, den kleinen Friedhof der Dresdener Grenadiere betreten zu dürfen, auf dem die dahingeschiedenen Kameraden in langer Reihe sanft gebettet worden sind zum ewigen Schlaf. Auch hier hat man die Geschoßteile zur Schmückung der Wege und Gräber verwendet, und wenn der Frühling kommt, wird vielleicht schon aus dem fernen Sachsenlande manch Gedenkstein eingetroffen sein, um die Stellen für alle Zeit kenntlich zu machen, an denen die Blüte der Jugend und die Manneskraft aus den grünweißen Grenzpfählen im Dienste Alldeutschlands dahinwelkte.

Das war das letzte, was ich in den Schützengräben vor Reims sah. Die Sonne war hinter den Nebelschleiern zur Rüste gegangen, und ein frischer Wind fegte über die

Landschaft, so daß es allmählich aufklarte. „Sie müssen eilen", sagte man mir. „In wenigen Minuten geht der Tanz drüben los, denn man hat den ganzen Tag über nichts leisten können und wird es nun zum Abend nachholen. Wir bringen Sie bis zum Stabsquartier zurück, denn Ihre Herren Kollegen sind nicht bis hierher gekommen, sondern schon längst wieder auf dem Heimwege ins Große Hauptquartier. Sie haben gewiß auch große Sehnsucht, recht bald wieder nach Hause zu kommen!" — O nein, die hatte ich durchaus nicht. Aber plötzlich pfiff es drüben und gleich darauf krachte es linker Hand in dem Wäldchen, wo der Friedhof lag. Dann gab es noch ein paar dumpfe Schläge und schon wurde es auch hinter unseren Gräben lebendig. Die Verstärkungen rückten an und meine liebenswürdigen Führer konnten sich vor dienstlichen Meldungen aller Art kaum retten. Also bat ich, mir einfach „Gustav" oder „Karle" oder sonst einen dienstfreien Mann mitzugeben und wanderte nach herzlicher Verabschiedung auf versteckten Waldwegen, die ich allein niemals gefunden hätte, nach dem Stabsquartier zurück.

Hier hatte man sich schon allerlei Sorgen um mich gemacht und bot mir an, am nächsten Morgen mit einem ins Große Hauptquartier abgehenden Armee-Kraftwagen heimzukehren, falls ich es nicht vorziehen sollte, bis zur nächsten Eisenbahnstation zu fahren und von hier aus den Zug zu benutzen. Nein, das wollte ich nicht. Ich war viel zu liebenswürdig von dem Herrn General willkommen geheißen worden, und dann war ein so freundlicher Hauptmann am Telephon, der absolut keinen Anschluß mit meiner vorgesetzten Behörde bekommen konnte und dann — ja dann gab es noch ganz frische Dresdener Reformationsstollen, eine wärmende Tasse Tee und ein paar blutjunge Leutnants, die mir erzählen sollten, wie sie

ihr Eiſernes Kreuz erworben hatten und wie aus Knaben Helden geworden waren. Aber ſie ſagten, das wäre Dienſtgeheimnis und nicht wert, daß es etwa in mein Buch käme. Wenn es aber darum ginge, dann wollten ſie „Mottentod" holen, der habe in Reims eine wilde Sache gemacht, damals, als die ſächſiſche Patrouille über das verlaſſene Vitry-le-Reims frech bis in die Stadt hineingeritten war und die Nacht dort kampiert hatte. Alſo wurde der brave Grenadier herbeigerufen, und ich hörte: „Wie Mottentod das Eiſerne Kreuz erwarb." Er heißt natürlich nur mit ſeinem Spitznamen ſo, doch das tut ja nichts zur Sache. Er iſt bei der Radfahrer-Kompagnie und war in dem Gefecht bei Berru von der Truppe abgekommen. Als es Abend geworden war, ging er mit noch einem Kameraden einfach in das Dorf und legte ſich in einem verlaſſenen Hauſe zum Schlafen nieder, obwohl am andern Ende der Feind ſtand. Da davon geſprochen worden war, daß es nach Reims gehen ſollte, ſo hoffte Mottentod, ſein Regiment hier wiederzufinden, und ſchwang ſich deshalb im Morgengrauen aufs Rad und heidi ging's nach Reims hinein. Wer aber nicht da war, waren die Dresdener Grenadiere, denn zunächſt ſollte unſere Artillerie die förmliche Übergabe der Stadt erzwingen, nachdem die Ulanenpatrouille ſicherheitshalber die Stadt ſchon in der Frühe wieder verlaſſen hatte. „Als ich nun", ſo erzählt Mottentod weiter, „mit meinem Kameraden in die Stadt kam, liefen die Leute zuſammen und ſagten, die Deutſchen ſeien wieder fort, ich ſolle doch machen, daß ich weiter komme, da die Franzoſen in der Nähe ſeien. Nu, ſagte ich, ich muß doch erſcht meinen Gaffee ham. Gibt's da genen? Ei ja, ſagten ſe, aber fix, fix, Muſſiöh! Nu, und denn ſin mir uff der andern Seite widder naus. Wie mir zwee Gilometer weg ſin,

gommt een Zahlmeeſter und een Leidnand mit ſein'n Burſchen. Ei hercheſes, ſage ich, da gennten mir ja doch nein und een bißen regwirieren. Na, zuerſcht da wollten ſe nich, aber dann ſagte ich: Nu, macht doch geene Mährde, mir war'n ſchon ganz alleene hinne und uns iſt niſchte baſſiert! Der Leidnand is denn ooch gleich vorneweg zum Rathaus, hat den Birchermeeſter, den ‚Maier' oder ſo nausgerufen un hat geſagt: Nu gäb'n ſe de Leide erſcht mal Gaffee un denn, was is'n des da vor'n Kraftwagen? — Ech ja, ſagte der Maier, den genn ſe nähm! und wir fahr'n alſo los und woll'n een bißchen regwiriern. Wie mir aber in de erſte Straße einbiechen, Gottverdammich, da gommt eene Granade von uns un haut gleich in ſon Haus nein, daß de ganze Vorderſeide verfitzt war. Geene 20 Meter vor uns ging denn de zweete gabutt. Nu, da ſin mir glei widder zum ‚Maier' zurück un der ſagt: Moſſiöhs, ſagt er, was woll'n mir bloß machen? Nu, ſagt unſer Leidnand, wollen ſe denn de Stadt ibergähm? — Ei, jewiß doch, wenn ſe bloß mit dem verwinſchten Schießen uffhören mechten! Un was ſol 'ch Ihnen ſagen, er bot mir un meinen Gameraden 1000 Franken an, wenn mir mit dem Kraftwagen zu de Artillerie hinfahren! Nu, warum nich, ſagte ich. Er gab uns ſojar een Schofför mit un zwee Bettlaken, die mir an dem Kraftwagen feſtmachten. Wie mir aber finf Gilometer gefahren warn, heerte das Schießen ſchon von ganz allene uff, und es gam een Major von uns un mit den ging'n mir nach der Stadt zurück, wo er glei die Stadtgaſſe beſchlagnahmte. Ich bin derweile mit mein Gameraden in een Logal nein und wie mir da grade een Teppchen Gaffee drinken, ſeh 'ch een franzöſiſchen Gieraſſier durch die Straße reiten. Mir naus und niſcht wie: Halt! und er hebt ooch glei de Hände hoch, un mir mit ihm zum Rathaus. Na, und

denn ſin mir mit unſerm Major naus, weil's brenzlig wurde. Aber die Gaſſe un die 1000 Franken und den Gieraſſier un den Kraftwagen des ham mir mitgenommen und daderfier hab'ch, ja da hab'ch denn das Eiſerne Kreuz begommen!" Und ehe ich ihm eine Zigarre anbieten kann, iſt „Mottentod" wieder fort. Wir ſehen uns alle eine Weile ſtill lächelnd an und dann ſagt der General: „So ſind ſie alle. Das iſt ihnen ſo ſelbſtverſtändlich, daß ſie am liebſten gar nicht darüber ſprechen, und ich bin überzeugt, daß wir von der ganzen Sache gar nichts erfahren hätten, wenn er nicht ſein Ausbleiben hätte erklären müſſen und uns die Meldungen des Leutnants und des Majors vorlagen."

IV.

(Im Taubenſchlag. — Was der Fliegerleutnant erzählt. — Die „Baumaffen". — Ein alter Georgstaler. — Auf Wiederſehen in Paris!)

So ein Stabsquartier hinter den Schützengräben iſt der reinſte Taubenſchlag. Der eine gibt dem andern die Klinke in die Hand, und es erſchien mir deshalb durchaus ſinngemäß, daß die Sachſen ihren Stab in einem Hotel einquartiert haben, dem einzigen Hauſe im Dorfe, das, wie ſchon erwähnt, bei dem letzten Bombardement durch die Franzoſen erhalten geblieben iſt. Welch ſeltſamer Gegenſatz! Hier, wo vor wenigen Monden noch der Reiſende in Konfektion, der Verkäufer irgendeiner Pariſer Lebensmittelfirma und der Vertreter einer landwirtſchaftlichen Maſchinenfabrik am Abend gemeinſam mit den Payſans ihren Abſinth tranken und ſich friedlich über den Krieg hinten weit in der Türkei unterhielten, ſitzt heute beim Schein einer trübſeligen Petroleumlampe der konſervative Reichstagsabgeordnete eines ſchleſiſchen Ge-

birgskreiſes in der Uniform eines Generals an dem Wirtshaustiſche zuſammen mit den anderen Stabsoffizieren, und während zwiſchendurch die Offiziere von der Front, die Befehlshaber, die Ordonnanzen herein- und wieder herausſchlüpfen, die Kanonen hüben und drüben donnern und die Gewehrſchüſſe knattern, erzählen wir uns, wie es vordem in politicis war und wie das nun alles ſo ganz, ganz weit hinter uns liegt.

Dann kommt ein Fliegerleutnant herein. Er hat ſich tagsüber ein wenig in der Gegend von Paris umgeſehen und allerlei intereſſante Feſtſtellungen gemacht. Er erzählt auch, daß bei Sedan ein feindlicher Flieger heruntergekommen iſt, der in Verdun zu ſein glaubte und nun von den Unſern mit großer Freude in Empfang genommen worden iſt. Er hatte, von einem heftigen Winde getrieben, über 100 Kilometer in der Stunde zurückgelegt, und ſein Benzinvorrat war völlig erſchöpft. Der Apparat wurde alsbald nach einer ſüddeutſchen Stadt geſchafft, um nach unſeren Flugzeuggrundſätzen umgebaut zu werden, wie dies auch mit den von uns ſeinerzeit in Reims beſchlagnahmten Flugzeugen geſchah. Jetzt tun ſie uns längſt gute Dienſte, da der Luftkampf inzwiſchen immer ſchärfere Formen angenommen hat. So hörte ich, daß dieſer Tage einer unſerer Flugzeugführer vom feindlichen Flugzeug aus einen Schuß erhalten hat, der ihm quer durch den Körper ging. Er hatte noch ſo viel Kraft, das Flugzeug ſicher auf dem deutſchen Flugplatz landen zu laſſen, und kam ſterbend nieder. Ein Offizier raſte im Kraftwagen zum Armee-Oberkommando, holte ein Eiſernes Kreuz, und wenige Minuten, nachdem er es ihm angeheftet hatte, ſtarb der Wackere.

Mit großem Behagen erzählte man mir dann von der Vernichtung des „Bauernſchrecks", wie man einen küh-

nen französischen Fliegeroffizier und seinen Begleiter getauft hatte, die fast alltäglich über unseren Stellungen erschienen und Fliegerpfeile und Bomben in großer Zahl abwarfen, ohne daß wir ihnen mit unserem Geschütz- und Gewehrfeuer beikommen konnten. Sie sind in den letzten Tagen scharf beobachtet und mit einer Granate herabgeholt worden. Doch waren sie so verstümmelt und verbrannt, daß nur noch ihre Charge zu erkennen war. Und sonderbar: in dem Knopfloch des einen befanden sich zwei ganz frische blühende Rosen, die man ihm nun mit ins Grab gelegt hat. „Gewiß waren sie ihm von zarter Hand mitgegeben worden", sagt einer der Herren. „Sie haben ja drüben schon mehrfach ihre Damen bis mit in die Front gebracht. Nun wird sie vergeblich auf ihre Rückkehr warten!"

In diesem Augenblick klingelte es am Telephon. Der Hauptmann notierte eine Weile, während wir schwiegen, und meldete dann: „Bei aufklärendem Wetter sind heute wieder „Baumaffen" gesehen worden. Auch trägt man an verschiedenen Stellen feldgraue Mäntel, die sie wahrscheinlich unseren Toten abgenommen haben." — Die „Baumaffen" sind hier bei uns Senegalschützen, erklärte man mir. Beim Ansturm der Unsern gehen sie in die Bäume, während die Franzosen ausrücken.

Sobald sie uns im Rücken haben, funken die Kerls von oben und dadurch entsteht uns mancher Verlust. Also richten unsere Grenadiere jetzt ihr Augenmerk besonders auf die Bewegungen dieser Kerle. Sie kommen auch manchmal des Nachts mit dem blanken Messer zwischen den Zähnen angeschlichen, springen in die Gräben und fallen die Unseren an. Aber wir sind auf alles gefaßt, und solche Dinger dürfen sie mit unsern gutmütigen Jungens da draußen nicht zweimal machen. Neulich gingen

wir auch zum Sturm vor. Drüben ſauſt alles los, als wir Hurra ſchreien und mit dem gefällten Bajonett in ihre Gräben ſpringen. Aber ein paar Schwarze ſtehen verdutzt da — ſie wollten gerade eſſen — und als ſie uns ſehen, ſchreien ſie: Pardon! und halten ein gebratenes Beefſteak hoch. „Na, was wollen Sie?“ Da lachten die Jungen und ſchleppten ſie zu uns herüber. „Ich glaube, ſie haben ihnen ſogar das Beefſteak gelaſſen.“ — „Oha,“ ſagte einer, „das iſt zu toll!“, worauf ihm der Redner zur Beruhigung eine Zigarre anbot.

„Haben Sie denn wenigſtens ordentlich Liebesgaben erhalten?“ fragte ich einen Leutnant. „O ja, es geht. Aber wir hatten ſie auch nötig, denn Sie haben ja geſehen, wie die Gegend hier herum ausſieht. Hier iſt nichts mehr zu holen, und da iſt jede, auch die kleinſte Sendung von daheim erwünſcht. Nur keinen Rotwein mehr!“ Und alles ſchüttelte ſich. — Und dann erzählte man von dem Inhalt mancher Liebesgabenſendungen, die etwas zu lange unterwegs geweſen waren.

Inzwiſchen war eine Ordonnanz vom Armeeoberkommando gekommen und hatte vor dem Platz des Generals ein kleines Päckchen niedergelegt. Nachdenklich las der General das Begleitſchreiben und dann wurde ein Huſar hereingerufen.

„Ein Eiſernes Kreuz!“ flüſterte der Leutnant. Ich bat den General um die Erlaubnis, im Zimmer bleiben zu dürfen, und er nickte freundlich. Dann kam der Mann und alle die Alten und Jungen ſtanden auf. Der Huſar war verlegen, weil er nicht wußte, was man von ihm wollte, aber er hielt den Blick des würdigen Herrn in der Generalsuniform feſt aus und ſah ihm gerade ins Angeſicht. „Mein lieber W.,“ ſagte der General mit etwas bewegter Stimme, „Seine Majeſtät der Kaiſer und König

hat beſchloſſen, Ihnen für tapferes Verhalten vor dem Feinde das Eiſerne Kreuz zu verleihen. Es freut mich, daß Sie ihm ſo treu gedient haben, und daß ich Ihnen dieſe Auszeichnung überreichen darf. Hoffentlich werden Sie noch viele Nachfolger haben!" Dann klopfte der General dem Mann, einem Schloſſer aus dem Königreich Sachſen, väterlich auf die Schulter und heftete ihm das Eiſerne Kreuz in das Knopfloch. Nun war auch der Schloſſer bewegt, drückte kräftig die ihm dargebotene Hand und ſagte ſchlicht: „Ich danke vielmals, Herr General!" — Und dann gratulierten ſie ihm alle und die, die das Ehrenzeichen ſchon beſaßen, ganz beſonders herzlich. Auch ich durfte ihm die Hand drücken und dann konnte er nicht ſchnell genug zur Türe hinaus, um mit ſich und ſeinen Empfindungen allein zu ſein.

Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß der Huſar eines Tages als Radfahrer eine Meldung überbracht und dann bis abends nichts mehr zu tun hatte. Da ſah er, wie ein Regiment ins Feuer kam, und bot ſich mit ſeinem Rade als Befehlsholer an. Im ärgſten Feuer war er dann hin und her gefahren und hatte ſchließlich im Eifer ſelbſt ein Gewehr ergriffen und den Bajonettangriff auf die feindliche Stellung mitgemacht. Am Abend ſagte er auf die Frage, wo er geweſen war, er habe „Überſtunden" gemacht.

Ja, und dann gab's Abendbrot. Irgendwo im Dorfe hatte man unter Schutt und Trümmern vor wenigen Tagen, als König Friedrich Auguſt dort geweſen war und die Parade über ſeine Sachſen abgenommen hatte, einen alten Großvaterſtuhl als Königsſitz aufgetrieben und ich mußte auch auf ihm Platz nehmen. Die beſſere Konſervenkiſte wurde aufgemacht, und gerade als wir den erſten Schluck Wein trinken wollten, ballerte es draußen mit

einem Male kräftig los. Der Hauptmann horchte einen Augenblick hinaus, dann ſagte er: „Das iſt nicht bei uns und auch nicht drüben. Das ſind unſere Geſchütze in einem andern Abſchnitt!“ — Und ſchon ruft er an, was denn los ſei.

Aber da wird auch ſein Anſchluß ſchon verlangt und ich ſehe, wie ſich ſein Geſicht förmlich verklärt, wie ſeine Augen zu leuchten beginnen und wie es ihn drängt, uns die Nachricht weiterſagen zu können. Es iſt die Meldung vom Seeſieg bei Chile. Sie trifft hier mit dem Zuſatze: „Ein Hurra unſern wackeren blauen Jungen. Wilhelm, Imperator Rex!“ ein und löſt einen unbeſchreiblichen Jubel in dem kleinen Raume aus.

Dann geht die Meldung natürlich weiter in die Schützengräben draußen, und wenige Minuten ſpäter kommt die Meldung zurück: „Die Truppen traten an und brachten nach Verleſung der Meldung ein dreifaches Hurra auf den oberſten Kriegsherrn aus. Darauf ſangen ſie unter Muſikbegleitung „Deutſchland, Deutſchland über alles!“ — „Ach, ſollen wir nicht auch Salut ſchießen“, bat der Hauptmann. — Aber der General winkte ab. „Wir dürfen nicht Munition verſchwenden!“ — Bald danach kam ein junger Offizier aus den Schützengräben und erzählte, daß man „drüben“ ganz verdutzt geweſen ſei, und daß man ihnen die Meldung auf Franzöſiſch zugerufen habe. Da habe dann ein heftiges Schießen eingeſetzt.

„Hören Sie mal, was iſt denn da oben los!“ ſagt der General und zeigt an die Decke. Und richtig, da ſcheint's ja recht luſtig zu ſein! Man hört eine Mundharmonika und jemand ſingt das ſchöne Lied: „Es war in Schöneberg!“ „Ach,“ ſagt der Hauptmann, „ich weiß ſchon. Das iſt die ‚Familie‘! Wollen Sie ein wenig mit nach oben

kommen!" ruft er mir dann zu. „Aber natürlich, Herr Hauptmann, hier ist alles neu und interessant für mich." Und wir klettern eine schmale, dürftige Holzstiege nach oben. Hier gibt's nur zwei Zimmer. „In dem da schlafen wir heute nacht", sagt der Hauptmann. „Und das ist die Brigadeschreiberei!" — Wir stehen vor einem Raum, in dem fünf bärtige Landsturmleute sitzen. Aber noch etwas ist da. Auf dem Schoß des einen am Tische, der eben bei unserm Erscheinen mit dem Gesange aufhört, sitzt ein reizendes kleines Mädelchen von 8 Jahren, das mich lebhaft an ein anderes erinnert. Es tut sehr geschämig und verbirgt seinen Kopf schließlich an der breiten Brust des Freundes.

Der Hauptmann, den auch Erinnerungen überkommen, erzählt mir, daß eine einzige Familie von dreizehn Personen im Dorfe zurückgeblieben sei, als wir einrückten, und daß sie von den Unsern ihres anständigen Wesens und ihrer Hilfsbereitschaft wegen mit durchgefüttert werde. Die Kleine aber hatte sich bei den Leuten angefunden und jammerte nach ihren Eltern, worauf sich unsere Leute bereit erklärten, Elternstelle an ihr zu vertreten. Da ist nun der eine der Papa, der andere die Mama, der dritte der gute Onkel und so fort, und jeder wacht eifersüchtig darüber, daß seine Rechte von dem andern respektiert werden. Denn sie haben alle daheim ebenfalls Kinder und hoffen, daß denen auch nichts abgeht an Liebe und Pflege.

Wir klettern dann noch ganz oben hinauf, wo auf dem Heuboden die Telephonisten sitzen und als waschechte Altenburger einen fröhlichen Männerskat spielen, bis sie zur Ablösung gerufen werden. Denn auch hier geht der Telephondienst die ganze Nacht durch, und der ist hier im Stabsquartier, wo alle Befehle, Nachrichten u. dgl. zuerst einlaufen, doppelt schwer und doppelt wichtig.

Es war schon bald Mitternacht, als wir noch einen Augenblick aus dem Hotel hinaustraten, auf den kleinen freien Platz, der zugleich der Marktplatz des Dorfes ist. Der Nebel war verschwunden und der Mond grüßte von der Anhöhe her, über die ich im Wolkenmeer des Tages gewandert war. Seltsame Bilder malten die Schatten der zertrümmerten Hauswände auf den Boden und ab und zu gleißte ein Katzenaugenpaar zwischen den Ruinen hervor. Einsam stand der Posten und zeigte nach dem Wald auf der Höhe, wo ab und zu eine Granate krachend einschlug. „Sie vermuten drüben irrtümlich unsere schwere Artillerie an dieser Stelle und hoffen, in der Nacht bei einem etwaigen Stellungswechsel den Unsern Schaden zuzufügen." Dann zeigte er mir ein großes Loch im Boden. „Hier haben sie vor drei Tagen hergeschossen, glücklicherweise war niemand auf dem Platze!"

Mich fröstelte, und so gingen wir hinauf, der Hauptmann, der junge Leutnant und ich. Wir krochen in das kleine Zimmer, wo mir eine Ordonnanz einen Strohsack möglichst einladend ausgebreitet und sogar ein frisches Bettuch darübergelegt hatte. Auch mußte ich die als Kopfkissen dienende Strohrolle übernehmen, die der Herr Hauptmann ansonsten unter sein müdes Haupt zu schieben pflegt, und nachdem die Ordonnanz noch das Telephon an unser Nachtlager geleitet hatte, legten wir uns in den Kleidern nieder. Vorher trat der Hauptmann noch einen Augenblick ans Fenster, nestelte an seiner Uniform und starrte dann in den Mondschein hinaus, bis ihm der Leutnant zurief, er solle doch das Licht löschen, das Petroleum sei heute teurer als Kaviar. — Da führte der Ältere schnell etwas an die Lippen und packte sich dann in seinen Schlafsack ein.

Sie schliefen beide schon lange, als ich noch immer die

Ereigniſſe dieſes Tages in meiner Erinnerung vorbeizie-
hen ließ und mich in die Seelen all derer zu verſetzen
ſuchte, die jetzt mit mir in dieſem engen Hauſe ſchliefen
oder wachten. Das „Pitſch“ der Gewehrſchüſſe und das
Platzen der Granaten ſtörte keinen, ſo wie der Anwohner
des Niagara den Fall nicht mehr brauſen hört und den
Müller das Klappern der Mühle nicht ſtört. Aber ich
hatte ſonderbare Eindrücke, und ſeltſame Stimmungen
löſte dieſe Nacht an der Pforte der Ewigkeit in mir aus.
Allein — es gibt Dinge, die man nach Schopenhauer nur
denken ſoll, weil, ſobald unſer Denken darüber Worte
gefunden hat, es ſchon nicht mehr innig, noch im tiefſten
Grunde ernſt iſt. Wo es anfängt, für andere da zu ſein,
hört es auf, in uns zu leben. Und ich wünſchte doch, daß
dieſe Stunden mir allezeit unvergeßlich blieben.

Mein Nachbar ſeufzte im Schlaf und wandte ſich mir
zu. Im Mondlicht, das durch ein zerbrochenes Fenſter
auf ſein Geſicht fällt, ſehe ich eine tiefe Falte auf ſeinem
noch jungen Geſicht. Er wird einen ſchweren Traum
haben. Die Uniform iſt offengeblieben und ich ſehe, daß
er neben der Erkennungsmarke noch einen alten Georgs-
taler um den Hals trägt. Und noch etwas, was mir ſein
Geſicht beim Anblick des kleinen Mädchens vorhin erklärt
und das Verhaltene und Herzliche in ſeinem Weſen, wenn
wir von daheim ſprachen. Es iſt ein goldenes Medaillon
mit dem Bilde einer ſchönen Frau und eines niedlichen
blonden Kindes. Irgendwo im fernen Dresden liegt die
Kleine, hat fröhlich und andächtig zugleich für den Vater
hier draußen gebetet und träumt nun beruhigt von ihm,
der auf dem armſeligen Strohſack liegt. Und ich denke,
daß in dieſer Nacht keine Granate kommen wird. —

Gegen 4 Uhr klingt leiſe das Telephon. Mein Haupt-
mann fährt ſofort empor, gibt einen kurzen Befehl, und

Nach einer Photographie von R. Guſchmann, Berlin

Exzellenz von Schjerning im Geſpräch mit dem Verfaſſer

Nach einer Photographie von R. Guſchmann, Berlin

Deutſcher Soldatenfriedhof vor dem hiſtoriſchen Häuschen von Donchéry

Leipziger Presse-Büro, Leipzig

In den Schützengräben vor Reims

dann ſchlafen wir beide bis zum Morgengrauen traumlos durch. Unten ſtöhnt ſchon der Kraftwagen, der den jungen Leutnant und den Offiziersſtellvertreter aus dem Schützengraben mit mir zum Großen Hauptquartier bringen ſoll. Der liebenswürdige General hat es ſich nicht nehmen laſſen, durch ſeine Ordonnanz auch noch den Morgenkaffee für mich bereiten zu laſſen, und ſo wird es mir ſchließlich ganz ſchwer ums Herz, als ich ſcheidend die Hände all denen entgegenſtrecken muß, die mir zu dieſem unvergleichlichen Tage verholfen haben. Wir wünſchen uns alle ein fröhliches Wiederſehen!

Im erſten Schnee

(Ein trauriges Soldatenlos. — Ausverkauft! — Zu liebenswürdig! — „Stimmung ausgezeichnet!“)

Man ſoll auch an den kleinen Begebenheiten dieſes Weltkrieges nicht achtlos vorübergehen, denn ſie können in der Zukunft und bei der Beurteilung mancher Vorgänge von hoher Bedeutung werden. Heute, am 15. November, früh, gab es das erſte Schneetreiben in Feindesland und es erſcheint nicht ausgeſchloſſen, daß die Franzoſen und Engländer alsbald den Befehl zur Zurückziehung der Senegalſchützen und indiſchen Krieger aus den Schützengräben geben werden. Schon in den letzten Tagen und Nächten hörte man die Armſten ganz ſchrecklich huſten und dadurch ihre Stellungen verraten. Arme Söhne einer anderen, wärmeren Sonne und anderer ſchöner Länder, nun holt ihr euch hier zum Heimweh auch noch den Tod an der Schwindſucht, den ihr nach dem Wunſche eurer beiden Adoptivvaterländer durch die Kugeln der Unſeren erleiden ſolltet. Ein trauriges Soldatenlos fürwahr! —

Derweil marschieren hier im Großen Hauptquartier immer neue, fröhliche, frische Truppen zur Front durch. Auch heute im dichtesten Schneegestöber erklang deutsche Marschmusik und ein Landsturmbataillon paradierte mit einer eigenen neugeschaffenen Kapelle. Man munkelte freilich, daß französische Musikinstrumente in die Reihen der musikalischen Graubärte eingeschmuggelt worden seien, aber trotzdem klang der Hohenfriedberger und der Pariser Einzugsmarsch nicht anders als sonst. Dazu läuteten die Kirchenglocken und in der Ferne dröhnte sogar ein mächtiger Donner, der die Leute auf die Straße zog. Er kam aber nur von den Befestigungswerken der Stadt her, die nach und nach als völlig veraltet dem Erdboden gleichgemacht werden sollen, und an denen um diese Zeit wieder Sprengungen vorgenommen wurden.

Merkwürdigerweise sind die Einwohner mit der Zeit ganz gleichgültig gegen die Besetzung der Stadt durch die Deutschen geworden. Sie machen allerdings auch nach wie vor die besten Geschäfte durch die Anwesenheit des Großen Hauptquartiers, und dazu kommen noch die großen Einkäufe der in der Umgegend liegenden Truppenteile. Einzelne Geschäfte haben bereits ausverkauft und mußten, da jetzt noch kein Warennachschub möglich ist, schließen. Gar nicht zu haben sind z. B. Pelzsachen und Wollwaren, ferner Rauchtabak, Konserven und wichtige Nahrungsmittel. Nach Frankreich hinein fehlt es natürlich an jeder Verbindung und von Deutschland aus hat man vorläufig genug mit der Verpflegung der Truppen zu tun. So gehen die Leute hier einem harten und traurigen Winter entgegen. Die Kloster- und unsere Feldküchen werden von Nahrungssuchenden bestürmt und es ist ein Zeichen unserer Fürsorge für diese Ärmsten, daß man besondere Unterstände an den betreffenden Lokalen

für sie geschaffen hat, damit sie nicht den Unbilden der Witterung ausgesetzt sind.

Es ist erstaunlich, wie schlecht selbst hier am Fuße eines Waldgebirges, wie es die Ardennen sind, die Bevölkerung die Kälte verträgt. Trotzdem kennt man natürlich auch hier, wie überall in Frankreich, die Ofenheizung nicht, sondern behilft sich mit Feuerlöchern und Kaminen, an denen man vorn geröstet wird und hinten erfriert. In den letzten Wochen sah man die Frauen und Kinder den ganzen Wald in die Stadt fahren, und unsere Feldwachen drückten gutmütig ein Auge zu, wenn auch einmal ein Ast von der Stärke eines alten Baumes mit auf dem Wagen lag. Freilich, die Feldwachen stehen überall und meistens da, wo man sie gar nicht vermutet. — Im allgemeinen haben sich die Unsern über die hiesige Bevölkerung nicht zu beklagen. Im Gegenteil, der Maire hat noch letzthin die Frauen und Mädchen ersuchen müssen, sich den fremden Soldaten gegenüber etwas zurückhaltender zu benehmen.

Große und berechtigte Heiterkeit hat hier eine Meldung des „Petit Parisien" erregt, wonach das Große Hauptquartier von den Franzosen und Engländern eingekreist sei und die Kaiserin hierhergekommen wäre, um ihren hohen Gemahl zur Flucht zu veranlassen. Die Sicherheit des Kaisers ist natürlich auch nicht einen Augenblick gefährdet gewesen und kann auch niemals gefährdet werden, das mögen sich doch die famosen Korrespondenten gesagt sein lassen, die solche Mordsgeschichten in Paris und an anderen Orten aushecken.

Die allgemeine Lage hier im Westen ist unverändert ruhig und die Stimmung der Unsern trotz Regen, Nebel und Schnee ausgezeichnet. Man sitzt jetzt nach Empfang der vielen Liebesgabensendungen verhältnismäßig warm

und behaglich in den Unterständen der Schützengräben. Die Unsern, namentlich die Mannschaften aus den sächsischen und schlesischen Gebirgsgegenden, sind ganz andere Temperaturen gewöhnt, als sie der erste Schnee im Felde mit sich gebracht hat, und die Ärzte melden, daß die Zahl der Infektionskrankheiten mit Beginn der kalten Witterung ganz wesentlich zurückgegangen sei. Viele Leichterkrankte sind in diesen Tagen wieder zur Front zurückgekehrt und haben zusammen mit den neuen Nachschüben die Linien an der Aisne und vor Verdun ganz erheblich verstärkt.

Das „Benzin"-Regiment

(Wie das „Kaiserliche Freiwilligen-Kraftwagen-Korps" entstand. — Eine interessante Nachtfahrt. — Bekannte Namen. — Allerlei Gefahren.)

Wer an schönen Sommertagen draußen auf dem Müggelsee bei Berlin die Grünauer Kaiserregatta ausfahren sah, kennt den freundlichen graublonden Herrn, der, neben dem Kaiser stehend, die frischen und weißblauen Jungen vorzustellen pflegte, denen es gelungen war, im Wettkampf um die Höchstleistung im muskel- und lungenstärkenden Rudersport die Siegespalme zu erringen. Den Zeitungs- und Buchfachleuten ist sein Name geläufig als der eines Mannes, der den Ausgleich der oft tiefgehenden Gegensätze zwischen Prinzipalen und Gehilfen im Zeitungs- und Buchdruckgewerbe durch den sog. „Tarifvertrag" aufrechterhalten half, der den Parteien auf Jahre hinaus ein friedliches Zusammenarbeiten zum Wohle des ganzen Gewerbes ermöglicht hat. Und wer die südliche Berliner Friedrichstraße kennt, kennt auch

den Monumentalbau der Firma Büxenſtein & Co., der jener freundliche und ſtets verbindlich lächelnde Herr vorſteht. Aber in ſeiner augenblicklich wichtigſten Eigenſchaft als Stabschef des „Kaiſerlichen Freiwilligen Kraftwagenkorps" habe ich den Geheimen Kommerzienrat Büxenſtein erſt hier im Felde kennen gelernt. Im Kaiſermanöver des Jahres 1905 fand das damalige „Deutſche Freiwillige Kraftwagenkorps", das ſich auf Veranlaſſung des Chefs des Generalſtabes gebildet hatte, zum erſten Male Verwendung.

Das vollendete Kraftwagenweſen in Deutſchland hat auch zu den teilweiſe überraſchenden erſten Erfolgen unſerer Truppen, beſonders in Belgien, beigetragen, und wenn der Ruhm jener Tage auch in erſter Linie auf das Armeekraftfahrweſen ausſtrahlt, ſo wäre es doch unrecht, nicht auch dem „Kaiſerlichen Freiwilligen Kraftwagenkorps", wie es ſeit anderthalb Jahren heißt, einen reichen Anteil an der Geſamtleiſtung des deutſchen Kraftfahrweſens zuzuſprechen. — Während das Armeekraftfahrweſen in erſter Linie dem Truppen-, Munitions- und Proviantransport dient, hat das „Kaiſerliche Freiwillige Kraftwagenkorps", deſſen Mitglieder Offiziersrang bekleiden, die Aufgabe, den Verkehr der hohen und höchſten Offiziere von einer Kommandoſtelle zur andern und vom Großen Generalſtabe zu den einzelnen Armeen oder von den Miniſterien in der Heimat zu unſeren Behörden in Feindesland aufrechtzuerhalten. Daneben läuft ein vorzüglich eingerichteter und geleiteter Kraftwagenrelaisdienſt von der Heimat nach dem Großen Hauptquartier und von dieſem nach dem Oſten und tief hinein nach Öſterreich-Ungarn zu den dort kämpfenden Armeen der verbündeten Nachbarmonarchie. Niemals werde ich die intereſſante Nachtfahrt vom Großen Hauptquartier nach Berlin vergeſſen, die

ich vor einiger Zeit mit Hilfe dieſes Relais zurücklegen konnte.

Es iſt nicht jedermanns Sache, um Mitternacht durch zerſchoſſene, nur noch von Franktireurs bewohnte Dörfer und Städte zu fahren, wo jeden Augenblick ein Gewehr im Dunkel der Nacht losgehen kann oder ein Unfall einen unfreiwilligen Aufenthalt inmitten einer verrufenen Gegend nötig macht. Dann erſt aber ſieht man, wie famos unſere Etappenlinien arbeiten, wenn aus dem Dunkel feldgraue Geſtalten ſich loslöſen und dem einſamen Fahrer des Kraftwagenkorps jede Hilfe gern gewähren. Fahrer und Gehilfe ſind ja natürlich bewaffnet, aber bei einem heimtückiſchen Überfall ſind ſie doch unter Umſtänden verloren. Hier und bei den von ihnen verlangten Aufklärungsdienſten ſind denn auch ſchon mehrere Mitglieder für das Vaterland geblieben, andere verwundet worden, und manche von dieſen, die glücklich davonkamen, ſchmückt heute mit Recht das Eiſerne Kreuz.

Schnelles und doch ſicheres Fahren, gewiſſenhafte Durchführung der ihnen übertragenen Aufgaben, Takt, Mut und Furchtloſigkeit ſind Vorbedingung für die Mitglieder des Korps, in deſſen Mitgliederliſte ich Namen von beſtem Klang begegne. Ich nenne nur den Herzog Adolf zu Mecklenburg, die Prinzen Yſenburg-Büdingen und zur Lippe, den Vetter des größten deutſchen Schauſpielers Albert Baſſermann, den Opernſänger Adolf Baſſermann, Rudolf Hertzog-Berlin, den Sektfabrikanten Henckell-Mainz, die Zeitungsverleger Huck-Frankfurt am Main und Ullſtein-Berlin, die Fabrikbeſitzer Klönne-Dortmund, Ritter von Marx-Homburg, Graf Matuſchka-Vollrads, von Mendelsſohn-Bartholdy, Profeſſor Dr. Nernſt, Profeſſor Dr. Polis-Aachen, Staatsminiſter von Scheller-Steinwarts-Altenburg, Profeſſor Dr. von Schillings-

Stuttgart, die Kommerzienräte Stollwerck-Köln, Israel-Berlin, Manheimer-Berlin, die Kraftwagenfabrikanten Opel, Büssing-Braunschweig und Reichstein-Brandenburg und eine große Reihe anderer Fabrikanten, Bankiers, Rechtsanwälte, Rittergutsbesitzer, Kaufleute und Schiffsreeder. Auch der bekannte Operettenkomponist Jean Gilbert befindet sich unter den Korpsmitgliedern, deren Gesamtzahl etwa 400 beträgt.

Bedingung für die Aufnahme in das Korps ist die Zugehörigkeit zum „Kaiserlichen Kraftwagenkorps" in Berlin, ferner die Verpflichtung, vier Jahre hindurch mit dem eigenen Wagen für Zwecke der Heeresverwaltung jederzeit zur Verfügung zu stehen und eine bestimmte Übungszeit im Heeresdienst. Neben dem vorgeschriebenen sechssitzigen Wagen, den beim Ausbruch des Krieges die Heeresleitung gegen eine Entschädigung übernommen hat, muß das Korpsmitglied nach Friedensschluß einen weiteren Wagen für die Dauer der Verpflichtungszeit bereithalten. Ebenso hat es seinen Mechaniker der Heeresverwaltung für den Betrieb des übernommenen Wagens zur Verfügung zu stellen. Diese sind zu Beginn des Feldzuges als Unteroffiziere eingekleidet worden.

Mit welchen Gefahren aller Art die Mitglieder des „Kaiserlichen Freiwilligen Kraftwagenkorps" zu rechnen haben, geht auch daraus hervor, daß sie zur Überbringung von Nachrichten an einzelne Truppenteile, zum Austausch wichtiger Nachrichten der verbündeten Heere und zur Einholung entscheidender Auskünfte aus der Front verwendet werden. Geschoß- und andere Spuren an den Wagen geben ein eindrucksvolles Bild von den Gefahren, die auch die Mitglieder des Korps in Feindesland umlauern. Der Kommandeur des „K. F. K.-K." ist ein deutscher Prinz aus der Familie eines fürstlichen Kraftwagenfah-

rers von Ruf, wie es Prinz Heinrich ist, und zwar dessen Sohn, Prinz Waldemar; derselbe weilt ständig hier im Großen Hauptquartier und leitet im Verein mit Geh. Kommerzienrat Büxenstein die Geschäfte des Korps.

Fürchtegott Leberecht, der Marketender

(Eine gern gesehene Persönlichkeit. — Geramschte Ansichtskarten. — Auf der Fèrme. — Die Revolverschnauze. — Mit Wertheim und Tietz in den Krieg. — Das Bild des fremden „Empereur".)

„Fürchtegott Leberecht Volkmann, Woll- und Trikotwaren en gros. Agentur und Kommission." So steht es an einem kleinen Schild in der Stallschreiberstraße in Berlin zu lesen, und ich sehe den braven und frommen Vater Fürchtegott Leberechts deutlich vor mir, wie er dem kleinen rotblonden Täufling diese Namen gab und ihn dabei mit den besten Wünschen für einen gottesfürchtigen und friedlichen Lebenswandel überschüttete. Was wußte der alte Herr von diesem Weltkriege und davon, daß sein Fürchtegott Leberecht in ihm eine so bedeutsame Rolle spielen würde! Denn — um es gleich vorweg zu sagen — Fürchtegott Leberecht ist heute eine der wichtigsten Persönlichkeiten in den deutschen Schützengräben vor Reims, und es gibt gar manchen Feldgrauen, der ihn in gewissen Augenblicken mehr herbeisehnt als etwa die Mutter — der Kompagnie. Denn Fürchtegott Leberecht, der schon in Friedenszeiten als Agent in Woll- und Trikotwaren bei seinen Berliner Geschäftsfreunden eine gern gesehene Persönlichkeit war, ist in diesem Weltkriege — Marketender geworden, aber ein Marketender aus gutem Herzen und

klugem Geschäftssinn in vorzüglicher Mischung gepaart. Wer erbarmte sich nicht der Not seiner Volksgenossen, wenn sie Nadel und Zwirn, Kognak und Seife, wollene Unterhemden und Handschuhe, Schnürstiefel und Haarbürsten, Braunschweiger Wurst und Strümpfe, Heringe und Briefpapier, Butter und Ansichtskarten, Zigarren und was weiß ich sonst noch nötig haben. Wozu ist Fürchtegott Leberecht in Agentur- und Kommissionsgeschäften, in Woll- und Trikotwaren groß geworden, wenn er nicht auch hier im Felde und vor allem im Schützengraben wissen sollte, was der große Augenblick von seinem Geschlecht erwartet. Und als daher sein Regiment dazu verurteilt wurde, auf unbestimmte Zeit in den Schützengräben vor Reims auszuharren, machte er sich eines Tages auf den Weg in die nächste größere Stadt und legte sich zunächst einmal 1000 Ansichtskarten aus der Gegend zu. Der Händler war froh, als überhaupt ein Kunde kam, und er war überwältigt, als Fürchtegott Leberecht nicht mit der rauhen Stimme des Kriegers forderte oder gar zu requirieren anhub, sondern zu ihm in seiner Sprache sprach und sogar „Mon cher ami" zu ihm sagte. „Mon cher ami! Ich habe gerade mal Urlaub, und da möchte ich gern ein Geschäft mit dir machen. Ich nehme dir loko 1000 Ansichtskarten ab und später mehr. Du mußt mir aber einen Preis machen, bei dem ich auch etwas verdiene, und dann werden wir vielleicht mit der Zeit beide Millionäre. Es kommt ganz auf dich an!" — Der Händler sagte sich: „Was soll ich mit den Ansichtskarten, da ja die Gegend nach dem Kriege zum Teil ganz anders aussehen wird, und da meine Landsleute wahrscheinlich zunächst etwas anderes zu tun haben werden, als Ansichtskarten zu schreiben!" — Und also begab es sich, daß Fürchtegott Leberecht die 1000 Ansichtskarten zu einem

geradezu märchenhaft billigen Preiſe erhielt und ſie ſeinen Abnehmern im Schützengraben draußen zu einem faſt ebenſo märchenhaft billigen Preiſe weiter verkaufen konnte. Sie ſtürzten ſich nur ſo darauf, denn bei dem haſtigen Durchmarſch durch Feindesland hatten ſie an alles andere gedacht als an Anſichtskarten, und jetzt mußte eine ſo ſchöne Karte daheim gewiß den Gedanken auslöſen, ſich mit einer ordentlichen Liebesgabenkiſte zu revanchieren. Na, die Feldpoſt arbeitet ja nun ganz leidlich, aber es dauerte doch eine geraume Weile, ehe die Kiſte kam, und ſo hieß es eines Tages: „Fürchtegott Leberecht, haſt du nicht auch ein bißchen Butter zur Hand und einen Wurſtzipfel?“

Die „Gulaſchkanone“ iſt ja gewiß was Schönes, aber alle Tage Gänſebraten, das hält auch der ſtärkſte Mann nicht aus! Alſo nahm der Agent für Woll- und Trikotwaren en gros zum zweitenmal Urlaub und ſtreifte die Fermen in der Umgegend ab, und zwar ſuchte er nach Möglichkeit die verſteckt liegenden auf, da es hieß, daß in den nahegelegenen die Franzoſen ſchon tüchtig requiriert haben ſollten. Der Fermier betrachtete den Ankommenden zunächſt mit mißtrauiſchen Blicken, während die Gattin, die teure, bereits mit den Erzeugniſſen ihrer Butter- und Wurſtmaſchine auf dem Wege nach dem dunklen Keller war. Aber — o Wunder, der Pruſſien redete vorzüglich Franzöſiſch, war die Liebenswürdigkeit ſelber und ſprach, ganz wie er es vom friedlichen Agentur- und Kommiſſionsgeſchäft her gewohnt war, zunächſt vom Wetter und der Ernte, machte dann ein paar Witze, fragte Madame, was ſie für den ſchönen Wollſchal um ihren Schwanenhals bezahlt habe und behauptete, daß er ihr dieſen, da er gutes ſächſiſches Fabrikat ſei, um die Hälfte billiger hätte liefern können, wenn er ſie vor dem Kriege

kennen gelernt hätte. Schließlich sagte er so nebenbei, daß er gern einen kleinen Handel in landwirtschaftlichen Artikeln (Butter, Eier, Käse, auch Hühnern usw.) anfangen würde, wenn man ihm die Sachen billiger usw. (wie oben!). Der Fermier räusperte sich und erwiderte dann, daß er ja leider infolge des Krieges gar nichts im Hause habe, daß er aber zusehen wolle, und daß Monsieur vielleicht morgen —. Doch Fürchtegott fiel ihm ins Wort und sagte: „Mon cher ami, morgen sind wir vielleicht schon auf dem Wege nach Paris, was ich ja um deinetwillen bedauern würde, denn wir könnten gerade heute ein schönes Geschäft miteinander machen. Ich brauche unbedingt 50 Pfund Butter, ein Paket Handkäse und so viele Eier, als ihr nur auftreiben könnt. Geht und seht zu, daß ihr es irgendwo in der Nachbarschaft erhaltet, ich erzähle eurer Madame inzwischen etwas von Berlin. Und vergeßt nicht, daß ihr dabei auch etwas verdienen könnt. Denn umsonst ist bloß der Tod, und der kostet auch noch das Leben!" — „Na," sagte darauf die Bäuerin, „dann will ich mal sehen, ob wir von unseren Sachen nicht doch noch etwas abgeben können, aber ich tue es nur, weil Sie so ein netter Mensch sind!" Und sie sah den Fürchtegott Leberecht wirklich so wohlwollend an, daß er seufzte und sagte: „Na, Madame, wir beide alleine hätten den Krieg gewiß nicht angefangen, aber uns haben sie ja nicht gefragt!" — Und während die Frau im Keller verschwand, erzählte Fürchtegott Leberecht mit seiner fabelhaften Berliner Beredsamkeit, die ihm in den Kreisen seiner Berliner Geschäftsfreunde den Ehrentitel „Die Revolverschnauze" eingetragen hatte, dem Fermier, daß er sonst in Wolle und Trikotwaren mache und einen schönen Umsatz bis zum Kriege gehabt habe. Schon Ende Juli habe er in Petersburg und Moskau große Posten Woll-

ſachen verkauft und ſo an ſeinem Teile mit dazu beigetragen, daß die Ruſſen ſo ſchnell auf die Strümpfe gebracht worden ſeien, und Wertheim und Tietz hätten ihm auch jetzt während des Krieges ihre Kundſchaft nicht entzogen. Und dann holte Fürchtegott Leberecht zwei Briefe dieſer Firmen hervor und bewies dem erſtaunten Fermier, daß die beiden Warenhäuſer tatſächlich bei dem im Felde ſtehenden Fürchtegott Leberecht für ungefähr 200000 Mark Ware beſtellt und dazu geſchrieben hatten, daß man dem tapferen Vaterlandsverteidiger auch während des Krieges gern beiſtehen wolle (die Briefe hat Fürchtegott Leberecht auch mir perſönlich gezeigt, als ich ihm die Sache nicht glauben wollte). Der Fermier verwunderte ſich nicht ſchlecht, daß es in Berlin noch ſo friedlich und ruhig hergehe, denn ſein Blatt, der „Petit Ardennais", hatte in der letzten Nummer vor dem Einzuge der Deutſchen, mit der der kleine Ardenner dann ganz plötzlich eines gewaltſamen Todes verblichen war, erzählt, Berlin ſei bereits die Hauptſtadt einer neuen ruſſiſchen Provinz. Er ſchenkte alſo dem deutſchen Kriegsmanne immer mehr Vertrauen und Fürchtegott Leberecht erreichte es dadurch, daß er neben einem ganzen Arm voll billig erworbener Lebensmittel auch noch die Zuſage weiterer Lieferungen erhielt, mit denen er nun einen kleinen, aber ſchwunghaften Handel in den Schützengräben begann. Bald hatten es auch die Offiziere heraus, was es mit dem Agenten für Woll- und Trikotwaren auf ſich hatte, und Fürchtegott Leberecht konnte ſich vor allerlei Agentur- und Kommiſſionsgeſchäften kaum noch retten.

Er ließ ſich ſchließlich auch aus Berlin Waren aller Art, vor allem aber Woll- und Trikotwaren ſchicken und rüſtete allmählich den ganzen Schützengraben mit warmen Winterſachen aus. Jedoch verſchmähte er auch wei-

terhin die kleinen Geschäfte nicht, sondern schleppte überhaupt alles heran, wonach der Feldgraue in der Einöde der Kreidelandschaft um Reims herum schmachtet. Er handelt sowohl mit Schnürsenkeln, wie mit Zigarren, mit Bleistiften wie mit Seife, und ebenso wie ihn die Kaufleute der Stadt als einen großzügigen Geschäftsmann schätzen, so ist er auch bei den Bauerngutsbesitzern der Umgegend, den Fermiers, eine gerngesehene Persönlichkeit. Denn er nimmt ihnen alle die leichtverderblichen Waren ab, die sich die Einheimischen bei den schlechten Zeiten zum großen Teil versagen müssen, und — vor allem — Fürchtegott Leberecht bezahlt bar und bezahlt gut. Sein Geld und Gold trägt zwar das Bild des fremden „Empereur", aber es hat einen guten Klang und wird überall honoriert. So könnte also auch Fürchtegott Leberecht ein zufriedener Mann sein, denn seine Kameraden vergöttern ihn, seine Vorgesetzten sind ihm wohlgesinnt, und er ist sogar photographiert worden, worauf er sofort 1000 Stück Ansichtskarten davon machen ließ. (Das Tausend zu 47,50 Mark mit 2 Prozent Skonto bei Barzahlung, weitere 1000 auf Abruf freibleibend. So heißt es ja wohl in der Agentur- und Kommissionssprache.) Also was fehlt Fürchtegott Leberecht noch zu seinem Glücke! Na natürlich das Eiserne Kreuz! Fast der ganze Schützengraben trägt schon das stolze Ehrenzeichen, einige haben sogar die erste Klasse sich erworben, nur Fürchtegott Leberecht schaut danach vergeblich aus, wie der gefallene Ritter zum heiligen Gral. Für ihn allein bleibt es in unerreichbaren Fernen und niemand kann seinen Schmerz stillen. Er ist nun einmal und bleibt trotz aller persönlichen Tüchtigkeit, trotz der Woll- und Trikotwaren en gros, trotz des frommen Vaters und des schönen Vornamens, trotz der Agentur- und Kommissionsgeschäfte,

auf deſſen Briefbogen es ſich doch ſo ſchön machen würde: „F. L. Volkmann, Ritter des Eiſernen Kreuzes uſw.“, der friedliche, unausgezeichnete und doch ſo ausgezeichnete Fürchtegott Leberecht — der Marketender!

Aus dem Inhalt des zweiten Bandes:

Beim Kronprinzen von Bayern zu Gast.
In der „Liller Kriegszeitung".
Ein Schiff auf Rädern.
Der König von Sachsen in Lille.
Mit dem Weihnachtsmann im Schützengraben.
In einem Fliegerlager.
Das „Benzin-Regiment".
Im Schlosse des Fürsten von Monaco.
Die moderne Kriegschirurgie.
Wie es im Großen Hauptquartier aussieht.
In der wunderschönen Stadt.
Auf dem Kriegsschauplatz in den Vogesen.
Bei den Heinzelmännchen im Wasgenwald.
Was der Wasgenwald rauscht.
Von den Vogesen zur Nordsee.
Bei unsern blauen Jungen.
Am englischen Kanal.
Im Feuer von Westende.
Weihnachten und Neujahr im Großen Hauptquartier.
Der Fünfuhrtee des Landwehrmanns.
An der Dünen- und Yserfront.
Mariechens Holzschuh.
Am Yserkanal entlang.
Kaisers Geburtstag im Hauptquartier.
Von Lille nach Lodz.
Antwerpens Auferstehung.
Im Hafen von Antwerpen.
Woher stammt der Name „Antwerpen"?
Der Glockenspieler von Antwerpen.
Im Schatzkästlein der Buchdruckerkunst.
Antwerpener Bilder.
Die Straße der Diamanten.
Von verlassenen Hafenkneipen, toten Schiffen und verrufenen Häusern.
Der auferstandene Gasthofbesitzer.
Die Erneuerung des Verkehrswesens in Belgien.
Feldgrauer Dank.
Bismarck-Erinnerungen im Großen Hauptquartier usw.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.

Princeton University Library
32101 062160161